

MARK

HEFT 2 \* NOVEMBER 1924

# Uhu

Das  
neue

Ullstein-  
Magazin



Entwurf von Francisco de Madrid





DE DANSKE  
SPRITFABRIKKER  
AALBORG-KOPENHAGEN  
G.M.B.H. BERLIN



# U H U

## *Das neue Ullstein-Magazin*

### *Heft 2 / November 1924*



#### I N H A L T

	Seite
WERNER KRAUSS ALS „SPIELMANN“ . . . . .	1
DAS NEUE GESCHLECHT.	
Die Jugend in Amerika. Von Fritz Zielesch . . . . .	2
ES WIRD ZUVIEL GETANZT. Randglossen von W. W. . . . .	9
DER TANZER ERNST MATRAY. Photographie . . . . .	9
DER DAMENSPIELER.	
Novelle von Hermann George Schieffauer. Illustriert von Theo Matejko . . . . .	10 u. 116
MOLOCH GEYSER.	
Ein Erlebnis von Dr. A. Berger. Mit einer Aufnahme des Verfassers . . . . .	20
FRAUENBILDNISSE . . . . .	25
DER RAUBERHAUPTMANN TERENCE	
Von Klabund. Zeichnungen von George G. Kobbe . . . . .	29
VOM NEGERDORF ZUR PHILHARMONIE.	
Von Jaap Kool. Mit Illustrationen von Orlik, Holtz und Schmalhausen . . . . .	31 u. 121
DA LACHT DER UHU! . . . . .	42
DER JUNGGESELLE. Zeichnung von H. M. Batemann . . . . .	43
DAS LAND, WO MAN ZEIT HAT.	
Reiseerlebnisse aus China. Von E. von Salzmänn. Mit vielen Aufnahmen des Verfassers . . . . .	44 u. 124
BEGEGNUNG.	
Novelle von Vicki Baum. Zeichnungen von J. Haase- Werkenthin . . . . .	52 u. 127
BILDER VOM VARIÉTÉ . . . . .	66

Fortsetzung umstehend.



THEATER VON HEUTE: DER REVUE-AUTOR.

Zeichnung von H. M. Bateman . . . . . 68

DIE LACHERIN. Novelle von E. Münzer . . . . . 69 u. 134

KEMAL-PASCHA EL GHAZI.

Von Dr. Edgar Stern-Rubarth. Mit 2 Porträts . . . 73 u. 136

EMIL JANNINGS

als Hotelportier i. d. Ufa-Film „Der letzte Mann“ . . 77

AUS DEM TAGEBUCH EINES HOTELPORTIERS.

Veröffentlicht von Egon . . . . . 78 u. 158

DAS DRUSENRATSEL.

Die geheimnisvolle Wirkung der inneren Sekretion. Von  
Dr. Curt Thomalla. Mit Photographien . . . . . 82 u. 142

MUSTELA.

Eine Tiergeschichte von Charles Roberts. Zeichnungen  
von R. Diederich . . . . . 92 u. 145

REINHARDT IN AMERIKA.

Mit vielen Bühnenaufnahmen . . . . . 98

AUS DEM UHU-ALBUM . . . . . 106

JEFF PETERS ALS PERSÖNLICHER MAGNET.

Eine Humoreske von O. Henry. Zeichnungen von Godal 108 u. 148

HUMOR DES AUSLANDS . . . . . 114

BILDER AUS DEM GESCHÄFTSLEBEN.

Von Peter Panter . . . . . 150

AUS DEN TAGEN DER ANARCHISTEN.

Von Alphonse Pütz . . . . . 160

GEMUT. Szene in zwei Dialogen. Von Curt Peiser . . 164

ERLEBNISSE EINES STUDENTEN IN NANKING.

Erzählungen aus dem Chinesischen . . . . . 182

DIE HEXENSCHWEMME.

Eine mittelalterliche Geschichte aus dem 19. Jahrhundert. 190

DIE STUNDE VOR DEM TODE.

Ein Erlebnis von Prof. Ernst Ad. Krause . . . . . 194

DIE REISE DES HERRN VON GERSBERG

Erzählung von E. v. Medem . . . . . 198

Umschlagzeichnung von Walter Trier





Werner Krauß als „Spielmann“ in der New-Yorker Mirakel-Aufführung  
unter Leitung Max Reinhardts.

Zu dem Artikel „Reinhardt in Amerika“ auf Seite 98.



# DAS NEUE GE

## *Jugend in Amerika*

Der steinerne Dampfkessel New York ist nach sechs Arbeitstagen ge-  
borsten. Ströme von Kraftwagen rinnen  
die Landstraßen hinaus, und die Armeen  
aus Fabriken und Geschäftshäusern quellen  
durch die steinernen Schluchten in die  
Wälder und auf die Spielplätze. International  
ist die Sehnsucht nach der Natur. Die  
Formen des Naturgenusses sind hier  
am Hudson allerdings anders als an den  
Ufern der Havel, der Elbe, des Neckar.

Die Fähre zwischen dem oberen New  
York und den „Pallisades“, dem Felsufer  
von New Jersey, gleitet aus dem hufeisen-  
förmigen Hafen. Ein durchsonnter,  
wasserfrischer Wind weht die Schatten der  
sechs Arbeitstage von den Gesichtern der  
Jugend hinweg, die sich in den Seitengän-  
gen und auf den freien Plattformen des  
Fährbootes drängt. Ein reichhaltiges musi-  
kalisches Allerlei wird serviert. Da ist der  
obligate Harmonikaspieler, der auf keinem  
Schiff im Bannkreis New Yorks fehlt.  
Und schon brummt, summt, quäkt und  
zwitschert es in die sonnige Freiheit: „Du  
bist verrückt mein Kind, du mußt nach  
Berlin“. Eine heimatlliche Weise in Ame-  
rika? I wo, das ist der neuste Jazzschla-  
ger mit dem amerikanischen Text:

„Why did I kiss that girl?

O why, o why, o why?“

„Warum hab ich das Mädel geküßt?“

Der poetische Refrain „O warum“ hört  
sich recht kummervoll an: „Auwei, auwei,  
auwei“. Aber von Kummer ist hier nichts  
zu spüren. Und in das akustische Kon-  
zert der Harmonikas mischt sich ein  
optisches Konzert von bunten Lollipops.  
Der Lollipop ist dem „Flapper“ am Hud-  
son unentbehrlich, dem Flapper, jenem  
etwas exzentrischen und eigenwilligen  
Mädeltyp, der einen guten Teil der Physio-  
gnomie Amerikas bestimmt. Am Lollipop  
enthüllt sich das kindliche Gemüt des  
Flappers. Er bedeutet ihm dasselbe, was  
dem einige Jahre jüngeren Backfisch Eu-  
ropas die Schlagsahne ist. Der Lollipop  
ist ein großer flacher Bonbon, den es in  
allen Farben gibt. Er steckt an einem  
dünnen Holzstäbchen. Und das ist der  
Trick, der ihn populär machte.

Auf der wellenumspülten Vorderplatt-  
form des Fährbootes hat ein Flapperpaar  
einige fußbreit freien Bodens entdeckt.  
Aufforderung zum Tanz. Und schon  
wippen die beiden Mädel in das negerische  
Gliedergeschwingen hinein, die eine eine  
Art Okarina an, die andere den Lollip-  
pop im Munde. Und schau, während des  
Tanzes kann man den bunten Bonbon am  
Stäbchen im Munde herumführen, kann  
ihn über die Lippen ziehen und die  
schmelzende Süßigkeit mit dem ganzen  
schmatzenden Geschmacksapparat ausgie-  
bigst genießen. Man kann ihn auch



# SCHLECHT

von Fritz Zielesch

gaumenselig versinken und dabei das Stäbchen aus dem Munde ragen lassen. Man kann ihn, müde des Jazz, wieder ans Tageslicht heben und die Landschaft durch die farbige Masse betrachten. Das ist der Lollipop.

Die Stimmung ist harmlose Vergnügtheit. Flirt? Das Wort ist nicht amerikanisch, der Begriff auch nicht. Erotik? Keine Spur! Zumeist sieht man die Trupps der jugendlichen Ausflügler sogar nach Geschlechtern getrennt marschieren. Ein „Arm in Arm“ oder gar ein „Kopf an Kopf“ — das wird man nur äußerst selten sehen. Aber Jazzklang und Jazzschritt, Lollipop und — nicht zu vergessen — der Kaugummi, eine Zärtlichkeit zwischen den Mädeln, ein gutgemeintes Boxfragment zwischen den Jungen und dann ein Schwatzen, unermüdlich, ohne Stoffmangel, ohne Leerlauf der Sprechmaschinerie — das ist das Element dieser Jugend. Und worüber schwatzt der Flapper? Da kann man eine atemlose Schilderung auffangen: „Nein, hör doch nur, Ethel, im Lunapark sind wir gewesen! Aber sowas! Nie wieder geh' ich hin! Mein Gott, und die Männer sind frech! Denk doch nur, die reden dich einfach an!“ Und diese moralische Fassade ist ganz typisch. Diese geschminkten und gepuderten Girls sind zahme, harmlose Kinder.

Das Ufer von New Jersey rückt nahe,



Aus dem Wolkenkratzermeer ins Freie:  
„Camping“, das Zeltleben der amerikanischen Jugend



ganz von bergigem Land begrenzt, vorn wie eine Miniaturausgabe der Bastei, steile Fels-hänge, die unten mit einem waldigen Hü-gelfuß im Hudson stehen. In den Seiten-galerien rüstet man zum Aufbruch. Eigent-lich will die Vorschrift auch hier eine Trennung der Geschlechter. Aber der Zopf ist gar zu arg. Er wird im Zeitalter des Bubenkopfs ignoriert.

Vor dem kleinen Wandspiegel gibt es ein Gedränge. Man muß sich rasch noch einmal für die Natur zurechtmachen. Diese Mädels hier, meist dem östlichen New York entstammend, bilden in ihrer Aus-flugskleidung eine merkwürdige Mischung von Broadway-Eleganz und Wandervogel-stil. Fast ausnahmslos tragen sie Sport-hosen ohne Ueberrock, dazu einen bunten Wollsweter. Aber mehr darf Mutter Na-tur nicht verlangen, und man weiß ohnehin schon nicht, wozu diese Kleidungs-stücke eigentlich dienen, denn tatsächlich treibt ja der Flapper am Hudson gar keinen Sport, er wandert nicht, er klettert nicht, er strengt sich nicht an. Und so stecken denn auch die Beine in zarten Sei-denstrümpfen, und die Füße tragen den fashionablen Stöckelschuh. Der merkwür-dige Kontrast wird von der sonderbaren Haarfrisur gekrönt, einem breit ausladen-den Golem-Skalp von Dauerwellen.

Aber die Hauptsache ist schließlich immer das Gesicht, und in aller Eile wird es jetzt noch einmal geprüft, ob es auch den Erfordernissen eines Sonntags im Freien entspricht. Denn dazu gehören — genau wie zum Alltag hinter dem Laden-tisch — sorgfältig rot schattierte Wangen, eine wohlgeputzte Nase, ein kirschrot in geschwungener Klammerform ausgemal-ter Mund und möglichst auch ein paar Augenbrauen, von denen soviel Haar aus-gezupft ist, daß nur ein schmaler, natür-

lich schwarz nachgezogener, orientalischer Bogen stehen bleibt.

Das Ufer ist erreicht. Schnaubend und stinkend rennen die Autos eine in den Fels gemauerte Serpentinastraße hinauf zur Höhe. Die Jugend schlägt sich rechts und links in die schmalen Uferpartien. Hier und da gibt es eine breite grüne Wiese. Die belegen die Jungen sehr schnell mit Beschlag, und ihr traditionelles Sonntags-vergnügen, das auch ihr ständiges Alltags-vergnügen ist, beginnt: Baseball. Und wer nicht zu einer Spielgruppe gehört, der hat einen Freund, mit dem er Ballwerfen trainieren kann. Immer sind auf einer solchen Hudsonwiese ein paar Dutzend dieser sehr scharf geschleuderten Bälle in der Luft, und der Passant tut gut daran, seine edleren Teile vor den harten Geschossen in Acht zu nehmen. Die männliche Ju-gend am Hudson zeigt die gleiche erotische Neutralität wie die weibliche. Es sind kräf-tige braune Gestalten, sportsgewandt, be-hende, nicht selten geradezu athletisch, und, soweit sie nicht Baseball spielen, handwerkliche Neigungen verratend, in-dem sie leichte Holzhütten, die „Bunga-lows“, oder wenigstens Zelte errichten und mit dem erwünschten Komfort aus-statten. Diese Sonntagssiedlungen garnie-ren das Hudsonufer meilenweit. Unter die Jugend von Sechzehn bis Zwanzig und die Kleineren mischen sich junge Ehepaare und solche, die es zu werden wünschen. Hat man das Zelt errichtet, die herange-schafften Matratzen gruppiert, steht die Suppe auf dem Lagerfeuer, und ist — um es kurz zu sagen — das häusliche Milieu fast lückenlos am Hudson aufgebaut, dann wird das Grammophon aufgezogen und den Klängen der letzten Jazzschlager ge-lauscht. Manche Ausflügler, namentlich die Besitzer von Kanus, schaffen sich





Kaum ein Ausflug ohne Bad  
Links ein Mädchen mit dem typischen Aussehen: Weite Pumpbrosen und Bubikopf



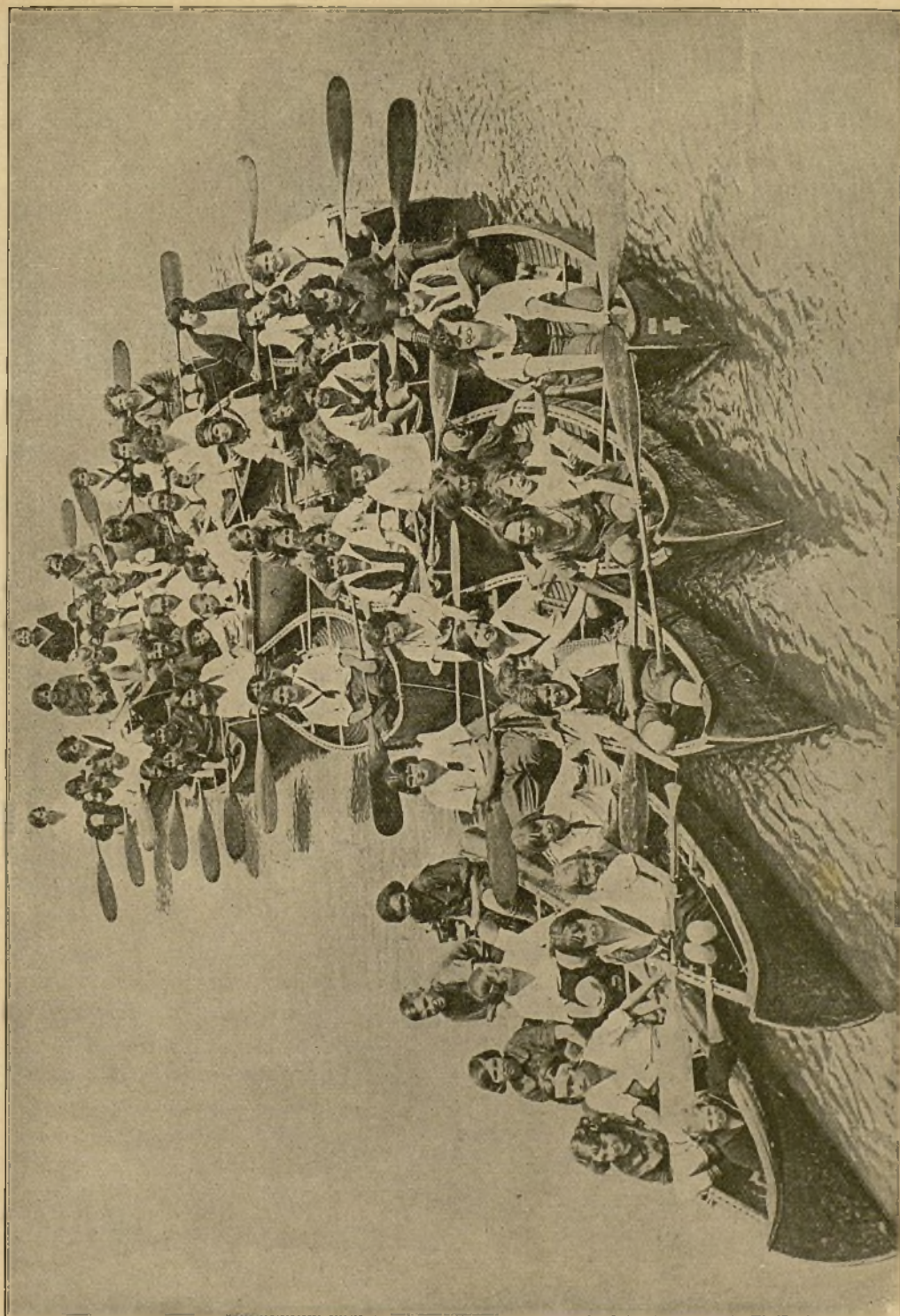


Der Sonntagsstaat des „Flappers“  
Trotz aller Eitelkeit Pumphosen und dicker  
Wollswearer

buchstäblich ganze Einrichtungen an ihren Platz auf der Hudsonwiese, Kochherde, Geschirr, Küchengerät, Stühle, Decken und die bereits erwähnten Matratzen. Andere begnügen sich mit einer Küche im Westentaschenformat, dem Badeanzug und einer Sonntagsnummer ihres Blattes. Vom Badeanzug macht man übrigens nur selten den Gebrauch seiner Bestimmung. Wer ihn trägt, legt sich darin zur ausdauernden Siesta nieder.

Die Jugend am Hudson — was tut sie? Sie spielt Baseball, sie sitzt oder liegt im Sand neben den Grasflächen oder an der Uferböschung, sie liest, sie schwatzt, sie hört dem Potpourri der benachbarten Grammophone zu, selten nur wandert sie ein Stück Weges am Ufer entlang, selten badet sie, selten wagt sie eine kleine Kletterpartie auf die Felsen. Dem Europäer mag ein solcher Betrieb nicht passen. Vielleicht nimmt er sich vor, eine mehrstündige Wanderung zu machen, immer dem Uferweg folgend. Er wird diesen Versuch nur einmal machen. Alle Wege sind Sackgassen, plötzlich endet der Pfad vor einem unübersteigbaren Felsen im Wasser, oder er stößt auf ein verschlossenes Privatgrundstück, oder er verliert sich in undurchdringlichem Dickicht. Es bleibt den jungen New Yorkern schon nichts anderes übrig, als sich mit dem Spielplatz der sonnigen Wiesen und mit der kurzen Promenade am Ufer, mit einem stundenlangen Liegen und Schwatzen und einer sorgfältigen Bereitung des Mittagessens zu begnügen. Fußwege sind selten und, wie geschildert, unzuverlässig. Wollte man aber auf den Landstraßen wandern, dann würde man alsbald in der sonnendurchglühten, aufgeweichten Teermasse stecken bleiben, mit der die „Highways“ überzogen sind.





Amerikanische Wandervögel auf einem Kanu-Ausflug



Außerdem gehören die Landstraßen den Autos, die den Fußgänger nicht zum rubigen Ausschreiten kommen lassen.

Die Lebensfreude der Jugend am Hudson hat dürftige Formen. Hier ist nichts von der „holiday“-Stimmung des englischen „week-end“. Obgleich auch hier nur das Wasser der Themse der Tummelplatz aller derer ist, die nach 6 Tagen angestrengter „office“ sich mittels weißer Hosen und leichter Sommerkleidchen für 30 Stunden in routinierte Faulenzer oder naive Naturschwärmer verwandeln. Jeder Londoner „clerk“ hat irgendwo sein „punt“ stehen, jenes breitgebaute, flache Wasservehikel, das von dem „Kapitän“ mit einer langen Stange weitergestoßen wird, während die übrigen Insassen im Boot langausgestreckt in den Himmel starren oder ihr „magazine“, das unentbehrlichste Requisite jedes „holiday-makers“, lesen. Im Gegensatz zum „Hudson-flapper“ ist hier das typische „river-girl“ — weniger burschikos im Benehmen und exzentrisch in der Aufmachung — die den obligaten „picnic“-Korb verwaltet, „sandwichs“ in beträchtlichen Mengen verteilt und verzehrt, und Tom, Dick oder Jack gelegentlich an der „punt“-Stange ablöst. Hier ist auch der Flirt, traditionell und konzessioniert, ein ohne Vehemenz ausgeübter Sport, der im wesentlichen im zumeist ungeübten Zuwerfen zärtlicher Blicke, überraschendem Präsentieren unvermuteter „candy“-Schachteln und — schon beinahe „shocking“ und nur sehr gelegentlich — im verstohlenen Austausch von wohltemperierten Busserln besteht. Was nicht auf dem Wasser ist, spielt „cricket“, das „baseball“ des Eng-

länders, oder Tennis. Das „week-end“ der Kinder Albions hat also wohl viele Verschiedenheiten, aber gleichzeitig doch auch wieder einiges Gemeinsame mit den Freuden der New-Yorker Jugend.

Beide aber unterscheiden sich stark von dem Sonntagsleben und den Idealen unserer neuen Generation. Denn nichts kündigt an Themse und Hudson von der Naturtrunkenheit des deutschen Wanderers, nichts von der Liebesromantik unserer Flußufer, nichts von der lärmvollen Ausgelassenheit unserer Freibäder, die überall sind, wo es ein Stückchen weißen Ufersandes gibt. Die Lebensfreude am Hudson ist ohne den leisen Duft Erotik, sie ist mechanisiert zwischen Kochtopf, Baseball und Grammophon; sie kennt die Natur nicht, sie kennt nur die Erholung in Sonne und Luft, die am siebenten Tage eben notwendig ist. Die Jugend am Hudson weiß nicht, was sie der Natur tut, wenn sie die schönen Flußufer mit allem Gerät, Konservenbüchsen, Zeitungen und allem möglichen verbrauchten Material in einem Maße besät, das man selbst in Berlin nicht für möglich halten würde. Diese Jugend am Hudson findet zwischen dem Durchschnittsbenehmen, dem Jazz und der Puderdose nicht den Weg ins Freie, wie ihn sich der Deutsche des Sonntags sucht. Herz und Nerven funktionieren da drüben anders als hier. Aber man denke nicht, daß sich die Jugend am Hudson etwa nicht wohl fühle. Man ist dort eben nicht in Europa, man ist in Amerika. Die Sehnsucht ist die gleiche unter allen Zonen. Die Ausdrucksformen sind verschieden. Will man einander verstehen lernen, muß man sich die Werturteile abgewöhnen.



# *Es wird zuviel getanzt...*

„Meine Tochter“, sagte neulich eine Dame, „soll bestimmt einmal Tänzerin werden. Sie hat entschieden Talent.“ „Wie alt ist sie denn, wenn ich fragen darf?“ „Fünf Monate, aber sie kann bereits ihre große Zehe in den Mund nehmen —“

\*

Ernst ist das Leben, heiter die Kunst. Ernstlich erheiternd, was sich oft im Leben als Tanz-Kunst aus gibt.

\*

Das Tanzen als Beruf ist heutzutage so überaus populär geworden, daß es schon anfängt, unmodern zu werden. So soll nächstens ein Abend stattfinden, an dem vor einem Parterre von lauter Tänzerinnen sich auf dem Podium eine Dame zeigen wird, die — nicht tanzt.  
W. W.



*Phot. d'Oru*

Der Tänzer Ernst Matray



# DER DAMEN

*Novelle von Hermann George Scheffauer*

Lucy Po, ein jugendliches Mitglied des chinesischen Theaters in San Francisco, streifte in der schmutzigen Garderobe, die sich unter der Bühne befand, seine Prachtgewänder ab. Er hatte in einem Stücke, dessen Aufführung sechs Tage beansprucht hatte, die Königin Mo Fan gespielt.

In seiner einfachen Bluse und ebensolchen Beinkleidern aus blauem Drillich verließ er rasch das Theater. Das Kostüm der Königin trug er sorgfältig eingepackt unter dem Arm, denn er war verpflichtet, es dem Verleiher in gutem Zustande zurückzuerstatten.

Das Chinesenviertel war von festlichem Treiben, Illuminationen, schwatzenden Menschenmengen erfüllt, denn man feierte eben den Beginn des neuen Jahres. Alle Schulden waren bezahlt, alle Versprechungen eingelöst, neue Verabredungen getroffen.

Ein jeder Laden war glänzend erleuchtet, und von den buntbemalten Häuserfronten hingen vergoldete und farbensprühende Banner herab. Die gelbe Drachenfahne flatterte im frischen Nachtwind von den Dächern, umfunkelt von Sternen. Bengalisches Feuer, rot, blau und grün, ergoß seinen grimmigen, unnatürlichen Schein über Menschengedränge und Bauten.

Allerorten knatterte und spie das Feuerwerk, Raketen zischten in die Lüfte und

überfluteten den Himmel mit Salven blendender Sterne.

Eine geisterhafte Mongolenmusik durchdrang das Dunkel der Nacht mit grellen Dissonanzen, mit dem schrillen Schrei der Pfeifen, dem Dröhnen der Zynbeln, dem dumpfen Hall der Trommeln. Die Verkäufer von Süßigkeiten, Sandelholz und wohlriechenden Kerzen machten vorzügliche Geschäfte.

Traurig schritt Lucy Po die Dupontstraße hinunter. Als Königin Mo Fan war er in dieser Woche von Tausenden bewundert, mit Beifall überschüttet worden — und in dieser Nacht schenkte ihm keiner von all den vorüberströmenden Menschen auch nur die geringste Beachtung. Verlassen und vereinsamt fühlte er sich. Aber das konnte nicht anders sein — war er doch eine Waise, ein Halbblut, ein Frauendarsteller!

Seine Mutter war eine Weiße gewesen, und von ihr hatte er die kaukasischen Züge. Sein Vater, ein Exporteur von Abalone-Muscheln, hatte sie sehr grausam behandelt. Sie hatte alles mit Geduld ertragen. Vor zwei Jahren — er zählte damals sechzehn — war sie dahingegangen. Sie hatte ihn englisch sprechen und lesen gelehrt und, ohne Wissen des Vaters, zeitweilig zur christlichen Mission gesandt. An seinem Geburtstage hatte sie ihm einmal ein Exemplar von Longfellows Gedichten



# SPIELER



geschenkt, die er von Stunde an als kostbaren Schatz behütet hatte. Ein Jahr später war sein Vater beim Muschelsammeln ertrunken.

Eines Tages redete ihn der Direktor des chinesischen Theaters auf der Straße an und bot ihm ein Engagement als Frauen-darsteller. Luey Po war hungrig, er schlug ein. Doch fühlte er sich nun erniedrigt, als ob er sein Erstgeburtsrecht verkauft hätte — seine Mannheit.

Die wenigen Bekannten, die er besaß, ließen ihn jetzt fallen. Sie schalten ihn einen Mischling, einen Bastard, und bekrittelt sein Aussehen — fanden die Haut zu licht, die Augen zu groß und

rund, das Haar zu braun und weich. Er sei in der Tat nur geeignet, Weiber vorzustellen. Sein Haupt war nicht geschoren wie bei anderen Chinesen, weil das Haar für die Bühne frisiert werden mußte. Dabei trug er aber den Zopf, als einziges Zeichen seiner Manneswürde.

So suchte denn der junge Mann betrüben und schweren Herzens seinen Weg im Gedränge. Was lag ihm an der Festesfreude? Sie machte durch die Gewalt des Gegensatzes seine Vereinsamung nur um so schmerzlicher fühlbar.

Er bog in eine dunklere und stillere Gasse ein; mit einem Seufzer der Müdigkeit und der Erleichterung. Seine Gedan-



ken wandten sich jetzt freudig seinem Lebenswerke zu, der Uebersetzung von Longfellow's Gedichten ins Chinesische. Das war eine heilige Aufgabe, dem Andenken seiner Mutter geweiht — eine Arbeit der Liebe. Er hatte schon den Titel für seine Uebersetzung gefunden. Das Buch sollte „Der Palast der tausend Lichter“ heißen.

Etwa hundertunddreißig Gedichte hatte er schon übersetzt, und das Manuskript lag in einer Innentasche seiner Tunika verborgen. Er trug es jederzeit bei sich. Jetzt drückte er es zärtlich an seine Brust, wie ein Vater sein liebstes Kind, und dachte mit Lust an die wenigen Stunden dichterischer Arbeit, die ihm vergönnt waren. Den ganzen Abend hatten die Verse des englischen Originals und seine eigene chinesische Nachdichtung ihm im Ohr geklungen, in argem Widerstreit mit den Stichworten und Reden der Königin Mo Fan.

Die Wohnung Luey Po's bestand aus einem einzigen kleinen, leeren Gemach im Keller eines alten Hauses in der Dunbar-gasse. Es war ein feuchtes, finsternes, kaltes Gelaß; aber wenn Luey Po in den Himmeln seiner Arbeit schwebte, waren diese Umstände für ihn nicht vorhanden. Dann war er ein König, dann wandelte er in seinem eigenen „Palast der tausend Lichter“.

Er betrat einen engen Durchgang zwischen zwei Häusern und verschwand in einer Kellertür. Dann schritt er durch einen unterirdischen Gang, wandte sich bald nach rechts, bald nach links, stieg dann verschiedene kurze Treppen auf und nieder.

Sein Nachbar, ein Chinese mittleren Alters, saß auf einem Stuhle vor einer mächtigen Eichentür. Er nickte dem Jüngling zu, als dieser vorbeikam. Es folgten noch ein oder zwei solcher schweren Tü-

ren, in denen sich kleine viereckige, mit Eisengittern versehene Oeffnungen befanden. Sie waren auf der Innenseite durch gewaltige Riegel gesichert. Ein dichter und stechender Dunst erfüllte die Luft, und als Luey Po an einer offenen Tür vorüberging, beschien eine rauchende Oellampe mit mattem Strahl den orientalischen Prunk des Innern.

Luey Po's Blick fiel auf ein weißes Mädchen, das in tiefem Schläfe auf einem Bambuslager ausgestreckt lag. Ihre rechte Hand war zu Boden gesunken, sie umklammerte eine erloschene Opiumpfeife. Auf einem Ebenholzstuhle neben ihr glomm die winzige Lampe, an der man die klebrigen Kügelchen zu entzünden pflegt.

Sie lag in lethargischem Zustande lächelnd da; ihr liebliches Gesicht verriet die leuchtenden Träume, die der Zauber des Mohnes in ihrem Hirne wachgerufen hatte. Der Anblick war dem jungen Mischling nichts Neues. Die Tür war offenbar aus Versehen offen geblieben. Er schloß sie leise und betrat sein eigenes Zimmer.

Li Tschang, sein Nachbar, war der Inhaber der Opiumhöhle. Seine Kunden waren zumeist weiße Frauen der besseren Kreise, die irgendwie in den Bann der verhängnisvollen, traumerzeugenden Droge geraten waren.

Dieser Li Tschang war im Hause Henry Benthams, eines der strengsten und am meisten geachteten Richter am Polizeigerichtshof von San Franzisko, Koch gewesen. In einem Augenblicke kindlicher Neugier hatte Madeline, des Richters einzige Tochter, Li Tschang gebeten, die „Pfeife des Vergessens“ kosten zu dürfen. Das Gift hatte ihre Sinne bezaubert, ihre Willenskraft überwunden. Noch vermutete niemand, daß dies reizende und gebildete





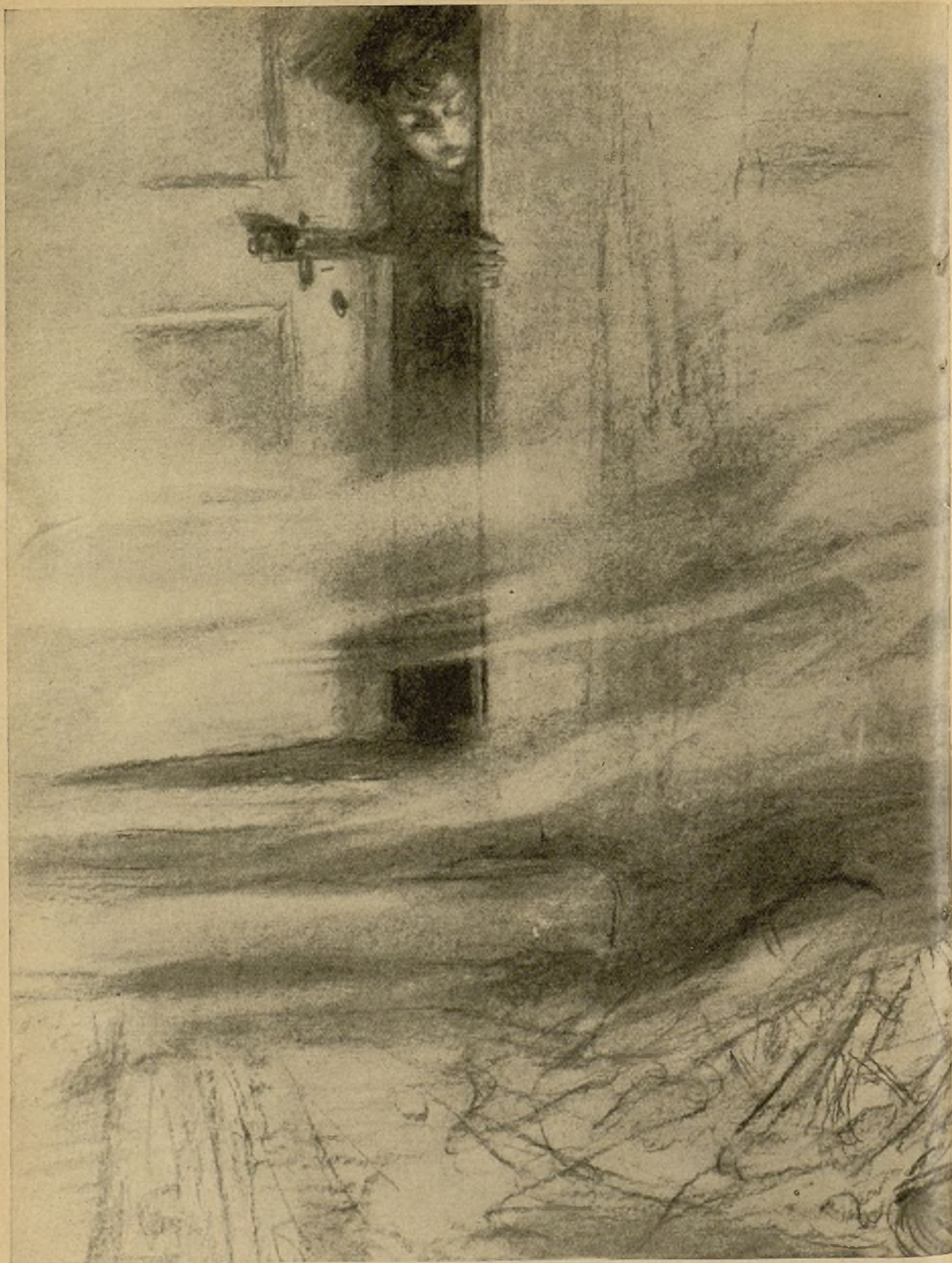
Er legte den Originalband der Gedichte vor sich hin und begann zu schreiben.

Mädchen dem Fluch der Droge anheimgefallen war.

Li Tschang hielt es bei seinem schlechten Gewissen für ratsam und auch für erspriesslich, sich in die Chinesenstadt zurückzuziehen. Hier eröffnete er, gewisser-

maßen unter der Nase der Polizei, einen geheimen, exklusiven Rauchsalon, dessen Kunden Damen aus der Gesellschaft waren. Die unglückselige Madeline kam zuweilen an mehreren aufeinanderfolgenden Tagen, wobei sie ihren Eltern gegenüber





Sie lag lächelnd da; Ihr Gesicht verriet die Träume,

Ayuntamiento de Madrid





die der Zauber des Mohnes in ihrem Hirne wachgerufen hatte.

Zeichnungen von Theo Matejko

Ayuntamiento de Madrid



allerhand Ausreden erfinden mußte, mindestens aber einmal in der Woche.

Luey Po kannte sie vom Sehen und dem Namen nach. Ihre Augen glichen den Augen seiner Mutter. Sein Herz war von tiefem Mitleid für sie erfüllt.

Der nächste Schritt würde dann auch auf dem Wege der Sinne geschehen. Der geschwächte Wille würde den schönen Körper dem ersten stürmischen Angriff weißer oder gelber Begehrlichkeit preisgeben...

Luey Po machte Licht und setzte sich an einen wackligen Tisch. Er zog seine Handschrift hervor, legte den Originalband der Gedichte vor sich und begann zu schreiben.

Sein Antlitz strahlte vor Freude im gelben Kerzenschein, seine Augen funkelten, als ihn die Begeisterung immer stärker erfüllte. Zuweilen sprang er auf und schritt lebhaft in seinem engen Gelaß, das einer Zelle glich, auf und nieder, bis das trefende Wort, das einzig geeignete Bild sich einfand.

Er mochte eine Stunde lang geschrieben haben, da erhob sich draußen eine große und plötzliche Unruhe. Die schweren Eichentüren wurden zugeschlagen, eiserne Riegel und Querstangen vorgeschoben. Er vernahm donnernde Schläge, lauten Zuruf; was das bedeutete, wußte er wohl.

Er öffnete die Tür und hörte, wie am unteren Ende des Ganges Li Tschang in schrillen Tönen Protest einlegte. Jetzt war die Polizei an der zweiten Tür. Die mächtigen Schmiedehämmer weckten furchtbaren Widerhall. Die kräftigen Arme der Eindringlinge schlugen das trotzige Eichenh Holz in Splitter.

Dann kam wieder ein lauter Krach und der Fall eines schweren Körpers. Eine Tür war niedergebrochen.

Jetzt trennte nur noch eine Schranke die Beamten von den Rauchgemächern. Luey Po's Gedanken weilten nur bei der unseligen Tochter des Richters Bentham.

In diesem Augenblick erschien das Mädchen in der Tür ihres Zimmers. Ihre Blicke verrieten die größte Angst, ihre Bewegungen waren irr und voll von Entsetzen. Die Wirkungen des Opiums waren verflogen, und sie war sich der Gefahr bewußt, in der sie schwebte. Einen rückwärtigen Ausgang gab es nicht. In der Rechten trug sie einen Mantel, einen Hut und einen Schleier.

„Mein Gott! Eine Razzia! Die Polizei!“ rief sie, zu Luey Po gewandt. „Retten Sie mich! Verstecken Sie mich!“

„Hier herein!“ rief der junge Mime, und er schob sie schnell in sein eigenes Gelaß.

Dann riß er das Bündel auf, worin das Kostüm der Königin Mo Fan eingepackt war.

„Rasch! Ziehen Sie das an, setzen Sie sich dort auf den Stuhl in der Ecke und tun Sie, als ob Sie schliefen. Sprechen Sie kein Wort, was auch geschehe. Geben Sie mir Ihren Hut und Mantel — und den Schleier.“

Das Mädchen reichte ihm die Sachen, und er eilte der Tür zu. Vom Schreibtisch nahm er geschwind seine kostbare Handschrift und steckte sie ein. Er schloß die Tür seines Zimmers und betrat die Opiumkneipe.

Noch donnerten die Schläge der Polizisten gegen die letzte Tür. Ueber all dem Lärmen vernahm man die Stimme des Sergeanten Payne; er war der Schrecken aller Chinesen, die mit den Gesetzen in Widerspruch gerieten.

„Haut nur zu, Leute,“ brüllte er, „gleich sind wir drinnen!“



Die Riegel flogen heraus, das Holz splitterte. Dann fiel die gewichtige Tür krachend in den Gang hin.

Eine Schar blauröckiger Beamter stürmte dichtgedrängt durch die Oeffnung; Blitze aus Blendlaternen streiften die Dunkelheit. Die Nachhut führte Li Tschang und seinen Genossen mit, beide im festen Griff der begleitenden Blauen.

Payne stieß eine Tür nach der anderen mit dem Fuße auf. Sämtliche Rauchzimmer waren leer. Endlich kam er in den Raum, worin Luey Po verschwunden war; seine Leute folgten ihm nach.

Auf dem Bambuslager ruhte die Gestalt einer Weißen, die mit einem langen, bis zu den Füßen reichenden Mantel bekleidet war. Sie trug einen Hut, ein dichter Schleier verbarg die obere Hälfte des Gesichts. Das Haar hing offen auf die Schultern herab.

„Der Teufel soll mich holen!“ rief der Sergeant, dessen grobe Züge von den Anstrengungen des Angriffs gerötet waren, „da haben wir es uns sauer werden lassen, um nur einen einzigen Verbrecher einzufangen — noch dazu ein Frauenzimmer!“

Er rüttelte die Schläferin an der Schulter. „Stehen Sie auf, und kommen Sie mit mir!“ befahl er grimmig.

Das Weib öffnete die Augen, starrte ihn an, erhob sich langsam. Sie schwankte, schien noch vom Taumel befangen.

„Bringt sie zum Wagen,“ befahl Sergeant Payne. Er näherte sich dem Zimmer Luey Po's.

„Hier nur junger Schauspieler wohnen,“ sagte Li Tschang. „Im Chinesentheater Frauen vorstellen.“

Der Sergeant ragte, ein blauer Riese, in der schmalen Tür. Er sah in einer Ecke auf einem Stuhle eine Gestalt kauern. Der Lichtstrom der Laterne hob die farben-

glänzenden Gewänder und den Theaterschmuck aus dem Dunkel und enthüllte ein blasses, leidverzerrtes Antlitz mit erschreckten Augen, halb verborgen von fantastischem Kopfschmuck.

Payne schnupperte. Hier roch es nicht nach Opium. Das war ein echt orientalisches Bild. Der Sergeant sah sich in dem Zimmer um, dann verließ er es mit der Bemerkung:

„S' ist nur ein Chinesenbalg da drinnen.“

Luey Po wurde zum Wagen gebracht, der draußen wartete. Er hatte den Schleier völlig übers Gesicht gezogen.

Das Dunbar-Gäßchen war durch eine neugierige und höhnende Menge verstopft, durch die sich die Polizisten energisch einen Weg bahnten. Im „Patrouillenwagen“ befanden sich außer Li Tschang und seinem Sozios noch zwei Weiße, die in einem anderen Opiumkeller erwischt worden waren.

Der Wagen fuhr schnell zum Gefängnis im Gerichtsgebäude.

„Ihr Name, Mamsell,“ fragte der Beamte am Pult, indem er sich an den jugendlichen Schauspieler wandte.

„Luey Po,“ erwiderte dieser.

Der Beamte schrieb mit bürokratischem Schwung:

„Louie Poe“.

Die vier Gefangenen wurden in einer gemeinsamen Zelle interniert, die vom Gang nur durch ein Eisengitter getrennt war. Luey Po's Gefährten bemächtigten sich alsbald der wenigen Stühle, die sich in dem Raume befanden.

Er schritt in eine dunkle Ecke und lehnte sich gegen die Wand. Es konnte bis zum Morgen nicht mehr lange währen. Ein schläfriger Wachtmann druselte auf seinem Stuhle unter der grellen Gaslampe





Li Tschang war im festen Griff des Polizisten.



im Vorraum. Die beiden Weißen schwätzten und rauchten. Im Turm hoch oben dröhnte die Glocke vier Uhr.

Die stoischen Eigenschaften des väterlichen Chinesenblutes kamen jetzt bei Luey Po zur Geltung. Er stand seiner Umgebung und dem Schicksal, das ihm drohte, gleichmütig gegenüber.

Seine Seele lustwandelte heiter in den Schönheiten und Melodien des „Palastes der tausend Lichter“. Das Manuskript, das an seinem Herzen ruhte, schien den Gang des Pulses zu beschleunigen; neue Verse kamen ihm in den Sinn. Was er vor einigen Stunden gedichtet, klang ihm selig im Ohr.

Um acht wurde den Gefangenen ein mageres Frühstück: Mehlsuppe, Brot und etwas Kaffee gebracht.

„Ihr habt alle um zehn in Abteilung sieben zu erscheinen,“ sagte der Schließer.

Die beiden Weißen waren gutgekleidete, aber verlebt aussehende Männer, die längst mit dem Gebrauch des Mohnsaftes vertraut waren.

Um zehn Uhr rief der Sergeant des Reviere die Gefangenen. Er bemerkte, daß Luey Po etwas in seinem Gewande verbarg.

„Was haben Sie hier?“ fragte er. Der Jüngling zog seine Handschrift hervor.

„Eine Uebersetzung englischer Gedichte,“ entgegnete er.

„Sie meinen Lotterieloose,“ erwiderte der Sergeant, mit einem Blick auf die geheimnisvollen Schriftzeichen. „Ich werde sie in Verwahrung nehmen, Madam. Das gibt noch etwas Beweismaterial für den Richter.“

Er brachte sie treppauf und durch die Marmorhallen, an denen die Verhandlungszimmer lagen, machte vor den Flügeltüren der Abteilung sieben Halt und riß diese auf. „Richter Bentham“ las

man in Goldbuchstaben auf einem Schild über der Tür. Trotz der frühen Stunde war der Gerichtssaal voll von der üblichen Menge von Habitués und Bummlern. Die fünf Gefangenen wurden vor die Schranken geführt.

Kalt, streng und hochmütig thronte Richter Bentham über ihnen, ein Mann von fünfundfünfzig Jahren, mit schwarzen Augen, grauem Haar. Ein kurzgeschnittener Spitzbart milderte ein wenig den harten Umriß seines Gesichts. Er war wegen der außerordentlichen Schärfe seiner Urteilsfällung bekannt und gefürchtet.

In seiner Brust fand die holde Blume des Mitleids nur geringe Nahrung. Seine Gerechtigkeit war römisch; Mitgefühl oder Verständnis hatten hier keinen Zutritt. Nach Erledigung der nötigen Formalitäten sprach er strengen und gemessenen Tones zu den Angeklagten:

„Gefangene vor Gericht, Sie werden eines niedrigen, seelenzerstörenden Lasters bezichtigt. Sie haben sich gegen das Gesetz vergangen, das den Weißen untersagt, die schändlichen Höhlen des Chinesenviertels als Kunden aufzusuchen.“

Für die Gewohnheit des Opiumrauchens gibt es keine Entschuldigung. Sie läßt sich überwinden und besiegen. Dazu gehört nur ein fester Wille.

Es ist unsere Pflicht, das Uebel auszurotten, das unser Heim, unser Familienleben bedroht.

Wir müssen die Opiumraucher isolieren wie Aussätzige. Sie sind, moralisch betrachtet, nichts anderes. Nur durch Anwendung des höchsten Strafmaßes können wir die Pest unseres Gemeinwesens ersticken.

Die Angeklagten sind in flagranti ertappt worden und können kaum etwas zu

Fortsetzung auf Seite 116



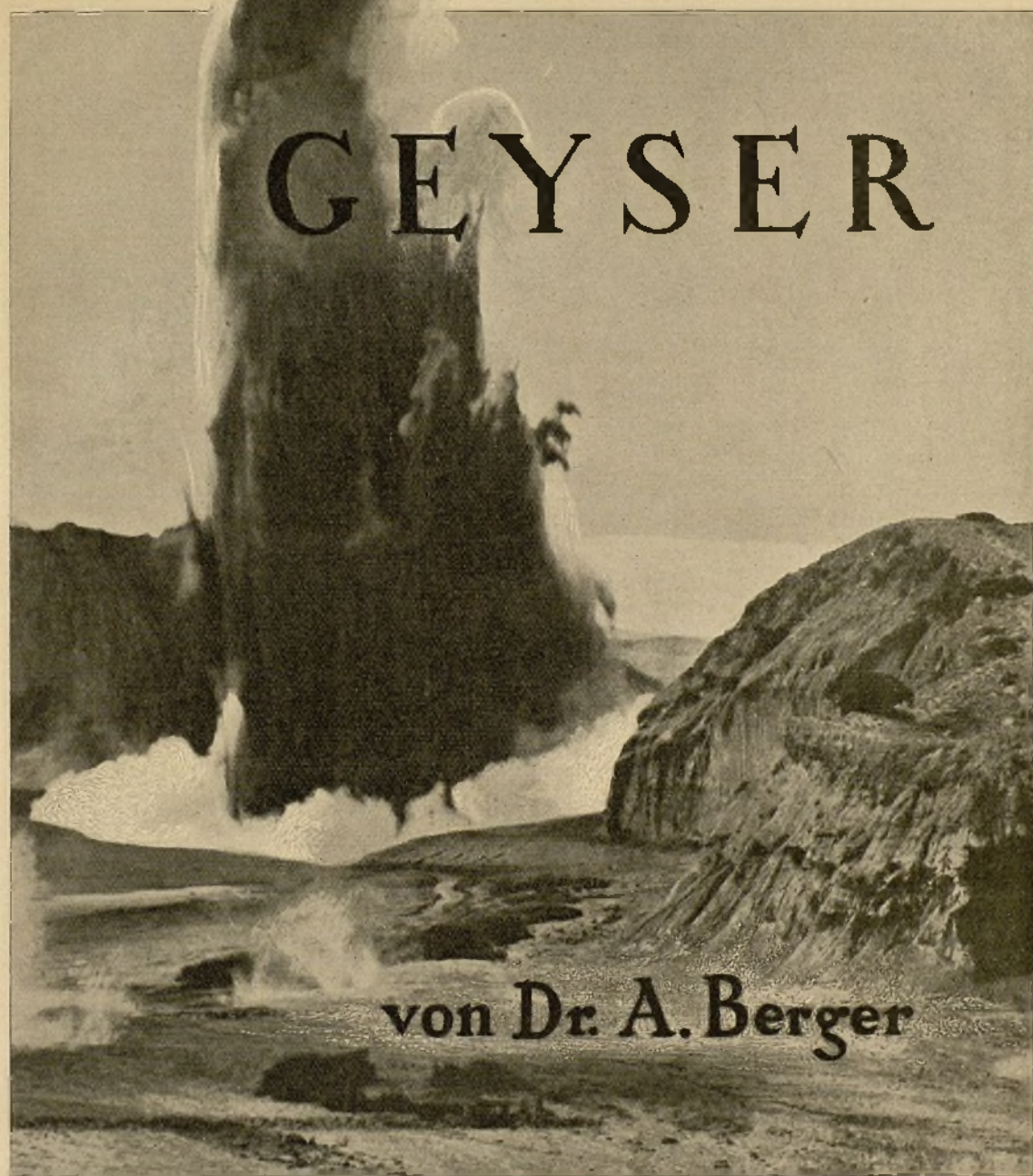
# MOLOCH



So, genug für heute," sagte Harry Lil-  
ton und legte die Bridgekarten sorg-  
fältig zusammen. Dann erhob er sich vom  
Spieltisch und reckte seine langen Glieder.

Die beiden anderen Herren hatten sich  
gleichfalls erhoben, aber nur um die Sitz-  
gelegenheit zu wechseln. Schon ließen sie  
sich in bequeme Klubsessel fallen. Der





Klubdiener John reichte eine große flache Kiste mit Zigarren herum, Harry zog eine Pfeife hervor. Die feinen Tabakwolken vor sich hinblasend, legte er sich behag-

lich in den weichen Lederstuhl zurück, als sein Blick zufällig auf den Kalender fiel. Wie gebannt blieb er darauf haften. Die Pfeife schräg im Munde, ohne zu



rauchen, starrte Harry auf die Zahlen. Er dachte angestrengt nach: „Der 8. August, der 8. August?“ murmelte er vor sich hin.

Plötzlich richtete er sich auf. Und ohne von den Freunden angeregt zu sein, nahm er das Wort.

„Merkwürdig, jahrelang habe ich nicht mehr daran gedacht, fast war mir die Geschichte aus dem Gedächtnis entschwunden, und jetzt, wo ich den Tag groß auf dem Kalender sehe, fällt sie mir wieder ein, als hätte sie sich erst gestern oder vorgestern zugetragen. Und doch sind seitdem genau zwanzig Jahre vergangen. Drüben auf der anderen Seite der Erdkugel war es, in Neuseeland. Der gewaltige Ausbruch des Tarawera hatte unendliches Unheil angerichtet, Ortschaften, gewaltige Wälder zerstört, die Erde weithin gespalten, einen ganzen See in das Innere der Erde verschwinden lassen, die märchenhaft schönen Rosaesintherterrassen vom Erdboden weggewischt, aber gewissermaßen als Ersatz ein neues Weltwunder geschaffen, den Waimangu-Geyser. Heute existiert er auch nicht mehr, er hat seine Tätigkeit eingestellt. Aber damals spielten seine Kräfte noch ungeschwächt.

Mit einem ernsten, recht tief veranlagten jungen Mann — Brewitt hieß er, wenn ich nicht irre — war ich gelegentlich der langen Wagenfahrten durch die Geysergebiete der Nordinsel bekannt geworden. Ohne Verabredung, wie selbstverständlich, reisten wir zusammen weiter. Wir benutzten, wie allgemein üblich, die Postkutsche, denn damals war Neuseeland noch nicht für großen Reiseverkehr eingerichtet. In Rotoruha stiegen in unseren Wagen zwei Damen, scheinbar Mutter und Tochter. Die jüngere war auffallend hübsch. Eine kleine, zierliche, sehr lebhaftes Dame, mit schwarzem, gelocktem Haar und dunklen,

lebhaften Augen. Ich hätte sie für eine Spanierin gehalten. Aber sie sprach französisch. Mein Reisegefährte, der sich bisher wenig um die holde Weiblichkeit gekümmert hatte, — allerdings waren wir nur mit blonden Engländerinnen zusammengetroffen, und vielleicht hatte das dunkelhaarige Persönchen ihm deshalb besonders in die Augen gestochen, — war sofort Feuer und Flamme. In jeder Weise war er ihnen behilflich, und er, der immer recht phlegmatisch gewesen war, zeigte sich wie ausgewechselt.

Unendlich viele, meist recht törichte Fragen hatte die kleine Französin an ihn zu stellen, so daß mir das Gerede fast zu viel wurde und ich froh war, als wir endlich nach staubiger Fahrt gegen Abend in dem kleinen Waimangu-Hotel ankamen. Allerdings ging der Flirt hier weiter.

Am nächsten Morgen bat mich mein Reisegefährte, ich möchte mich doch nicht so sehr fernhalten, die Damen hätten gern, daß ich mich ihnen anschlosse. Das paßte mir eigentlich gar nicht sonderlich, aber was konnte ich machen, wir Vier waren ja die einzigen Gäste des Hotels. Da verstand es die junge Dame mit einemmal immer so einzurichten, daß nicht ihr getreuer Kavalier neben ihr ging, sondern ich. Zwar sprach ich ein böses Französisch und sie ein mindestens ebenso mangelhaftes Englisch, aber das schien ihr gerade Spaß zu machen. Mein armer Reisegefährte mußte mit der Mutter hinterhertrollen. Das Verständnis dafür, daß man auf einer Reise sehen und lernen will, schien diesen beiden weltbummelnden Französinen vollkommen abzugehen; sie wollten offenbar nur dagewesen sein und photographieren, gleichgültig, was es war. —



Wir kamen zum Ziel unserer Wanderung. Der Waimangu-Geyser sprang ungefähr alle 32 Stunden, und da er seine Schlammassen kurz vor unserer Ankunft hochgeworfen hatte, bot sich uns reichlich Gelegenheit, erst seine ganze Umgebung zu durchwandern.

Inmitten eines kraterartigen Höhenzuges liegen hart nebeneinander in Form einer 8 zwei Seen, gefüllt mit schwarzem, vulkanischem Schlamm. Der Spiegel des einen steigt, kurz nachdem der Geyser gesprungen ist, ganz allmählich. Und sobald er überläuft, ergießen sich seine Massen in den Nachbartümpel. Damit ist die Eruption eingeleitet, und nun scheint sich allmählich der Ueberdruck zu entwickeln. Der weite Schlammbehälter füllt sich immer mehr, und sobald der Spiegel der beiden Becken gleich hoch ist, beginnen Dampfvolken aufzusteigen; bald fallen auch die ersten „Schüsse“, wie man es nennt. Die ersten kleinen Schlammfontänen springen auf. Immer höher, immer breiter werden sie. Das dauert stundenlang. Man sieht, im Innern brodelt es, wirken gewaltige Kräfte, aber vorläufig blasen die Ventile den überschüssigen Dampf noch ab; doch gerade in dem immer Kräftigerwerden der Explosionen merkt man das Anwachsen der Kraft.

Die Damen waren anfangs, als die ersten Moddersäulen aufflogen, zurückgewichen, hatten sich aber unerwartet schnell an den Anblick gewöhnt und gingen kaum noch zur Seite. Erst, als einmal ein Stein mit hochflog und klatschend neben ihnen einschlug, daß der Schlamm hoch aufspritzte, wechselten sie ihren Standort.

Gegen Mittag schien sich das Toben beruhigt zu haben. Ich wußte aus einem Gespräch mit dem Hotelbesitzer Bescheid,

daß dieses gewissermaßen nur die Ruhe vor dem Sturm bedeutete.

Ein Eingeborener, ein hübscher bronzefarbener Maori, hatte unseren Pikknikkorb getragen und breitete abseits die Speisen aus. Wir hatten zum Essen einen sehr guten Platz gewählt, von dem man das ganze Kraterbecken übersehen konnte. Von der milden Sonne beschienen, gegen Wind geschützt, saßen wir da; vor unseren Augen sollte sich das großartigste Schauspiel, das die Natur je geschaffen hat, abrollen.

Mit einemmal erhoben sich die Damen, sie wollten, obgleich jetzt die „Schüsse“ schon viel stärker waren und ganz gewaltige Schlammssäulen bis 200 m und mehr emporgeschossen, nahe herangehen und Photos machen. Ich hielt meinen Reisegefährten zurück und warnte ihn eindringlichst. Ich sagte: „Bleiben Sie zurück, dann werden die Damen auch keine Dummheiten machen.“

Anfangs folgte er meinem Rat. Die Französinen entschwanden jetzt unseren Blicken, dann tauchten sie seitlich auf dem Wege, der hart an den Kraterrand führte, wieder auf. Unser Maoriführer wurde ganz erregt; soweit ich ihn verstand, erklärte er, daß alle Augenblicke die Haupteruption erfolgen müsse. Ich sah auf die Uhr, wahrhaftig, noch etwa eine Viertelstunde, dann war der Ausbruch zu erwarten. Wir riefen, aber nur ein lachendes Zurückwinken kam als Antwort.

„So ein Wahnsinn,“ sagte ich, aber da war mein Reisegefährte auch schon auf und eilte ihnen nach. „Mr. Lilton,“ hörte ich die Jüngere rufen. Ich winke, sie sollten zurückkommen, doch sie wehrten ab. Brewitt rannte inzwischen den Geröllweg hinab. Die Damen gingen, als ich nicht kam, weiter. Hart standen sie nun am Rande, während vor ihnen von Zeit zu



Zeit der dampfende Schlamm aus der Tiefe emporschloß. Deutlich sah ich, wie sie ihre Kodaks handhabten — ein Unsinn, denn das konnte nie vernünftige Bilder geben. Da erschien mein Gefährte. Gerade ging wieder eine gewaltige Fontäne hoch, und, wie ich sehen konnte, warf sie seilich der Damen einige Steinblöcke von unheimlichem Ausmaß auf den Abhang. Ich rief so laut ich konnte, Brewitt war auch inzwischen bei ihnen angelangt. Ich sah, wie er auf sie einredete, sie sogar gewaltsam wegzuziehen versuchte. Wie zum Hohn winkte die junge Französin zu mir herauf, — ich hatte schon lange gemerkt, daß sie mit dem armen Jungen ihr Spiel trieb, um ihn ganz verliebt zu machen. — Da plötzlich fing das Erdreich an, rings um die so hart am Abhang Stehenden zu dampfen. Ich sah, wie sie, ab und zu aus dem heißen Brodem auftauchend, hin- und herliefen, nochmals sah ich unseren Landsmann die Damen am Arm fassen, dann verhüllte das ganze Bild ein ungeheurer Dampf, und aus ihm schoß in der Mitte, etwa 1500 Fuß hoch, eine ungeheure Schlammfontäne empor. Wie wir nachher feststellten, hatte sie einen Durchmesser von etwa 700 Fuß gehabt. Es ist nicht zu sagen, welchen grandiosen Anblick dieses Weltwunder gewährte, und ich muß gestehen, im Augenblick hatte ich die drei dort unten ganz vergessen. Instinktiv hatte ich die Mütze vom Kopfe genommen. Und dieser Impuls galt nicht nur dem Naturereignis, er galt auch den drei Unglücklichen. Denn plötzlich donnerte und prasselte es aus den gewaltigen Dampfvolken heraus: Das waren Felsbrocken, oft gewaltige Blöcke, die mit dem Schlamm aus

dem Schoße der Erde emporgeschleudert worden waren, und die nun die Berghalde hinabpolterten, wieder hinein in den schwarzen Trichter, aus dem sie gekommen, in den nun auch der zähe Schlamm zurückflutete. Der weiße Dampf von den Hängen verwehte, nur aus dem Kraterloch stieg er noch senkrecht empor, bis hinauf zu den Wolken, mit denen er in eins verfloß. Aber die Stelle, wo die drei noch vor wenigen Sekunden gestanden hatten, war leer.

Ich war keines Wortes mächtig, wollte aufspringen, sehen, helfen. Mein Eingeborener hielt mich zurück. Er schüttelte nur den Kopf, packte den Korb zusammen und sagte: „Es kann noch ein Ausbruch folgen, mehr Opfer braucht der Waimangu nicht.“

Noch etwa eine Stunde warteten wir, dann, als kein großer „Schuß“ mehr erfolgte, gingen wir hinab.

Von der Stelle, wo die drei gestanden, war ein großes Stück Erde weggerissen. Schlamm klebte an den Hängen, floß noch zum Teil hinab, mächtige schmutzige Felsblöcke lagen umher. Unter einem von ihnen schimmerte etwas Buntess hervor. Als wir den Stein zur Seite wälzten, zeigte sich der farbige Seidenschirm der einen Dame, sonst nichts.

Nach Wochen fand man weit unterhalb im Bett eines aus den Schlammkratern abfließenden Baches den verdammten Kodakapparat, der an allem Unheil Schuld war. Das ist alles, was man von den dreien wieder zu Gesicht bekommen hat. Leid tut es mir vor allem um den netten Jungen, es war schade um ihn. — Das ist,“ schloß Lilton, „meine Erinnerung an den 8. August.“





Aufnahme A. Binder

*Margit Barnay,*  
*die Enkelin des berühmten Schauspielers Ludwig Barnay,*  
*Ayuntamiento de Madrid.*  
*Darstellerin der Hauptrollen in vielen Filmen.*





Aufnahme A. Schneider

*Die Berliner Operettensängerin Alice Hechy*  
Ayuntamiento de Madrid





Aufnahme A. Binder

*Die Filmschauspielerin Helene Makowska*

Ayuntamiento de Madrid





*Betty Blythe,*  
eine der schönsten amerikanischen Filmschauspielerinnen,  
die jüngst auch in Berlin tätig war.





## *Der rumänische Räuberhauptmann Terente*

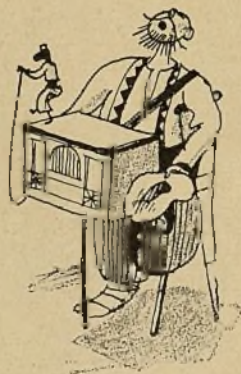
*Von Klabund*

*Ich bin Seine Majestät der Räuberhauptmann Terente  
Und geruhe, im Donaudelta das Zepter eines knorrigen Eichenknüttels zu schwingen.  
Ich bin der Herr der hundert Teiche  
Und der Sklave der tausend Mädchen.*

*Eines Tages in Braila auf dem Markt  
Sah ich zwei schöne Schwestern vom Erker auf mich herniederlächeln.  
Eines Nachts in Braila auf dem Markt  
Raubte ich sie zu ihren Geschwistern, den Wildenten, in den Donauesumpf.*



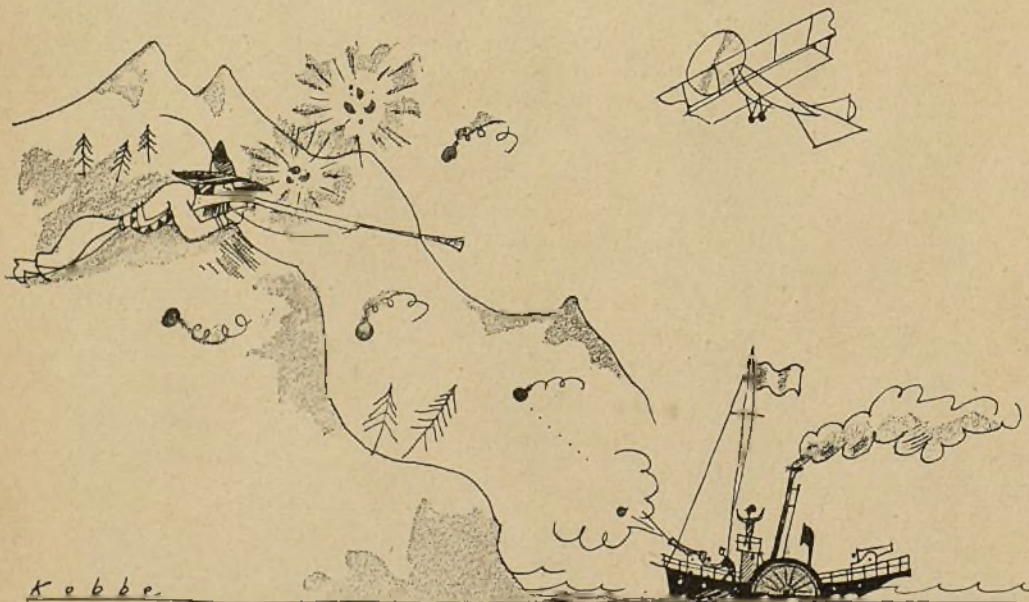
Ich liebe die armen Teufel, die armen Engel.  
 Ich habe zehn kriegsinvaliden Bettlern Leierkästen gekauft.  
 Sie spielen auf den Höfen in Bukarest und Konstanza  
 Das Lied vom Räuberhauptmann Terente.



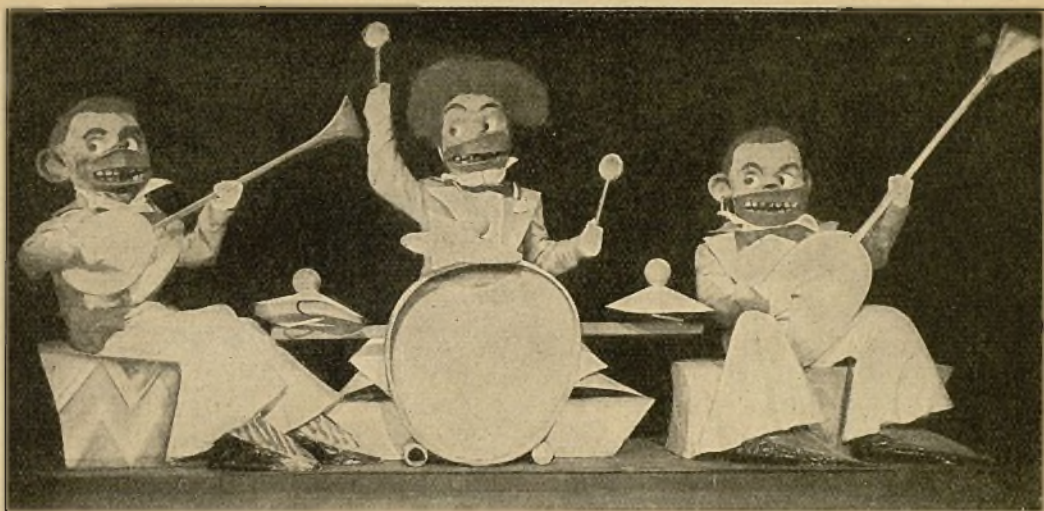
Cojoccar und Cervusa sind Laffen gegen mich.  
 Man wird sie mit Recht oder Unrecht hängen.  
 Aber nicht hängen wird man mich, der ich hänge wild  
 Am Leben.

Aeroplane, kleine Kanonenboote, Maschinengewehre, Polizisten, Matrosen, Gendarmen,  
 Sind gegen mich aufgeboten. Soldaten  
 Ein ganzes Heer  
 Gegen einen.

Ich bin die Summe eurer Rechenkünste:  
 Ich bin euer Gesetz, das sich gegen euch wendet.  
 Ihr habt mich im Kriege rauben und morden gelehrt.  
 Ich bin euer gelehrigster Schüler, ich, Seine Majestät der Räuberhauptmann Terente.







Karikatur einer Neger-Jazzband-Kapelle aus dem Kabarett „Die Gondel“

# Vom NEGERDORF zur PHILHARMONIE

von Jaap Kool

Es ist ein Glück, daß die äußere Wirkung einer Musik nicht ihren ästhetischen Wert allein ausmacht. Denn dann wäre zweifellos die Jazzband-Musik am höchsten zu werten. Ich kann noch so schlechter Laune sein, wenn ich aber eine der herrlichen Grammo-

*Die Jazzmusik triumphiert augenblicklich in aller Welt. Hier wird ihre Entstehung, ihr Wesen und ihr Wirken von einem Musiker geschildert.*

phonplatten von Paul Whitman auflege, so werde ich im Nu ein anderer Mensch. Mein Puls belebt sich, mühsam beherrsche ich meine Gliedmaßen,

mein Ohr spitzt sich, alle musikalischen Feinheiten zu erhaschen, meine Phantasie sieht die farbigsten Bilder, und ein



enormer Tatendrang überfällt mich. Ich sage mir dann: „Du hast die herrlichsten Symphonien von Mozart und von Bruckner, für die du durchs Feuer gehen könntest, von Richard Strauß bist du ehrlich begeistert, und doch — diese phantastische Wirkung, die die Jazzband-Musik ausübt, die hast du bei allen diesen noch nicht empfunden.“ Ist nicht doch schließlich die Intensität des Erlebnisses der Maßstab für die Kraft der Musik? Ich weiß, lieber Leser — besonders wenn du Berufsmusiker bist — du denkst, es gibt eben verschieden wertvolle Menschen. Manche mit reinem geistigem Blut und manche eben mit Variétéblut. Also es sei; ich bin nicht dafür verantwortlich. Und schließlich empfinde ich nicht allein so. Die Macht, die heute die Jazzband-Musik ausübt, ist ganz ungeheuer. Beweise? Der Wertmesser für Kraft und Macht ist in unserem Zeitalter zweifellos das Geld. Ich frage nun: Gibt es ein Orchesterkonzert, das sich einigermaßen rentiert, gibt es eine Oper, die nicht mit Riesendefizits arbeitet, ja, gibt es für die riesenhafte Anzahl gut geschulter und gebildeter Musiker eine halbwegs anständige Existenzmöglichkeit? Nein! Dagegen verdienen, ich darf wohl aus der Schule plaudern, unsere ersten Jazzband-Kapellen als normales tägliches Gehalt 1000 Goldmark. Dazu kommt noch das Grammophonplattenspielen und die daraus erwachsenden Tantiemen. Ein Blick auf die Neuausgaben der Verleger zeigt uns, daß das Verhältnis von Jazzband-Veröffentlichungen zu anderen Musiken etwa wie 100:1 ist. Ja, die Operetten- und Revuen-Hochflut lebt davon, da die Operette heute fast lediglich eine der Formen ist, einen Schlager populär zu machen.

Und wieder lege ich die Whitman-Platte auf. Ist denn das wirklich so ein sinnloser

Lärm, ein musikalisches Quäken? Ich habe doch wirklich kein ungeschultes Ohr, aber mir gefällt die Musik. Da ist ja Esprit drin. Mehr noch: Einfälle, ja kontrapunktisch fein zisierte Stimmführung; wie voll und schön das Saxophon klingt, wie rührend sentimental dagegen die zarte Geige, und welches Zusammenspiel, welche Exaktheit. Das Saxophon überschlägt sich in den Synkopen, es scheint den Taktstrich vergessen zu haben, und wie eine Meereswelle sich durch das zurückfließende Wasser überschlägt, so wird die Synkope des Saxophons durch das Schlagzeug zur Entladung gebracht. Bums! da platzt es, und wie Schaum und Gischt sprudelt es durch die anderen Instrumente. Das kann nicht aus oberflächlichen und banalen Gehirnen und Empfindungen entstanden sein. Der Schein trügt. Hier muß eine tiefere Wurzel in einem tieferen Empfinden vorhanden sein! Dieser enorm fein ausgebildete Sinn für Rhythmus ist für uns etwas so Neues, der kann nicht von heute auf morgen entdeckt sein, sondern muß eine lange Entwicklung hinter sich haben.

Versuchen wir einmal zusammenzutragen, was wir über die Jazzband erfahren können. Wenn wir der Fabel glauben dürfen, stammt der Ausdruck „Jazz“ von einer Kapelle aus einer Hafenkneipe in Philadelphia her, die sich einen Neger mit Namen Jack Washington für das Schlagzeug engagiert hatte. Dieser Neger soll rhythmisch so toll gewesen sein, daß die Kapelle sich den Spaß machte, manchmal ganz mit dem Spielen aufzuhören und den Jack allein auf seinem Schlagzeug toben zu lassen. Wenn nun die Stelle kam, in der Jack sein Schlagzeugsolo hatte, schrien alle Matrosen voller Begeisterung: „Jack, Jack“, woraus sich der



Spitzname „Jazz“ für ihn herausbildete. Was er machte, soll aber auch voll Raseri — der Franzose würde sagen: „avec le feu sacré“ — gewesen sein. Dieses Feuer zündete und eroberte bald die ganze Welt. Die Matrosen in der Kneipe glaubten es mit einem Unikum oder Akrobaten zu tun zu haben, und viele von Jacks Nachahmern wurden in den späteren Jahren in der ganzen Welt bestaunt und belacht, aber nur wenige haben erkannt, daß es nicht das Einzelwesen des Negers Jack, sondern „le feu sacré“ einer ganz anderen Rasse, einer ganz anderen Geisteswelt als der unseren war, die diese Wirkung zu erzeugen vermochte. Und wir werden nach-

denklich. Hören wir nicht, daß heute ein Negerprinz Kojo Towahu Huënn in Paris durch seine geistige Ueberlegenheit mehr Interesse zu erregen vermag, als der Prince of Wales, der allgemein belächelt wird? War es nicht ein Neger, der den letzten Goncourtpreis, die höchste literarische Auszeichnung der „geistigen Republik“ für seinen Roman „Batuala“ erhielt? Und war nicht Battling Siki, auch ein Schwarzer, der europäische Champion des Boxkampfes? Sollten diese oft belächeln



Die Ur-Jazzband-Kapelle

Karikatur von Karl Holtz



schwarzen Rassen uns nicht doch manches Wertvolle zu sagen haben? Ja, vielleicht sind wir mehr mit exotischen Einflüssen durchsetzt, als wir selber ahnen. Vielleicht ist sogar auch das kurz abgeschnittene Haar, das jetzt allgemein bei den Frauen Mode ist, das wir aber seit Jahrhunderten schon bei primitiven Völkern antreffen, ähnlichen Ursprungs. Jedenfalls üben die primitiven Völker gerade heute auf uns eine ungeheure Anziehungskraft aus.

Wie beim Film oft die Hauptperson bleibt und das übrige abblendet, so blendet in unserer Vorstellung jetzt das Bild der Hafenkneipe, in der Jack tanzt und seine Schlagzeugsoli vollführt, ab, und wir sehen ihn beim Aufblenden wieder, jedoch in seinem Dorfe bei den Kulttänzen seines Stammes. Ich sage Kulttänze, denn alle primitiven exotischen Tänze waren ursprünglich Beschwörungen und Zaubertänze, wie ja exotische Völker überhaupt sehr fromm sind. Wir sehen unseren Jack, wie er die Tanzrassel schwingt, während die Frauen das Orchester bedienen, das lediglich aus Schlagzeug, Trommel, Bambusröhren, Holzstäbchen usw. besteht. Wir erinnern uns jetzt auch, welche enorme Rolle der Rhythmus bei primitiven Völkern spielt. In vielen Dörfern hat jeder Mann seinen eigenen Tanztakt, mit dem man ihn ruft und zuweilen begrüßt. Soll eine wichtige Nachricht rasch verbreitet werden, so wird sie durch rhythmische Schläge auf einer riesenhaft großen Holztrommel in der sogenannten Trommelsprache von Dorf zu Dorf signalisiert. Und dabei handelt es sich keineswegs nur um einfache Rhythmen!

Wir wissen, daß bei manchen primitiven Völkern eine große Vorliebe für Fünfzeitigkeit herrscht. Wie natürlich

dieser Rhythmus, der in unserer Literatur nur sehr selten vorkommt, diesen Leuten ist, beweist, daß sie bei Uebernahme einer französischen Operettenmelodie den originalen  $\frac{2}{4}$  Takt durch Dehnung des ersten Achtels in  $\frac{5}{8}$  Takt verändern. Ueberhaupt ist unser Rhythmus-Empfinden, verglichen mit dem primitiver Völker, außerordentlich unentwickelt. Man vergleiche einmal nur den rhythmischen Gehalt eines unserer Volkslieder mit irgendeinem Lied eines primitiven Volkes. Bei uns ein andauernd gleichmäßiges rhythmisches Einerlei, dort sofort Belebung, ja sogar fast rhythmischer Kontrapunkt, d. h. eine rhythmische Zwiesprache zwischen zwei gleichwertigen Rhythmen. Gewiß, ich weiß: Dafür ist unsere Musik melodisch höher entwickelt.

Wir wollen aber nicht verkennen, daß es für uns rhythmisch — besonders in Verbindung mit dem Melodischen — noch eine große Entwicklungsmöglichkeit gibt.

Auch wollen wir dabei nicht vergessen, daß das Rhythmusempfinden der exotischen Völker eine prinzipielle Verschiedenheit gegenüber dem unseren aufweist. Es ist dies umso interessanter, als man heute, wo das exotische Rhythmusempfinden besonders unsere modernen Tänze und Tanzkapellen durchsetzt hat, geradezu die Musiker danach unterscheiden kann, ob sie das Organ für Jazzband-Musik haben oder nicht. Wir Europäer, deren Musik sich fast ausschließlich vom Lied und vom Choral herleitet, sprechen z. B. von einer ganzen und von einer halben Note und empfinden auch so, d. h. also, wir empfinden eine lang gehaltene Note als die Einheit. Noten, die schneller als diese Einheit gespielt werden (sogenannte halbe, viertel, achte Noten), empfinden wir als Teilungen und Zersetzungen dieser Einheit. Anders





Der berühmteste amerikanische Jazz-Dirigent Whitman  
Nach einer Originalzeichnung von Prof. Emil Orlik



die exotischen Völker. Diese empfinden eine lange, also unsere ganze Note, als ein Additionsprodukt von vielen kleinen Notenwerten. Für sie ist die rhythmische Einheit etwa unserer Achtelnote entsprechend. Daher empfindet ein Exote bei unserer langen Note nicht Ruhe, sondern gehäufte Unruhe; während er etwa diese ganze Note spielt, empfindet er innerlich die Summe der Achtel.

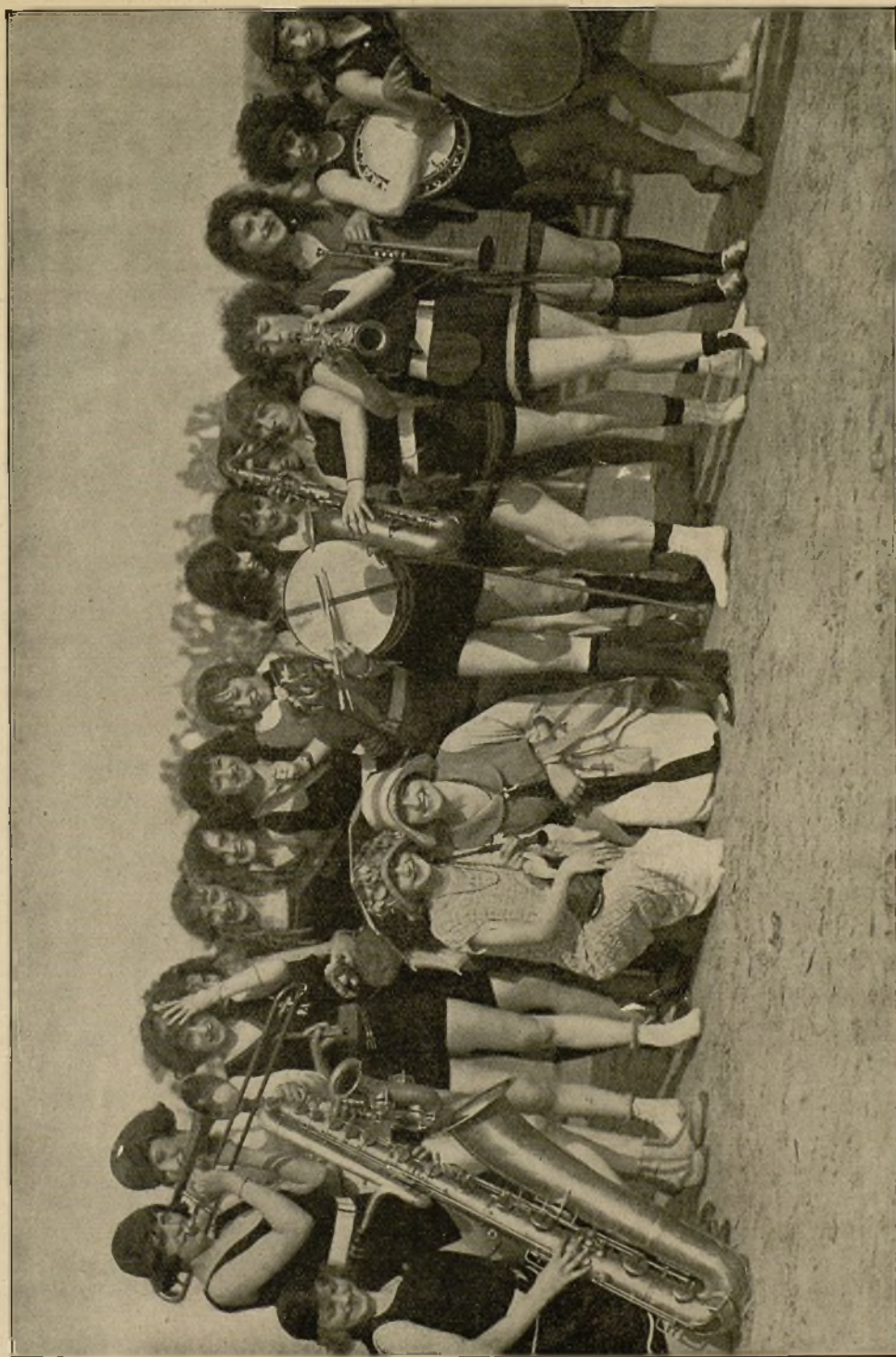
In diesem Rhythmusempfinden liegt nun auch der Grund, warum sich so viele, gute, gebildete Musiker absolut nicht für eine Jazzband-Kapelle eignen, und andererseits fast alle klassisch gebildeten Komponisten keine wahrhaft empfundene Jazzband-Musik schreiben können. Einer der bekanntesten Komponisten in Amerika, Irving Berlin, der neuerdings einen riesengroßen Musikverlag gegründet hat, kann Noten weder lesen noch spielen.

Doch mit dem Rhythmischen allein ist die heutige Jazzband-Musik nicht mehr erschöpft. Das moderne Jazzband-Orchester ist, beinahe mehr noch als durch das Schlagzeug, durch das Saxophon charakterisiert. Diese beiden konträren Elemente platzen aufeinander. Man könnte fast von einer geistigen Mischung zweier Rassen sprechen. Exotischer Rhythmus und europäische Melodie. Ursprünglich stand die Jazzband ganz unter dem Zeichen des Schlagzeuges. Nicht nur, daß dieses mit Trommel, Pauke, Holztrommel, Triangel, Becken (ja vorübergehend auch Kuhglocken, Hupen usw.) arbeitete, sondern im weiteren Sinne gehören auch alle Zug- und Schlaginstrumente, wie das Banjo und das Klavier, in diesem Zusammenhang in die große Domäne der in erster Linie Rhythmus angehenden Instrumente. Hier hatte es die Geige, das einzige Instrument, das die getragene Melodie, das

„Melos“ zu vertreten hatte, außerordentlich schwer, sich durchzusetzen. Um ihr zu helfen, haben ja die Mitglieder der Kapelle früher die wichtigen Melodieteile, meist den Refrain, mitgesungen. Bis man eines Tages auf die Idee kam, die Geige durch eine Tuba, später eine Posaune und eine Trompete zu unterstützen. Aber auch diese Instrumente standen und stehen zum Teil noch heute im Zeichen des Schlagzeugs und der Lärminstrumente. Die Tuba wurde überblasen, wodurch der Ton in die zweite bis dritte höhere Oktave schlug und hier in sopranhafter Höhe die Melodie führte. Posaune und Trompete wurden gestopft, wodurch der Ton kurz, knarrend und näselnd wird. Der Leser verzeihe, wenn ich wieder kurz einen Blick auf die Exotik werfe. Aber gerade weil bei uns — besonders von den sogenannten ernstesten Musikern — so viel über den ohrenbetäubenden Lärm, von dem Wahnsinn und von der verachtungswürdigen sinnlosen Betäubung gesprochen wurde, möchte ich hier folgendes einschreiben: Das Näseln, das Knarren, das Abgerissene, das Betäubende, das, sagen wir einmal beabsichtigt Unnatürliche, was wir ja jetzt auch so oft in unserer Malerei finden, ist nicht europäisch, sondern typisch exotisch und hat auch hier eine tiefere Bedeutung. Bei der Untersuchung über die primitiven Tänze stellte sich heraus, daß das Unnatürliche gewollt und beabsichtigt ist.

So gibt man den Gliedmaßen gern eine schmerzende, verkrampte Stellung, benützt neben der Bruststimme das Falsett, macht die Stimme näselnd, verbindet die Töne durch heulendes Glissando, schreit und trillert mit Lippen, Wangen und Zunge. Man beabsichtigt, durch außergewöhnliches Gebaren und Lärmen zu be-





Jazzband-UIk in einem amerikanischen Seebad



tonen, daß nunmehr eine außeralltägliche, eine für die Dämonenwelt bestimmte Handlung vor sich gehe. Auch die gesucht grausigen und furchterregend gezeichneten Masken sowie die absurden Farben und symbolischen Zeichnungen ihrer Körperbemalung beabsichtigen, diesen Eindruck zu verstärken.

Von hier aus betrachtet, bekommt vielleicht manche der Eigentümlichkeiten der Jazzband-Musik ein ganz anderes Gesicht. Ob es unseren guten Jazzbands auch einmal gelingt, eine Dämonenwelt herbeizuzitieren, bleibe dahingestellt, jedoch wollen wir nicht übersehen, daß eine große Wirkung auch auf uns ausgeübt wird.

Die entscheidende Wendung für die Jazzband-Musik kam mit dem Siegeszuge des Saxophons. Woher stammt dieses Instrument? Im Jahre 1842 kam aus Brüssel ein Mann nach Paris ohne einen Pfennig Geld, sein Name war Adolph Sax. Als ein-

zige Empfehlung brachte er ein von ihm in der Instrumentenwerkstatt seines Vaters erfundenes Instrument, eine besonders konstruierte Klarinette aus Blech, mit und erregte damit bei den Spitzen der damaligen Pariser musikalischen Welt, Halévy, Auber usw. großes Aufsehen. Besonders aber nahm sich Berlioz seiner an und verschaffte dem Erfinder das nötige Geld zur Ausführung seiner Pläne. Sax baute nun sieben verschieden große, nach ihm benannte Saxophone, die damals schon gleich in die französische Militärmusik eingeführt wurden. Der Gedanke war folgender: Neben der Geige hat von den Orchesterinstrumenten die Klarinette den größten Tonumfang. Dabei kann sie, wie die Geige, getragene Melodien neben schnellen rhythmischen, kurzen Stakkati ausführen. Zwar kann sie keine Doppelgriffe, also zwei Töne gleichzeitig, bringen, dafür aber springt sie leichter von



Der Welt-Jazzband-Meister Vincent Lopez (am Flügel)

*Eigentum der Carl Lindström A.-G.*





Bobby Hind, der Schlagzeugmeister der Sonora-Band in der „Scala“

höchster Höhe in die Tiefe und zurück. Wenn also jemals ein Instrument der Geige gleichkommen wollte, mußte es eine Art Klarinette sein. Der Klarinette aber fehlte erstens der volle Ton und zweitens die Ausdrucksfähigkeit. Um diese Mängel zu verbessern, versah Sax seine Klarinette mit verschiedenen Abänderungen. Da-

durch, daß er nun sieben Größen seines Saxophons baute, konnte er von den tiefsten Tönen des Kontrabaß-Saxophons bis zu den höchsten Tönen des Soprans, ja des Pikkolo-Saxophons spielen. Es ist interessant zu lesen, was Berlioz schon 1840 in seiner Instrumentationslehre über das Saxophon schreibt: „Diese dem Orchester



neu gewonnenen Instrumente haben seltene und wertvolle Eigenschaften. Sie sind sanft und doch durchdringend in der Höhe, voll und markig in der Tiefe, höchst ausdrucksvoll in der Mittellage. Im ganzen genommen: ein eigenartiger Klang, entfernt dem Tone des Cellos, der Klarinette und des englischen Horns verwandt, mit einer halb metallischen Beimischung, die ihm einen durchaus eigenartigen Ausdruck verleiht. Die hohen Töne der tiefen Saxophone haben etwas Klagendes und Schluchzendes, ihre tiefen Töne dagegen eine großartige, gewissermaßen priesterliche Ruhe. Namentlich das Bariton- und Baß-Saxophon können den Ton anschwellen und verhallen lassen, wodurch in der äußersten Tiefe der Tonleiter bisher noch nicht dagewesene Klangeffekte entstehen. Geschickte Tonsetzer werden später einmal wunderbare, z. Zt. noch nicht vorherzusagende Effekte erzielen.“

Seit diesen Äußerungen von Berlioz sind an dem Instrument keine Verbesserungen gemacht worden, obgleich man sich viel mit dem Saxophon beschäftigt hat und eine ganze Anzahl von Saxophon-Schulen und theoretischen Schriften über das Spielen, besonders in Amerika, erschienen sind. Daß die amerikanischen Instrumente soviel voller klingen, liegt wahrscheinlich ausschließlich an der Spielweise.

Zugleich aber mit dem raschen Siegeszuge des Saxophons bekam besonders in Amerika ein Mann große Bedeutung, den man bis dahin schmählich vernachlässigt hatte, und den man in Europa noch immer zu Unrecht sehr vernachlässigt, — das ist der musikalische Bearbeiter, der Mann, der die Musikstücke für die spezielle Zusammensetzung der Kapelle bearbeitet, umarrangiert, Nebenstimmen einführt, rhythmische Feinheiten anbringt, Soli hinein-

schreibt, wenn in der Kapelle Einzelinstrumente mit guten solistischen Musikern besetzt sind, usw. Auch kommt es sehr darauf an, welchem Zweck die Bearbeitung dient. So ist die Bearbeitung der Stücke für das Grammophon besonders wichtig. Zwar erzählt man sich, daß bei den Proben die Musiker oft improvisieren und jeder für sein Instrument die Einfälle und Nebenmelodien erfindet, jedoch ist dies nur bedingt wahr. Solche Fälle kommen wohl zuweilen vor, aber unterliegen nachher stets einer genauen Durcharbeitung und werden dann bis auf die kleinste Kleinigkeit festgelegt. In Amerika spielen fast alle Kapellen aus dem Kopf. Oft wichtiger und interessanter als die Musiker, unter deren Namen die Kapelle bekannt ist, z. B. Paul Whitman, Vincent Lopez, Bernhard Etté, Eric Borchard, Marek Weber usw., sind daher die Bearbeiter, die auch jetzt noch selten an die Öffentlichkeit treten, dafür aber, wenigstens in Amerika, besser bezahlt werden. Bevor wir darauf näher eingehen, wie so eine Bearbeitung aussieht, wollen wir uns einmal zunächst mit einer modernen Jazzband-Kapelle vertraut machen. Sie besteht etwa aus 12—14 Mann und ist — vollständig — folgendermaßen zusammengesetzt:

- 2 Klaviere oder Flügel, 2 Banjos
- 2 Saxophone (gleichzeitig auch Klarinetten)
- 2 Trompeten, 1 Tenorposaune, 1 Sousaphon (besondere Baß-, Tuba- oder Helikonform, die unter dem bekannten Marschkomponisten Sousa in die amerikanische Militärmusik eingeführt wurde)
- 1 Violine, 1 Mann Jazz-Schlagzeug.

Wenn wir damit einmal die früher so beliebte Salon-Orchesterbesetzung vergleichen, so sehen wir sofort, welcher anderer Geist, welcher anderer Stil und welche andere



Instrumentationstechnik erforderlich ist.

Das Salon-Orchester bestand aus:

1. Violine (mehrfach besetzt)
  2. Violine „ „
- Cello, Baß, Klavier, Harmonium, Trompete, Posaune, Pauke, Flöte, Klarinette.

Schon das äußere Bild eines früheren Stehgeigers und eines heutigen Jazzband-Kapellmeisters zeigt, wie verschiedenartig der ganze Stil der beiden Musikanten ist.

Wie sieht nun eine amerikanische Bearbeitung aus? Prinzipiell anders als die unsere. Die Musikstücke haben zumeist die alte Liedform, d. h. nach einigen kurzen Einleitungstakten folgt der erste Teil, der zumeist dem Text angepaßt, etwas rezitatorisch gehalten ist, woran sich dann der Hauptteil — der Refrain — anschließt. Während der Text zum rezitativischen Teil in verschiedenen Strophen wechselt, bleibt er bekanntlich im Refrain — der gleichsam die Moral aus der Geschichte wiedergibt — gleich. Den ersten Teil mit den Einleitungstakten bringen die amerikanischen Bearbeitungen nur einmal, während sie sich dann mit wahrer Inbrunst auf den Refrain werfen. Diesen bringen sie zuerst sehr schön und vollklingend. Die Saxophone geben ihren sonoren Orgelklang her, und man glaubt fast eine Art Hymne zu hören. Aber immer, wenn man sich in dieser Stimmung auch nur einigermaßen sicher fühlt, deutet eine kleine Schleife in der Linienführung des Sopran-Saxophons oder eine zarte Entgleisung, ein Glissando in entferntere Töne des Alt-Saxophons an, daß sie sich über die sentimentale Feierlichkeit höchlichst amüsieren. Es ist, als ob sie sagen wollten: „wir können auch so“. Lebhaft werden wir hierbei an den Till Eulenspiegel von Richard

Fortsetzung auf Seite 121



Jazzband-Musik: Was ich fühlte, als ich sie zum ersten Male hörte.

Zeichnung von Schmalhausen





# Da lacht der Uhu!

## REISSENDER ABSATZ.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte der Privatgelehrte Schnorrepütz ein grundlegendes Werk über die geologische Beschaffenheit der pommerschen Küste geschrieben und herausgegeben.

Gestern kam er in einer Gesellschaft im Gespräch mit einer jungen Dame auf dieses Thema und erwähnte sein Buch.

„Oh, das hab' ich mir ja im vorigen Sommer gekauft!“ sagte die junge Dame.

„Ach, Sie waren das!“ staunte Schnorrepütz.

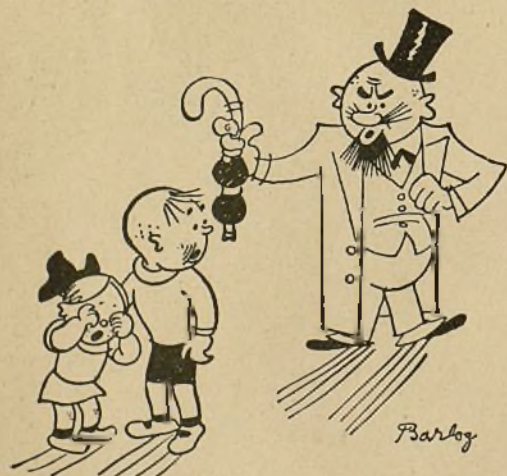
\* \* \*

## WER LACHT DA?

Der Chef erzählt in einer seltenen Anwendung von Leutseligkeit seinem Büropersonal einen Witz. Alles platzt überlaut heraus. Bis auf Fritze Meier, der, ohne eine Miene zu verziehen, hinter einem Schreibpult hockt.

„Na, Meier, warum lachen Sie denn nicht?“

„Na, ich geh doch zum Ersten!“



## ERFÜLLUNG.

Ein Herr sieht, wie ein Berliner Straßenjunge seine kleine Schwester verprügelt, und meint empört:

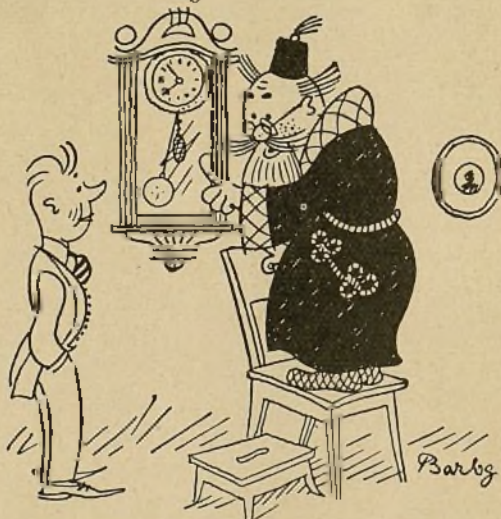
„Ich möchte dein Vater sein, Jungel!“

Worauf der Bengel antwortet:

„Sprechen Sie mit Muttern — so is Witwe!“

## EIN WUNDERWERK.

Mein Onkel bastelt für sein Leben gern allerhand praktische Dinge zusammen. Gestern besuche ich ihn und sehe ein neues Stück: eine riesige Wanduhr.



„Na, geht sie denn auch richtig?“ frage ich den Onkel.

Stolz leuchten seine Augen, als er antwortet:

„Die Uhr ist das Fabelhafteste, was du je gesehen hast, mein Junge: Wenn sie auf halb zwei steht, schlägt sie sieben, und ich weiß genau, daß es dann dreiviertel vier ist!“

\* \* \*

## SCHILDKRAUTS HOSE.

Rudolf Schildkraut bestellte einst bei einem Wiener Schneider eine Hose. Wochen und Wochen vergingen. Die Hose wurde nicht fertig. Endlich ging Schildkraut selber hin. Der Schneider war gerade beim Bügeln der fertigen Hose und reichte sie dem großen Mimen.

„Gott der Herr hat die ganze Welt in sieben Tagen geschaffen,“ sagte Schildkraut vorwurfsvoll, „und Sie brauchen für eine Hose neun Wochen!“

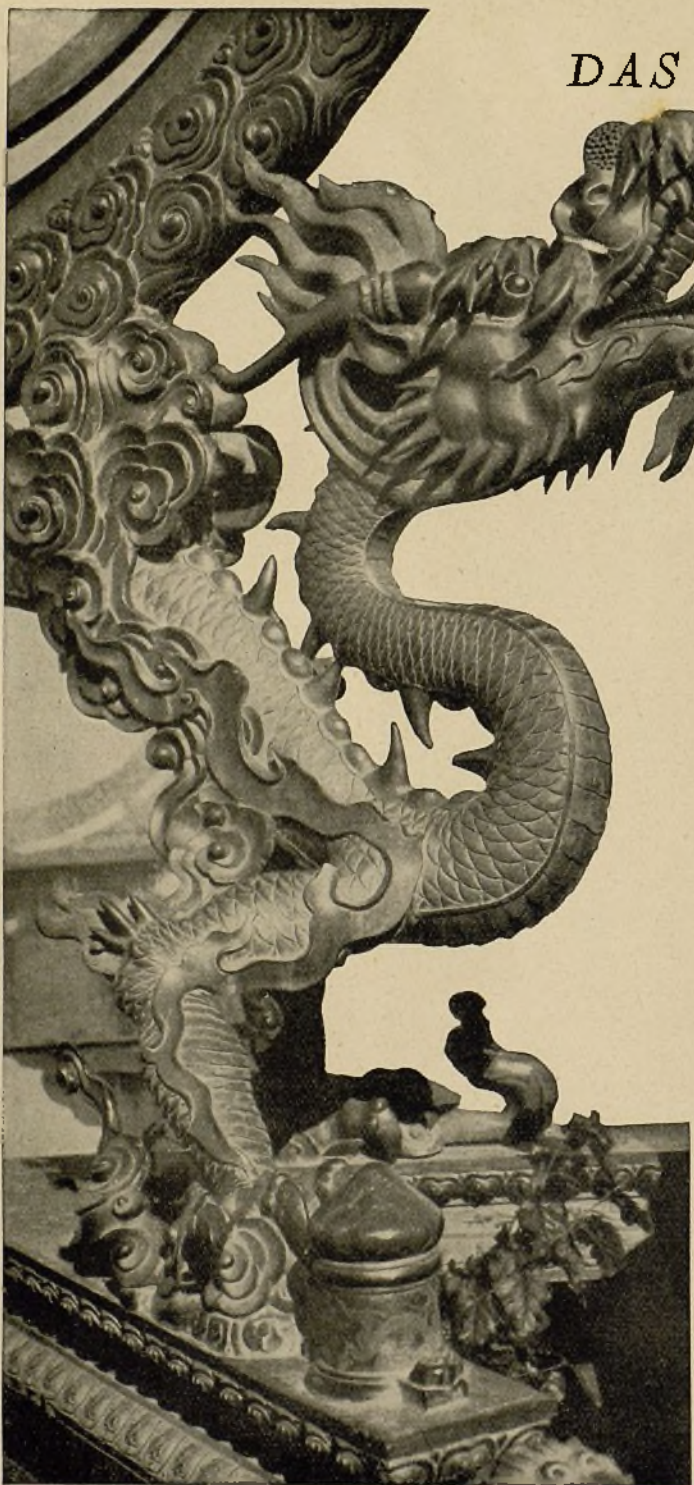
„Schense sich die Welt an, Herr Schildkraut, und sehen Sie sich an die Hose!“





Der Junggeselle  
Zeichnung von H. M. Bateman





# DAS LAND

*Erlebnisse  
einer Reise*

*VON*

*E. v. Salzmänn*

„Wie weit ist es bis Kalgan?“ —

— „450 Li,“ antwortete mir der brave alte Pferdehändler Wang jenseits des Pekingers „Tores der Heiligen Tugend“. Ich fragte nach der Stadt, wo die vierbeinigen Kinder der unermesslichen mongolischen Steppe täglich zu Hunderten und Tausenden durchgetrieben werden.

„Willst du reiten?“ fragte er zurück. „Ich kann dir ein paar glänzende Ponies verkaufen, frisch aus den Herden des Prinzen Karatschin.“

„Nein, Alter, die Zeiten sind vorbei, in denen wir durch die Steppen ritten, die Antilopen und die Wölfe jagten. Ich muß schnell herauf. Ich nehme den Feuerwagen, die Eisenbahn.“



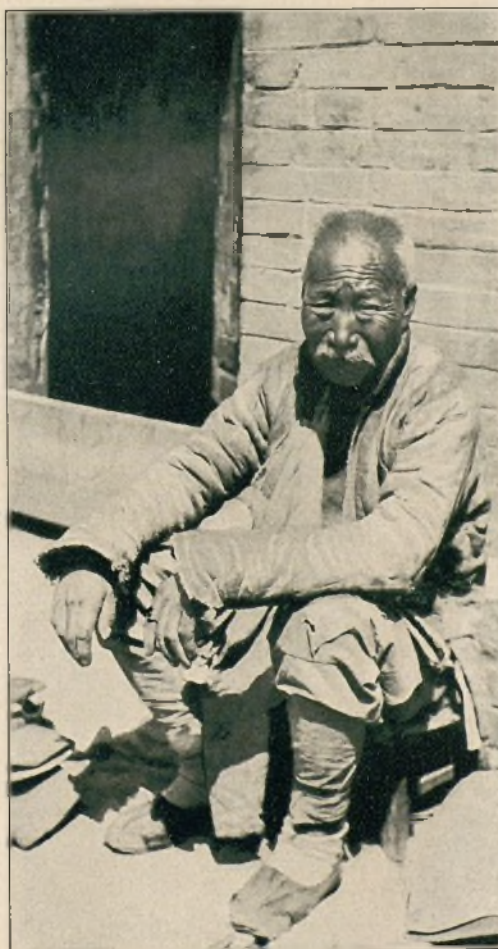
# WO MAN ZEIT HAT

„Ach,“ meinte Wang, „ihr fremden Männer, was habt ihr für eine Unruhe im Leib. Ihr taumelt alle abseits des goldnen Mittelweges. Wie wollt ihr den Frieden finden, den ihr ewig wieder zerschlagt, wenn ihr nie Zeit habt. Komm, Sa-Lao-je,“ (mein chinesischer Name), „wir reiten herauf wie in den Tagen der mandschurischen Kaiser. Wir schlafen in den Herbergen auf den harten Ofenbetten. Wir rauchen dort die kurzen Pfeifchen, und wir sprechen von der Jagd auf die schnellfüßigen Antilopen. Komm nur, dir wird der heiße Wein schon wieder schmecken, wenn wir erst hinter Kalgan sind, oben in der freien Steppe. Dort gibt es keine Zeitungen und keine sich selbstbewegenden Wagen (Autos!). Dann wirst du die Ruhe deines Herzens wiederfinden. Dann schlafen wir dort bei den Mongolen in den Filzjurten. Da gibt es Kuh- und Stutenmilch. Und Mädchen gibt es dort! Mit roten dicken Backen und langen Zöpfen, nicht so wie eure ausgewaschenen, zänkischen Frauen von jenseits der Meere. Komm mit, du wirst ein andrer Mensch werden.“

Traurig schüttelte ich den Kopf. „Ich kann nicht mehr, Freund Wang, mich hat der Geschäftsteufel vergiftet. Ich muß arbeiten. Ich bin eine armselige, nie rastende Maschine geworden. Wir haben darüber das Glück vergessen, und wir leben von der Arbeit. Die duldet keinen Aufschub.“

So sprach ich in diesem Frühjahr mit dem listigen Mohammedaner außerhalb des Nordwesttores Pekings. Die ganze furchtbare Verschiebung des letzten Vierteljahrhunderts kam mir zum

vollen Bewußtsein. Draußen auf der Straße klingelten die Schellen der Eselchen, die vielen Glocken der vornehm und langsam dahinschreitenden Kamele. So war es hier schon vor einem Jahrtausend, und so wird es trotz der Mechanisierung des Verkehrs vielleicht nach einem



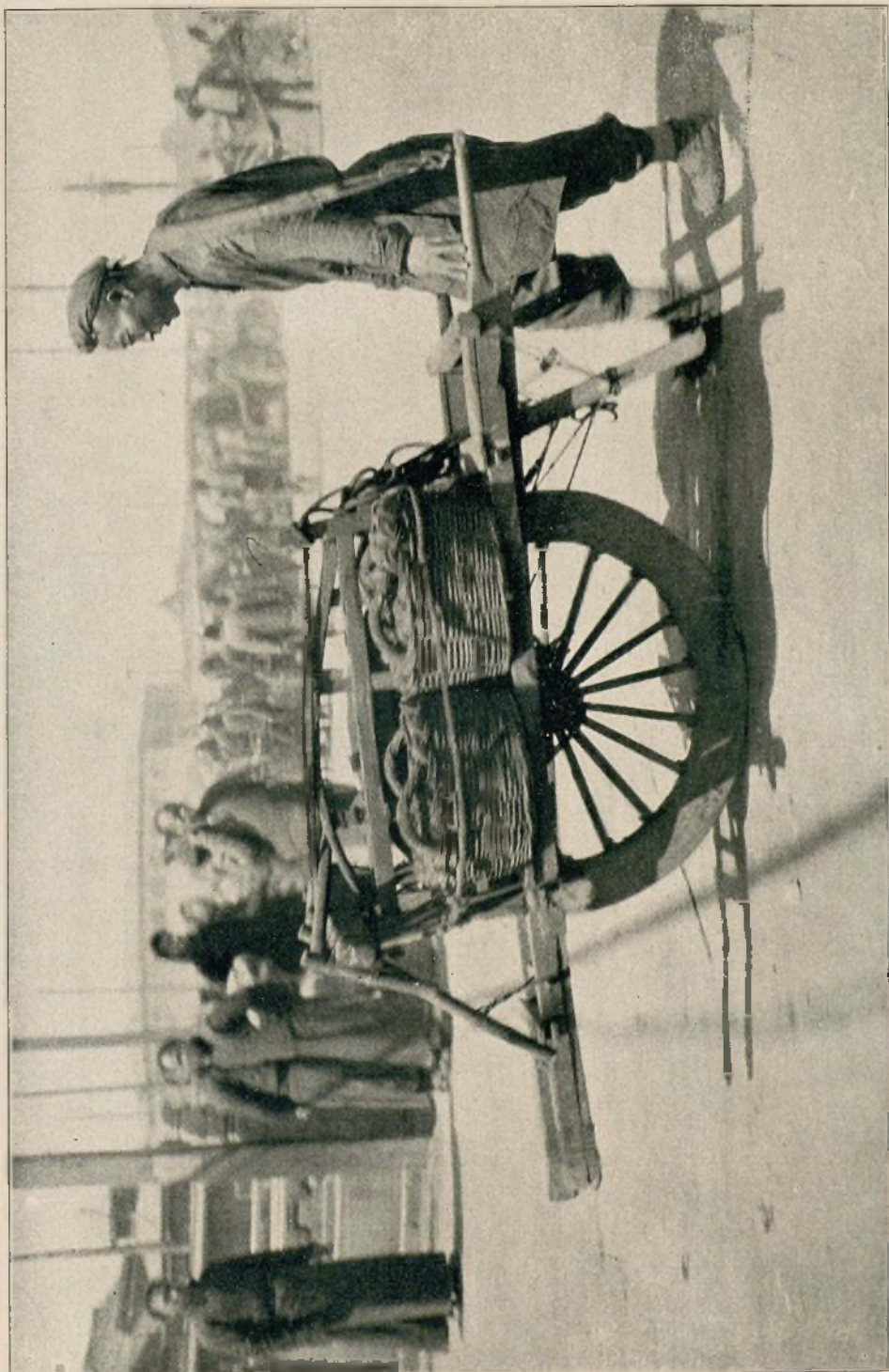
Fahrgäste, die Tage und Nächte auf ihren Zug warten: Eine der typischen Figuren vor chinesischen Bahnhöfen





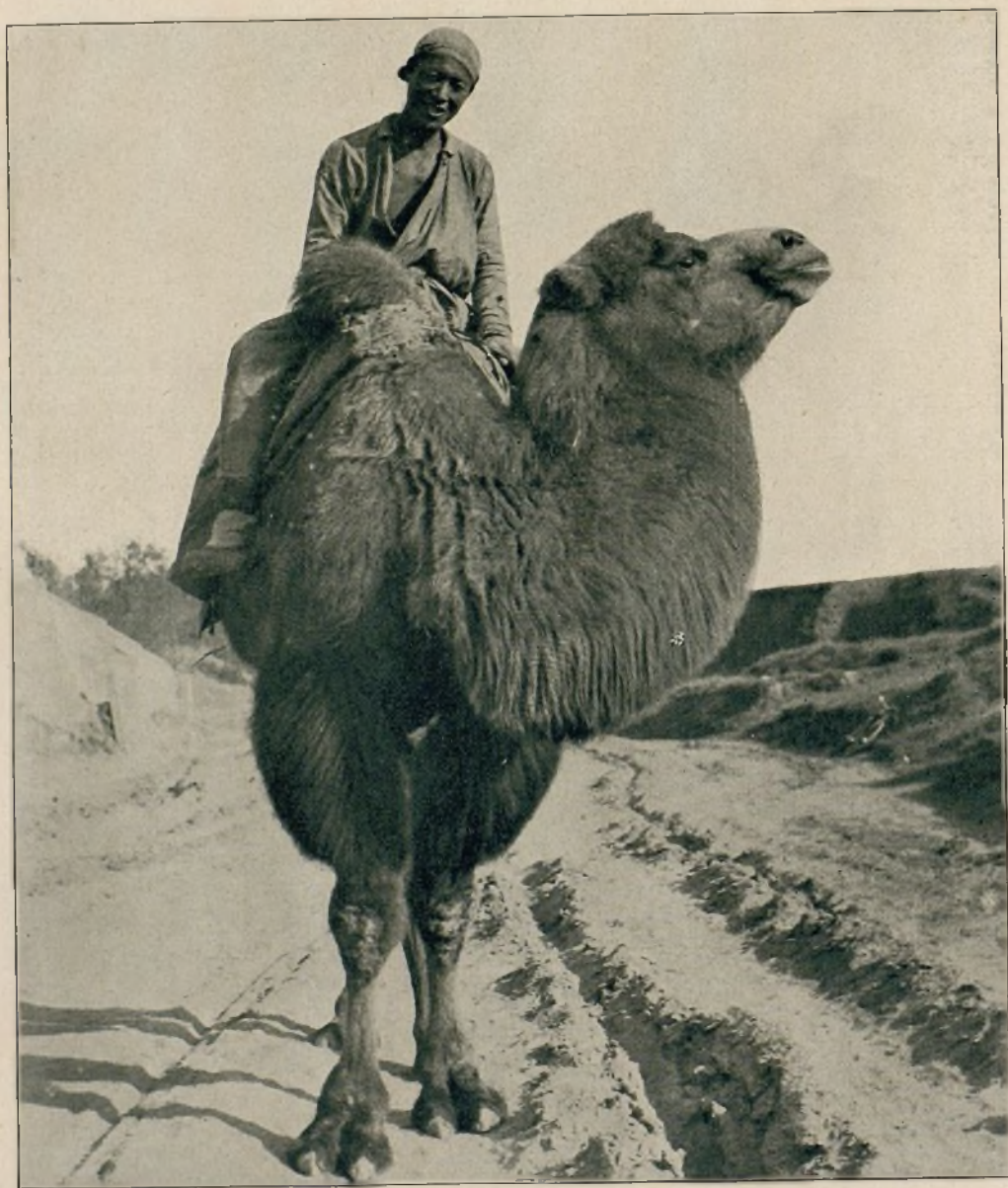
Die Leichenzüge in Peking bewegen sich so feierlich-langsam, daß sie kaum von der Stelle kommen.





Der einrädige Karren — heute wie vor 3000 oder 5000 Jahren das Hauptbeförderungsmittel in China.





Das Kamel — das sicherste Verkehrsmittel auf den unergründlichen Landstraßen Chinas. Mit seinem bedächtigen Trott ist es ein Sinnbild des Verkehrstempos.

weiteren Jahrtausend sein. Wir Europäer sagen, die Asiaten sind stumpfsinnig, ihnen ist der Individualismus fremd. Falsch gesehen. Die Asiaten sind dem Glück der Menschen, dank einer viel tiefe-

ren Erkenntnis der psychologischen Urbegriffe, sehr viel näher. Sie haben das Glück sehr viel stärker erfaßt als wir. Das Glück heißt Verzicht. Es liegt begründet im Buddhismus, der vor fast 2000





Pekinger Straßenkreuzung, die noch keine Verkehrs-Regelung braucht.

Jahren das Land eroberte und der heute noch in der Staatsreligion seinen Ausdruck findet. Des Asiaten Stärke ist seine Zeitlosigkeit. Er läßt sich niemals durch den ungeduldig drängenden Fremden aus seiner Ruhe bringen. Wir sagen, er hat Zeit. Nein, er weiß den Begriff der Zeit auch zu schätzen. Nur wertet er ihn anders. Er ist uns darin um ein Jahrtausend voraus.

Dieses in Bauernschaften aufgeteilte Land will bewußt Zeit haben. Sein Gedanke ist der Frieden. Die 400 Millionen gelber Chinesen sind wirkliche Pazifisten, nicht solche aus Ekel am gegenseitigen Schlachten der Menschen. Nein, ihnen ist der Krieg aus Instinkt ein Greuel. Wird er aber einmal von Verblendeten über sie getragen, rasen die mongolischen Reiterhorden, die mandschurischen Bannerleute, die Japaner, die Fremden in internationalen Expeditionen über China, so beugt sich dieses ruhige, fleißige, ohne unsere sentimental Ideale lebende Volk still zur

Erde. Pferdehufe zertrampeln die Aecker, fremde Kanonen zerschießen ihre Lehmhäuser, ihre Holz- und Bambushütten. Aber es dauert nur geraume Zeit, dann richten sich die Hunderte von Millionen der Bauern, der Handwerker, der Bürger, der Händler wieder auf, schauen um sich und beginnen mit einer Zähigkeit sondergleichen und stoischer Ruhe wiederum ihre alte angestammte, in 30, 50, 70 Generationen vom Vater auf den Sohn überkommene Arbeit. Ueberschwemmungen, ungeheure Dürren, Sandstürme, Hungersnöte, Kriege, alles geht über dieses gewaltige Land dahin, und doch bleiben die Menschen dieselben. Sie haben Zeit. In jedes Chinesen instinktivem Unterbewußtsein schlummert etwas, das uns Europäern weltenfern ist. Das ist die Erkenntnis der Dinge, die das menschliche Leben zusammensetzen.

Der chinesische Landmann ist viel zu klug, um nicht längst begriffen zu haben,





„Pie mang!“ „Keine Eile!“  
Die goldene Regel für Menschen und Tiere.

daß die Benutzung der Eisenbahn geschäftlich von großem Vorteil ist. Trotzdem wird man aber fast nie, außer in den großen, von der fremden Geistesinvasion vergifteten Seestädten jene furchtbare Unruhe feststellen können, jenes Hasten und Drängen, das unsere Zeit so schrecklich auszeichnet. Der Bauer, der Handwerker, der Kuli, der Priester fragen nicht nach dem Fahrplan. Sie kommen zu den fremden, in Stein aufgeführten Gebäuden, hocken sich nieder, ziehen ihr kurzes Pfeifchen heraus und schmauchen erst einmal eine Fingerspitze Tabak. „Wo kommst du her?“ frage ich. — „Ich komme aus dem Gebirge.“ — „Wo willst du hin?“ — „Nach der Hauptstadt.“ — „Wann geht der Zug?“ — „Ich weiß es nicht, vielleicht bald.“ — „Dein Zug,“ sage ich zu ihm, „ist schon vorbei. Der nächste geht erst morgen früh.“ — Das Bäuerlein verzieht keine Miene: „Bitte, setze dich. Hast du deinen

Reis gegessen? Welcher Nation gehörst du an, fremder Herr?“ — Ruhig kommt ein zweites Pfeifchen. Er reicht es mir hin. Er hat Zeit. Er wird fünf Stunden hocken. Er wird sich ein paarmal die Beine vertreten, bis sein Zug kommt, bis er höflich, freundlich durch die Bahnsperre will, wo der Beamte feststellt, daß er eine Fahrkarte kaufen muß. „Nein,“ denkt das Bäuerlein wieder, „was doch die Fremden hier für merkwürdige Sitten eingeführt haben. Jetzt soll ich auch noch zahlen!“ — Der Zug fährt ein. Das Bäuerlein steht geduldig am Schalter, bis er herankommt. Die von der fremden Hast längst angesteckten chinesischen Eisenbahnbeamten drängen und schimpfen. „Keine Eile,“ sagt das Bäuerlein, „ich komme schon noch.“ — Die Beamten stoßen und schieben. Aber die Bauern, die Kulis, die schwatzenden Frauen haben Zeit. Im offenen Wagen hocken sie wiederum



und warten. Was kann ihnen Ueberraschendes geschehen?

Der Chineser hat das Ende der Dinge erreicht. Werden wir auch einmal so weit sein? Wenn die Welt übermechanisiert ist, wenn sie in neuen furchtbaren Kriegen zusammenstürzt, werden die Menschen zu dem Boden, auf dem sie geboren sind, in dem sie alle wieder einmal zu Asche werden, zurückkehren.

Die Kamele ziehen mit klug funkelnden Augen majestätisch durch die modernen Straßen Pekings, in denen nun bald zwischen den Palästen vergangener Dynastien die elektrische Straßenbahn entlang gleiten wird. Der Treiber hockt zwischen den fetten Höckern des führenden Tieres. Er hat die Kohlen, den Kalk von den fernen westlichen Bergen zur Hauptstadt gebracht und zieht nun am Abend heim. Er ist müde. Die entsetzlich hupenden amerikanischen Autos umschwirren ihn. Die hastenden Rickscha-

kulis, unglückliche moderne Sklaven eines steigenden Verkehrs, die nicht wissen, wo sie am Abend ihr müdes Haupt zur Ruhe legen werden, rufen ihm Hohnworte zu. Der Mann auf dem Kamel hat die Arme um die Höcker des Tieres gelegt und schläft. Er hat das Glück gefunden, er ist mit seinem Schicksal versöhnt. Für ihn marschieret das Dasein tagaus, tagein in demselben Trott. Im Gespräch mit ihm wirst du schnell finden, welcher merkwürdiger gesunder Menschenverstand, welche klare Weisheit in ihm steckt.

Jeder hat hier ein Recht auf Arbeit, jedem ist sein Teilchen zugewiesen. Jeder ist glücklich damit. Er verteilt die zu leistende Arbeit auf die Stunden des Tages vom Aufstieg der Sonne bis zum Untergang. Jeder sagt sich: Nicht drängeln, „Pie mang“, eine Redensart, die jedem Chinesen so geläufig ist wie uns das tägliche Brot.

Fortsetzung auf Seite 124



„Schleppen“ — ist typisch chinesisch!



# BEGE

## Novelle

**E**in Zufall wollte es, daß die junge Baronin Hortense von Wellisch am Abend ihres 24. Geburtstages sich ganz allein im Hause befand. Ihr Mann, der Hofrat, war am Nachmittag durch einen Kurier in das Ministerium zu einer dringenden und geheimen Sitzung berufen



Mit einer knappen Bewegung wischte die Hofrätin die geheiligten Schachfiguren vom Brett herunter, so daß sie klappernd über das Parkett davonliefen.



# GNUNG

von *Vicki Baum*

worden, die lange, bis in die Nacht hinein, andauern sollte. Dies war keine Seltenheit, denn das Jahr 1847, obwohl an der Oberfläche still und verschlafen, brachte häufig den innerpolitischen Departements unerwünschte Arbeit durch immer wieder aufflackernde Symptome unterirdischer Gärung. Flugschriften, Studentenverschwörungen, Unruhen in den niederen Ständen, eine unterdrückte Unzufriedenheit war da und dort zu bemerken. „Weiß net, was die Leut wollen, sie raunzen halt!“ sagte der Hofrat, der selbst zu jenen raunzenden Oesterreichern gehörte, deren Tatkraft sich in ein paar Lamentationen leicht ablenken und erschöpfen ließ. Auch heute war er nicht ohne Mißvergnügen dem Ruf ins Ministerium nachgekommen, er hatte brummend das Kabriolet bestiegen, und die junge Baronin lachte leise, wenn sie an das saure, schlechtgelaunte, gelbe Gesicht unter dem grauen Zylinder dachte, das ihr der Hofrat zum Abschied hingehalten hatte.

Im Ganzen war es ihr nicht unlieb, daß ein hohes Ministerium ihr an diesem Abend den Gemahl entzogen hatte; sie wanderte durch die Zimmer, sang ganz leise dazu, verweilte vielleicht vor einem Spiegel, schliff vielleicht mit ein paar Tanzschritten über das Parkett und hatte im Ganzen das spitzbübisch vergnügte Gefühl, mit dem ein Kind die Schule schwänzt. Beim Fenster verweilte sie und schaute ein wenig in den dunklen, sanften, warmen Sep-

temberabend hinaus. Die Kastanienbäume bewegten sich sacht im Schlaf, und manchmal fiel mit kleinem, dumpfem Ton eine stachelige Frucht auf die Terrasse vor dem Fenster. Es war ein schwaches Wetterleuchten am Himmel draußen. Die Baronin öffnete die Flügeltüre und trat auf die Terrasse hinaus. Sehr still war es da, das Haus hielt seine breite, niedere Fassade so schweigend gegen die Wiese hin, und die Mauer des kaiserlichen Lainzer Tiergartens drüben war kaum mehr zu erkennen. Die Baronin wanderte die breite Terrasse entlang, klopfte einem Puttchen aus Sandstein auf die runde, kalte Hinterseite, während sie die fünf Stufen zum Garten hinunter schritt; unten ging sie ums Haus herum — ihre Schuhe wurden taufeucht dabei — und an der Ecke blieb sie stehen und hielt beide Hände gedankenverloren in das laue Wasser der Regentonnen. Aber als ein kleiner Windschauer durch die Bäume ging und sich in ihren breiten Ärmeln zu schaffen machte, lief sie eilig und nicht ganz ohne Furcht zurück ins Haus. Drinnen schlug es eben zehn hohe, klingende Schläge, die Baronin seufzte heuchlerisch und dachte: „Jetzt kommt der Hofrat nicht mehr. Jetzt bleibt er bis morgen in der Stadtwohnung!“ Sie nannte ihren Mann in ihren Gedanken immer noch den Hofrat. „Vor fünf Jahren habe ich mich mit dem Hofrat verlobt —“ dachte sie; „da war ich jung. Jetzt bin ich vierundzwanzig. Jetzt bin ich alt —“



und dabei seufzte sie wieder. Sie ging in die Ecke, wo im Schein der Moderaturlampe das Schachbrett hergerichtet war. Die Figuren standen noch von der gestrigen, unvollendet gebliebenen Partie. Hortense schaute erst gelangweilt, dann nachdenkend und mit kleinen Runzeln quer über die kindliche Stirne ihre bedrängte Königin an. Und plötzlich hob sie die Hand und wischte mit einer kurzen Bewegung die geheiligten Schachfiguren vom Brett herunter, daß sie klappernd über das Parkett davonliefen. Die Baronin sah ihnen erschreckt nach. „Der Hofrat wird schön schimpfen,“ dachte sie, und beinahe kamen ihr dabei die Tränen. „Der Franz soll die Figuren aufheben,“ beschloß sie und zog die Klingel. Aber da nichts im Haus sich regte, besann sie sich wieder auf ihre Einsamkeit an diesem Abend. Der Franz hatte dringendst und devotest Urlaub erbeten, um einem Feuerwerk beizuwohnen, das der berühmte Pyrotechniker Goldini auf dem Glacis abbrennen wollte. Der Kutscher Höpfner war mit dem Hofrat nach Wien hineingefahren. Die Jungfer, das Lenerl, hatte sich wahrscheinlich davongemacht, um ihren Wirtsohn aus der Lainzer Hauptstraßen zu treffen, und die dicke Köchin schlief irgendwo in der Mansarde. Die Baronin horchte noch eine Minute in das schweigende Haus hin, und dann bückte sie sich, sammelte die Figuren ein, eine nach der anderen, und, mit gerunzelten Brauen und offenen Lippen, rekonstruierte sie die unterbrochene Partie und stellte alles wieder auf, wie es gewesen war.

Dann ging sie in den Alkoven, der an ihr Zimmer grenzte, und legte sich zu Bett. Der Hofrat pflegte am Abend sorgfältig die Türen und Fenster des niederen breiten Hauses zu schließen und die grünen Spaltläden vorzulegen. Er überließ dieses

Geschäft nur ungern der Dienerschaft, denn das Landhaus lag ziemlich abseits vom Vorort Lainz, unfern der sogenannten Einsiedelei, und die Zeiten waren nicht die sichersten, trotz strengsten Polizeiregiments. Aber die Baronin, in einer sonderbaren, spielerischen Lockerheit oder Ermüdung, ließ an diesem Abend fürs Erste die Fenster zur Terrasse offen. Ein halber Mond kam hinter den Kastanienbäumen heraufgeschaukelt und zeichnete schwarze, sanftbewegte Blätterschatten in die tiefen Fensternischen; das sah hübsch aus. „Ich kann später schließen,“ dachte die Baronin in ihrem Bett, zart erfreut durch das Spielen von Schwarz und Silber. Manchmal kam ein helleres Zucken daher, ungewiß, ob von fernem Wetterleuchten oder vom Feuerwerk des berühmten Pyrotechnikers. Dann stieg der Mond noch höher, senkrecht über die Terrasse, die Mullgardinen wurden sehr weiß, eine angenehme, schwimmende Helle erfüllte das Zimmer, und unversehens war die Baronin fortgeglitten, vom Schlaf entführt wie von einem sanften Kahn.

Ein Geräusch weckte sie auf. Noch ehe sie die Augen öffnete, spürte sie Erschrecken und Angst. Ihr Herz schlug. Es war etwas geschehen. Sie zögerte eine lange Sekunde, dann öffnete sie die Augen und schaute, ohne sich zu regen, zu dem hohen Fenster. Der Atem blieb ihr stehen.

Durch das silberne, helle Mondfenster kroch etwas Schwarzes, ein Schatten, ein Mensch, ein Räuber, ein Mörder.

Er kroch durch das Fenster, groß und schwer, griff mit einer riesigen schwarzen Hand in die zarte Mullgardine, sprang oder fiel mit einem kurzen und lauten Schlag ins Zimmer herein, und lag dann auf dem Boden, ein furchtbares, großes, schwarzes Wesen, das sich nicht mehr bewegte, das



im schwarzen Schatten eines Stuhles lag und lauerte.

Die junge Baronin Hortense von Wellisch war nicht eben eine Heldin, nein, keineswegs; sie atmete nicht mehr, und ihr Herz hörte auf zu schlagen. Es war zunächst ganz so, als ob sie sterben würde vor Angst; ein paar Augenblicke lang wußte sie gar nichts von sich, vielleicht war sie ohnmächtig geworden. Blitzhaft dachte sie an alle Männer, die sie schützen konnten und jetzt nicht da waren — der Kutscher Hopfner — der Diener Franz — der starke Wirtsohn Haberl aus der Lainzer Hauptstraßen, der vielleicht! vielleicht! durch Gottes Güte das Lenerl bis zum Haus begleitete? — aber nein, keiner von diesen war in der Nähe — und den Hofrat hatte die Baronin in diesem Augenblick der Todesangst völlig vergessen. Hingegen besann sie sich auf Gott, und als sie wieder atmen wollte, begann sie ein stummes Vaterunser zu beten. Es war so fürchterlich, dieses stumme, bewegungslose Wesen dort im Schatten — oder bewegte es sich jetzt? bewegte es sich —

„Wenn Sie sich rühren, so schieße ich,“ hörte die Baronin plötzlich sich selbst sagen. Sie selbst sagte das, obwohl ihre Stimme in der Angst unkenntlich war, hoch, dünn, zitternd und armselig.

Bewegte es sich jetzt? Bewegte es sich? Hob es einen Arm auf, kroch aus dem Schatten hervor, reckte ein bärtiges Gesicht in den Mondschein?

„Ist da jemand? Wer spricht? Wo bist du?“ sagte das Wesen mit einer tiefen Stimme, mit einer sonderbaren, zerbrochenen Stimme, und bewegte sich schwach. „Was willst du? Schießen willst du? Na, dann schieß halt. Es ist ja eh schon — alles eins —“ sagte es noch, und dann

sank es wieder schwarz in den schwarzen Schatten.

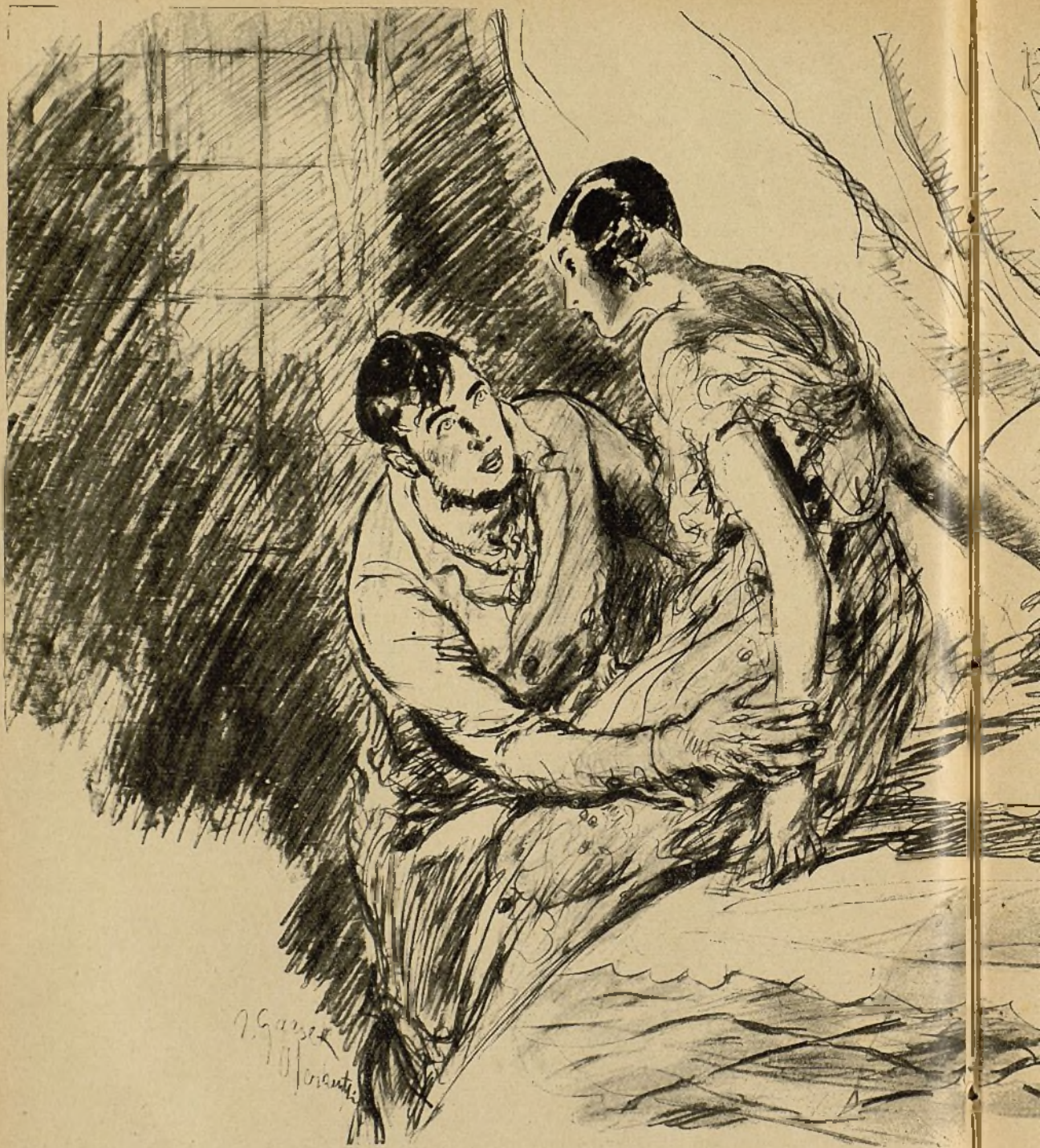
Die Baronin schoß nicht, denn weder hatte sie eine Waffe, noch hätte sie damit umzugehen verstanden. Sie lag und wartete — Stunden, viele Stunden? — und starrte in den Schattenwinkel. Dann schlug im Nebenzimmer die Uhr hell und zutraulich zwölf Schläge.

Der Mensch im Winkel bewegte sich wie ein Erwachender, erhob sich, stand schwarz und groß im Zimmer, machte ein paar Taumelschritte, stieß klirrend an den Tisch, dann sah die Baronin seine Hand, welche die Wasserkaraffe fand und aufhob, dann hörte sie ihn tief trinken, dann wurde er kleiner, versank irgendwie in sich selbst und lag wieder im Schatten auf dem Boden.

Nach einer Weile streckte die Baronin eine kleine, zitternde und ratlose Hand aus dem Bett, tastete am Nachttischchen herum und entzündete die Kerze. Sie hielt es einfach nicht mehr aus ohne Licht, mochte geschehen was wollte. Der kleine, gelbe Schein sprang freundlich in die Dunkelheit und nahm das Allerunheimlichste fort. Vertraut traten Wände, Möbel und Bilder ins Licht.

Der fremde Mensch lag mit geschlossenen Augen am Boden. Lauerte er nur oder war er tot; betrunken oder ohnmächtig? Die Baronin setzte sich in ihrem Bett auf und schaute mit weit offenen Augen hin. Der Mensch am Boden war groß und stark, beängstigend stark. Er hatte keinen Kragen und kein Halstuch, sein bloßer Hals kam steil aus dem abgetragenen und zerrissenen Gewand hervor, und von ihm ging der Eindruck von Kraft aus, fand die Baronin dunkel. Der Mensch hatte ungekämmtes, dunkles Haar in die Stirn hängen und einen starken Bart, obwohl er





„Nicht verraten: Helfen —!“ flüsterte der Mensch verzweifelt.





Zeichnungen von J. Haase-Werkenthin

nicht alt zu sein schien. Die Augen hatte er geschlossen, und Gott weiß, woran es liegen mochte, daß diese geschlossenen Augen einem Kind zu gehören schienen mit ihren langen, fast weibisch langen, dunklen Wimpern. Auch die Brauen waren dicht und dunkel, über der Nase fast zusammengewachsen, und dann bemerkte die Baronin, daß oberhalb der rechten Braue Blut aus der Stirne kam und an der Schläfe im Haar versickerte. Aber während sie noch all dies Fremdartige und Beängstigende anstarrte, das da durch das offene Fenster in ihr Zimmer aus geblühtem Kretonne gestürzt war, öffnete der Mensch die Augen, und diese Augen waren hell, erstaunlich hell und tierhaft wach unter den dunklen Haaren.

Er blickte eine Sekunde lang verloren um sich, faßte in das Blut an der Schläfe und stellte sich plötzlich mit einem geschmeidigen Raubtiersatz mitten in das Zimmer.

„Die Waffe weglegen. Die Hände hoch,“ sagte er kurz und halblaut.

Ach, und die arme, junge Baronin Hortense hob ihre Hände hoch, die heftig zitterten und so ganz ohne Waffe waren.

Der Mensch schaute aufmerksam zu und lächelte dann.

„Brav,“ sagte er. „Wir wollen ja gar nicht schießen. Ich auch nicht. Wenn Sie vernünftig sind und weder klingeln noch schreien, dann geschieht Ihnen nichts. Sie können aufhören zu zittern.“

Die Baronin ließ die Hände herunterfallen, sie schrie nicht, sie klingelte nicht, und obwohl sie entsetzliche Angst hatte, hörte sie auch langsam auf zu zittern. Der Mensch, der sie noch einige Minuten mit seinen hellen Augen auf eine seltsame und durchdringende Weise angesehen hatte, wandte sich nun wieder der Wasserkaraffe



zu und trank sie leer. Dann blickte er im Zimmer umher, suchte und fand am Waschiisch einen Krug mit Wasser. Er goß es sich über die Hände, dann fuhr er sich in sein verklebtes Haar und begann das Blut der Schläfe abzuwaschen; als er das nasse und lange Haar zurückstrich, kam eine sehr hohe, sehr helle und gewölbte Stirne zum Vorschein, aus der jetzt, nach der Prozedur des Waschens, das Blut wieder stärker zu rinnen anfang.

Der Mensch schaute forschend, beinahe bittend zu Hortense hin, und dann fragte er zaghaft: „Könnten Sie diese Schweinerei verbinden? Das ist ja Weiberarbeit —“

„Ja,“ flüsterte die Baronin gehorsam.

„Wenn Sie aufstehen und sich anziehen wollen — ich schaue nicht hin —“ sagte der Mensch. Er setzte sich in ein Fauteuil und legte den Kopf in die Hände. Die Baronin, nach einem kurzen Zögern, verließ ihr Bett und huschte in das Ankleidezimmer nebenan, dort nahm sie ihr geblümtes Morgenkleid, das friedlich neben dem karmesinfarbenen hofrätlichen Schlafrock hing, und dann suchte sie im Schein einer schnell entzündeten Kerze leinene Tücher für einen Verband aus dem Wäscheschrank hervor.

Niemals später wußte sich die Baronin zu erklären, weshalb sie diesen Augenblick nicht benutzte, um Flucht, Rettung, Hilfe zu suchen. Sie war gehorsam gewesen ihr Leben lang; vielleicht war es deshalb, daß sie jetzt diesem Menschen sofort geborchte. Als sie mit den Tüchern zurückkam, saß er noch da wie zuvor, mit dem Kopf in den Händen. Sie näherte sich ihm vorsichtig, zögerte, und griff dann mit einem plötzlichen Entschluß in sein Haar, und als sie die spröden, feuchten und warmen Locken des Menschen in den Fingern spürte, war es ihr ganz so, als versänke ihre

Hand in dem Fell eines wilden, gefährlichen, aber wunden Tieres. Und während sie schnell und nicht allzu geschickt den Verband machte, begann sie wieder zu zittern.

Als der Verband fertig war, atmete der Mensch zweimal tief und stark, seine breiten Schultern dehnten sich, und mit seinen hellen Augen schaute er die Baronin an, diese kleine, zierliche arme Frau, die zitternd in ihrem geblümten Seidenschlafrock vor ihm stand und wartete, was noch weiter geschehen würde.

„Danke,“ sagte der Mensch. „Ich danke Ihnen. Wenn Sie helfen, so tun Sie es nicht mir, dem Einzelnen, sondern einer großen Sache.“

Sie schaute ihn verwundert an, den mächtigen Kopf, den ernsten und starken Blick seiner hellen Augen, die Hände, die er gesammelt und geschlossen vor sich hin auf die Tischplatte gelegt hatte, und sie fragte unwillkürlich: „Einer großen Sache?“

„Der Freiheit,“ sagte der Mensch.

Die junge Baronin schaute ihn noch einen Augenblick lang an, und dann wendete sie ihren verwunderten und ratlosen Blick von ihm fort, durch das Zimmer, auf das Schachbrett in der Ecke, wo die Figuren so ordentlich standen, über die Bilder an der Wand — ihr Urgroßvater, ihr Vater, ihr Mann, der Hofrat, und all die anderen braven, verkniffenen Beamten-gesichter der früheren Freiherren von Wellisch — dann weiter, dem Fenster zu, das heute offen stand und sonst immer durch grüne Spaltläden verschlossen war: und dann schüttelte sie versunken den Kopf. „Die Freiheit —?“ flüsterte sie ohne Verständnis. Der Mensch hob eine Hand auf und machte eine weite und ziel-



lose Gebärde. „Ja — die Freiheit,“ sagte er nochmals.

Er trug am Ringfinger einen Ring, einen billigen, aber sonderbaren Silberring, der statt eines Steines in der Mitte einen kleinen Totenkopf aus Silber umschloß. Den starrte die Baronin jetzt an; der Mensch begann zu lächeln, was sein Gesicht noch härter machte, und sagte spöttisch: „Armes kleines Mädchen. Es weiß nicht, was Freiheit ist...“

Die Baronin ging ein paar Schritte quer durch das Zimmer und setzte sich auf den Betrand. Sie dachte jetzt angestrengt nach, und ihre Stirne zeigte einige kleine Runzeln; trotzdem war es ihr unmöglich, auch nur einen einzigen klaren Gedanken zu erhaschen. Der Mensch hatte sich inzwischen erhoben und begann, das Zimmer zu inspizieren. Auch er betrachtete jetzt die Bilder an der Wand und ließ einen leisen Pfiff dabei hören. Er stellte sich sodann ziemlich dicht vor Hortense auf, verschränkte die Hände auf dem Rücken und tat ein paar kurze und herrische Fragen. Und wieder war die Gewohnheit des Gehorchens so stark in der kleinen Baronin, daß sie leise und folgsam und aufrichtig ihre Antworten gab.

„Wem gehört dieses Haus?“

„Dem Hofrat von Wellisch.“

„Wellisch — Hofrat Wellisch — auch einer von diesen Menschenjägern, der alte Wellisch! Wo schläft Ihr Vater?“

„Der Hofrat ist nicht mein Vater; der Hofrat ist mein Mann. Er ist nicht zu Hause.“

„Nicht zu Hause, der Herr Gemahl? So. Wo ist er denn?“

„Er hat eine dringende und geheime Sitzung im Ministerium am Ballhausplatz. Dann schläft er in der Wohnung in der Teinfaltstraße.“

„Dringende und geheime Sitzung. Diese Bluthunde, diese Sklavenhalter. Er kommt nicht hierher? Sprechen Sie die Wahrheit?“

„So wahr mir Gott helfe —“

„Aha. Im Kloster erzogen?“

„Ja. Bei den Ursulinerinnen.“

„Armes Mädchen. Arme Kleine. Im Kloster erzogen. An den alten Wellisch verheiratet. Kinder?“

„Nein.“

„Viel Dienerschaft im Hause?“

„Ein Diener, ein Kutscher, zwei Mädchen und die Kutschersfrau.“

„Herrgott, so ein Hofrat lebt. Eine ganze Leibgarde. Da braucht die Gnädige nur zu klingeln — wie kommt es, daß die Domestiken noch nicht da sind, wie?“

„Es ist niemand zu Hause,“ flüsterte die Baronin.

Der Mensch reckte sich und atmete auf. „Glück! Heute also noch nicht. Heutesoll ich also noch leben. Heute komme ich noch durch,“ sagte er. „Es ist auch noch zu früh. Noch nichts erreicht. Später — später sterb ich, wenns sein muß. Weiter. Wohin geht der Garten?“

„Auf eine große Wiese. Drüben fängt der Lainzer Tiergarten an. Zur Hauptstraße ist es fast eine halbe Stunde. Der Ausgang geht durch den Garten nach der andern Seite —“

„Gut. Später. Ich brauch den Ausgang noch nicht. Ich — mir — Sie sehen ja, ich bin verwundet, abgehetzt, ich war ohnmächtig vorhin. Ein Tropfen Wein, und eine Stunde Ausruhen — das schenken Sie mir doch —?“

„Ja,“ flüsterte die Baronin; der Mensch wurde immer weißer im Kerzenlicht. Sie wandte sich zur Tür.

„Halt. Wohin denn?“

„Ins Speisezimmer, einen Wein holen.“



„Ah — und wo geht die andere Tür hin?“

„Durchs Garderobenzimmer ins Zimmer vom Hofrat.“

„Und weiter?“

„Dort gehts nicht weiter.“

„Und Sie versprechen auf Ehr und Seligkeit, daß Sie die Dienerschaft nicht alarmieren.“

„Auf Ehr und Seligkeit,“ sagte die zitternde Hortense. „Die alte Hopfner schläft im Kutscherhäusel, die ~~ist~~ ja der Schlag treffen. Und die Köchin oben im Dachzimmerl, bis die mich hören möchte —“

„Ich glaub Ihnen. Wein, bitte. Machen Sie gut, was der Hofrat und seinesgleichen an der großen Sache verbrochen haben —“

Die Baronin lief schon davon, ins Speisezimmer, wo sie Wein und Glas suchte. Der Mann sprach so mühsam und war so weiß, am Ende wurde er wieder ohnmächtig, oder er starb gar hier, in ihrem Schlafzimmer zwischen all den Familienbildern und dem geblühten Kretonne — und was dann? Sie lief zurück, das Glas klirrte in ihren ängstlichen Händen, als sie einging, und wieder einging: denn der Mensch trank tief und unersättlich. Die Baronin stand dabei und schaute seine nackte, starke Kehle an, durch die der Wein lief.

„Guter Wein,“ sagte der Mensch. „Das schmeckt: wie das Leben selbst. Aber wie das Leben schmeckt, das weiß die Frau Hofrätin nicht. Wer täglich in Gefahr ist, der weiß es. Wer einen Streifschuß an den Kopf kriegt und noch lebt, der weiß es. Herrgott, wie lieben wir dieses Leben, wir, die wir immer bereit sind, es hinzugeben für die Freiheit —“

Da war wieder diese große ziellose Gekörbe und das klingende Wort. Die Baronin saß am Bettrand und hörte aufmerk-

sam und fiebrig zu. Unglaublich fremd war das, was da in ihr Haus und in ihr Wesen eindrang. Der Mensch schaute sie jetzt an, sein Blick veränderte sich dabei und machte ihr Angst und Scham.

„Diese Hofräte! Wie das zu leben weiß!“ sagte der Mensch und kam näher. „Da freilich soll nichts am Bestehenden geändert werden. Tokayer in der Flasche. Seidene Bettdecken, seidene Betten. Und im Bett ein Weiberl, süß und folgsam und mit den unschuldigen Augen, wies die alten Herren brauchen —“

Bis hierher war die Baronin still und schüchtern und gehorsam gewesen, wie unter einem Bann. Aber bei diesen Worten empörte sich alles auf eine scharfe und schmerzliche Art in ihrem Innern. Wahrscheinlich verstand sie nur zur Hälfte, was der Mensch gesagt hatte, aber sein Ton, sein Blick, vor allem aber das Wort „Weiberl“ — (mit dem der Hofrat in der Tat sie zu lieblosen pflegte) — beleidigte sie so sehr, daß ihr Zittern aufhörte und sie glühend heiß wurde. Sie richtete sich auf und sagte streng:

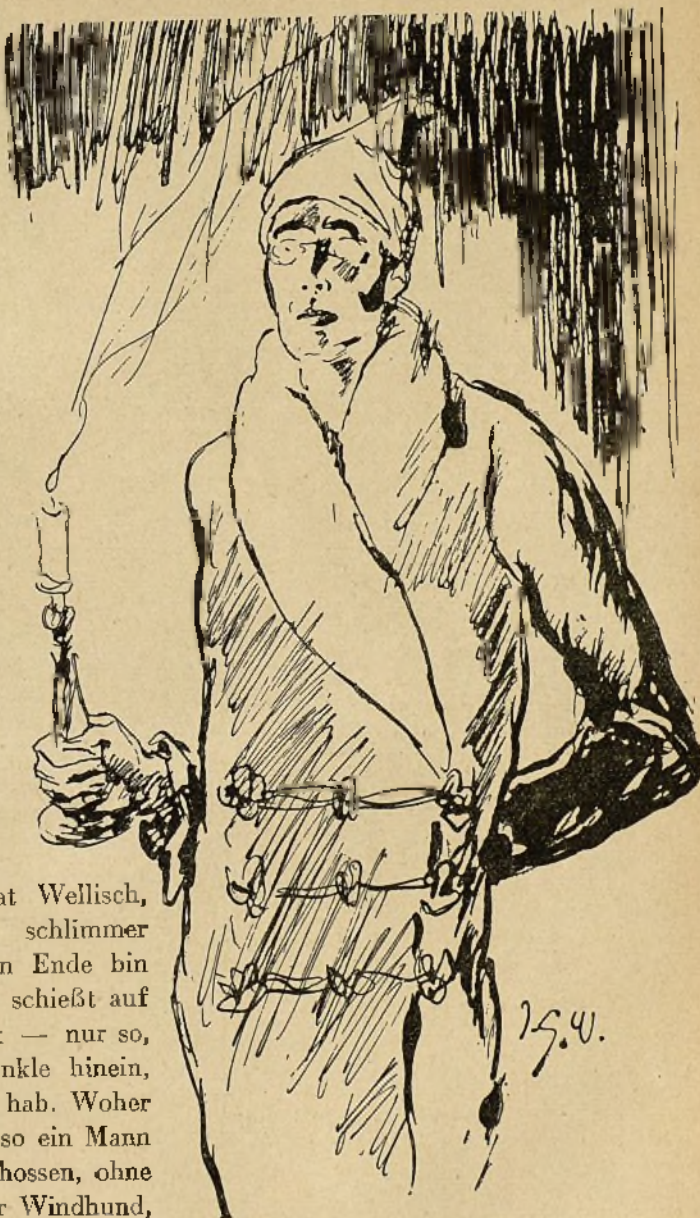
„Was fällt Ihnen ein? Vergessen Sie nicht, mit wem Sie sprechen. Sie beleidigen mich —? aber warum denn? Sie kommen da beim Fenster herein, so ein wildfremder Mensch, Sie lassen da ihre Tiraden los, ich muß Sie verbinden, ich muß Ihnen Wein geben — hernach werden Sie frech! Was fällt Ihnen denn ein? Wer sind Sie überhaupt? Was wollen Sie da? Woher kommen Sie? So ein fremder Mensch kommt daher —“ aber bei den letzten Worten geriet alles in Verwirrung, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Auch der Mensch wurde jetzt verwirrt, er suchte das unter einem spöttischen Lächeln zu verbergen, und dann streckte er seine Hand aus, die Hand mit dem silbernen



Totenkopfring, und legte sie sehr zart um das Gesicht der Baronin, das er sanft zurückbog. „Kleines Mädchen — Sie komisches kleines Mädchen,“ sagte er dabei leise.

Er ging mit einer so heftigen Bewegung von ihr fort, daß die Kerze flackerte. Er stellte sich beim Fenster auf, das Gesicht den Kastanienbäumen draußen zugewendet, und während sie nur seinen steilen Nacken und die gehaltenen, am Rücken verschränkten Hände sah, begann er zu sprechen.

„Wer ich bin? Für Manche ein Student mit zu vielen Semestern. Für Manche ein Träumer und Fantast. Für Manche mehr: ein Held vielleicht. Für die Meisten: ein Verbrecher, ach, schlimmer, ein politischer Verbrecher, fragen Sie, nur den Hofrat Wellisch, schlimmer als ein Räuber, schlimmer als ein Mörder — und am Ende bin ich ein Mörder auch. Man schießt auf mich, und ich schieße zurück — nur so, in die Nacht hinein, ins Dunkle hinein, weiß nicht, ob ich getroffen hab. Woher ich komme? Woher kommt so ein Mann wie ich, zerschunden, angeschossen, ohne Herzschlag wie ein abgejagter Windhund, bettelnd um eine Stunde Ausruhen in irgendeinem Hause? Aus der Hölle komme ich, kleines Mädchen, aus dem Gefängnis, auf der Flucht bin ich — ach ja — aus einer ‚dringenden und geheimen Sitzung‘ komme ich, so nennt man das ja bei Euch, was? Und was ich von Ihnen will? Nichts will ich von Ihnen, Frau Hofrätin von



„Als dann rapportierens gsdwind. So ein Krawall! Wenn man grad todmüde vom Ballhausplatz kommt und schlafen möchte —!“

Wellisch, gar nichts.“ Er wendete sich ins Zimmer zurück und schaute sie an. „Nichts will ich von Ihnen,“ wiederholte er. „Tiraden — sagen Sie? Ihnen sind das halt Tiraden, wofür unsereiner zugrunde





„Auch die Schmetterling leben ja nur ein paar Stund,  
netwehr? Und die habens doch gwiß gut . . .“

geht. Was wissen denn Sie? Sie sind ja auch eingesperrt, das ist ja auch nur ein Sträflingsleben, das Sie da haben in Ihrem feinen Sommerschlössel. Sie wissen ja von nichts was. Und wann man dann so einen Menschen sieht wie Sie, jung und gut, und der ein Herz zeigt: da packts einen halt. Da möchte man noch eine Seel fangen, noch eine für die große Sache. Man möchte Euch aufwecken und schreien: Verschlafte die große Zeit nicht! Spürt es doch, Ihr Leut, daß alles anders werden muß! Oder es wird Euch schlecht gehen — Ihnen nicht; Ihnen soll nichts geschehen, wenn es losgeht, dafür bürg ich, Sie haben mir geholfen. Schade, daß Sie auch so eine sind —“

„Was für eine denn?“ flüsterte die Baronin.

Aber der Mensch gab keine Antwort darauf. Er sagte noch: „Wissen Sie vielleicht, daß auf der Rossauerländen die Menschen verfaulen vor Hochwasser? Oder daß in Erdberg draußen in jedem zweiten Häusl die Blattern sind? Und was in Paris vorgeht, wissen Sie das? Ach, Ihr erfahrts ja nicht, Ihr —“

Und dann hielt er plötzlich ein.

Er stand so starr, mit seinen breiten Schultern am Fenster wie ein Tier vor dem Sprung und horchte. Im nächsten Augenblick kauerte er am Boden hinter dem Tisch, seine Augen und sein Mund waren weit offen in der Anspannung des Lauschens. Jetzt hörte auch die Baronin etwas, das näherkam, ein weiches, gleichmäßiges Klopfen, das sie bald erkannte als das Geräusch von Pferdehufen, die über die Wiese trabten. Der Wind ging einmal durch die Kastanien, dann war die Stille so tief, daß die Baronin sich atmen hörte und den fremden Menschen atmen hörte, und dann das Knirschen von ledernem



Sattelzeug am Gartentor, und dann zwei Stimmen.

„Der Baron?“ fragte der Mensch nur mit den Lippen, er sah wild und furchtbar aus in diesem Augenblick, aber schön wie ein Bild, das spürte die Baronin wie einen Blitz, und sie antwortete ebenso leise: „Nein ...“

Laternenschein zuckte im Garten, die Stimmen murmelten unter den Bäumen, dann war es still, dann rief es unten:

„Bitte das Tor zu öffnen. Gendarmeriekommando.“

„Gott sei dank,“ dachte die Baronin im ersten Augenblick, als sie die Stimme der Polizeiobrigkeit vernahm. Aber fast zugleich, kaum wissend warum, traf sie ein Schmerz, eine scharfe Angst um den Menschen da, um den wildfremden Menschen, so daß sie ganz starr und stumm am Bettrand sitzen blieb.

„Bitte das Tor zu öffnen. Gendarmeriekommando,“ wurde unten im Garten wiederholt.

Noch bevor die Baronin sich bewegt hatte, war der Mensch vor ihre Füße geglitten, er lag da vor ihr auf dem Boden mit seinem verwundeten, mächtigen Kopf, mit seinen offenen, hellen Augen, mit seinem flehenden Mund. „Helfen, Helfen,“ flüsterte, stöhnte er. Seine Hände krampften sich in ihr Kleid, sie umschlossen stark ihre Schenkel, ihre Hüften, ihre Hitze, ihr Beben drang in ihren Körper ein. „Nicht verraten: Helfen —“ flüsterte der Mensch verzweifelt und preßte sein Gesicht an ihre Knie, wie ein Kind, wie ein Tier, wie ein Liebender —

Die Baronin konnte nicht sprechen; ihr Herz tobte an die Brustwände, und sie fand keinen Atem in ihrer Kehle. Sie tat ein paar Taumelschritte, sie öffnete die Tür zum Ankleidezimmer und wies stumm

hinein. Der Mensch verschwand in dem dunklen Ausschnitt. Die Baronin nahm ihren Schlafrock, der sich verschoben hatte, fester um die Schultern, sie atmete ganz tief und trat ans Fenster.

„Was gibt es?“ rief sie hinunter. „Kommen Sie über die Terrasse. Ich schließe auf.“

Bis zu dieser Nacht war das Leben der jungen Baronin von Wellisch um kein Haar breit von dem vorgeschriebenen und ausgefahrenen Geleise abgewichen, in dem das Schicksal der Frauen ihrer Kreise sich abzuspielen hatte. Früh mutterlos geworden, Tochter des Kammerherrn Exzellenz von Mainone, war sie im Kloster erzogen, ein stilles, braves Kind, das bei der wöchentlichen Beichte keine Sünden zu berichten wußte. Mit fünfzehn Jahren aus dem Kloster entlassen, fand sie ihren Vater gichtleidend, etwas außer Kurs gesetzt bei Hof, und schlechter Laune. Sie pflegte ihn, las ihm vor, spielte Bezique mit ihm und legte ihm Patienzen. Sie saß mit einer kleinen Handarbeit dabei, wenn die Freunde des alten Kammerherrn zu Besuch kamen, goß Tee und Liqueur ein, richtete den Spieltisch oder das Schachbrett her, und wenn einer der Herren ihr auf väterliche Weise die Kur schnitt, dann errötete sie über ihr ganzes zartes Gesicht, das noch den französischen Schnitt und die Blässe der emigrierten Familie zeigte. Als einer der Herren, der Hofrat von Wellisch, — in seiner Jugend ein Frauenkenner und Genießer, — um ihre Hand anhielt, fand ihr Vater das in der Ordnung, und sie fand es auch. Die Hochzeit war hübsch, nicht allzu laut und auch nicht zu bescheiden, ihr alter Beichtvater traute sie in der Schottenkirche, man sah viel Uniformen und Goldtressenröcke. Sogar eine kaiserliche Prinzessin wohnte der Feier bei.



Hernach übersiedelte Hortense von Wellisch aus dem väterlichen Landhaus in Lainz nach Wien, in die etwas düstere Wohnung des Hofrats in der Teinfaltstraße, und sonst änderte sich nicht viel. Auch hier spielte man Bezique und Schach, legte Papiere, auch hier war man unzufrieden und nörglerisch, auch hier kamen die alten Herren zu Besuch, tranken Tee, starken türkischen Kaffee und Liqueur. Jeden Winter ging man einmal auf den Hofball, ein paar adelige Leutnants schnitten pflichtgemäß die Kur, obwohl die zarte junge Baronin neben den üppigen Schönheiten des Hofes unscheinbar genug aussah. Einmal forderte der junge Erzherzog Franz Josef sie zu einer Polka auf, das war ein großer Tag. Dann starb der alte Kammerherr, man erbt das Schlößchen in Lainz, die Bilder, das Silber, das Porzellan. Man zog im Frühjahr hinaus und hatte etwas wie eine Heimat. Die Regentonne war noch da, die Kastanienbäume, die kleine Gartentreppe mit den Sandsteinputten. Man spielte Abend für Abend Schach, man schloß sorgfältig die grünen Spalletläden, man ging schlafen.

Wie war es möglich, daß all dieses ins Wanken kam, wenn man nur einen einzigen Abend vergaß, die Fenster zu schließen? Bis hierher war alles Ruhe, Ordnung und Vorschriftsmäßigkeit gewesen. Jetzt war alles Unruhe, Verwirrung, Schuld — ja, sogar Schuld. Das Abenteuer war eingebrochen in dieses Haus und in das Blut der jungen Baronin, das Abenteuer selbst, in Gestalt dieses jungen Menschen mit dem starken, bloßen Hals, mit der Schlafenwunde, dieses Menschen, der vom Tod sprach wie von etwas Täglichem, und von der Freiheit wie von einer gefährlichen, geheimnisvollen, aber tief vertrauten Geliebten! Bis zu diesem Augenblick hatte

das Abenteuer sie nur verwirrt, sie wehrlos gemacht und stumm. Aber jetzt erst, in jener Minute, wo der Mensch ihre Knie umfassen hatte, war sie wirklich hineingerissen worden, gepackt und zum Mit-erleben gezwungen. Diese Minute, wo sie den heißen Griff der flehenden Hände an ihrem Körper spürte, war es recht eigentlich, die sie in einen Taumel, in ein Fieber, in ein hintreibendes und schwindliges Gefühl des Lebens selbst hineinwarf.

So unschuldig ist keine Frau, als daß sie sich nicht aufs Meisterhafteste verstellen könnte, wenn es ihr not tut. Und auch die Hofrätin von Wellisch, gestern Abend noch ein unwissendes kleines Mädchen, jetzt eine Frau, die einen politischen Verbrecher in ihrem Ankleidezimmer versteckt hält und leidenschaftlich um ihn bangt, hatte ein ruhiges, unbefangenes, vielleicht etwas erstauntes und verschlafenes Gesicht, als sie die Gendarmen unter der Terrassentür empfing. Was die Herren wollten, mitten bei der Nacht?

Man suche einen Verbrecher, der entsprungen sei, die Spuren führten in diese Gegend. Die gnädige Frau möge die Störung entschuldigen. Es wäre zu ihrer eigenen Sicherheit.

Einen Verbrecher? Um Gottes, Himmels willen! Im Garten? Oder doch nicht gar im Haus? Ein Einbrecher am Ende?

Noch schlimmer, erklärt der Polizeiwachtmeister, noch schlimmer. Ein ganz berüchtigter Geselle. Schon oft gefangen und immer wieder ausgekommen. Ein wahrer Bandenführer. Aber das sei Polizeigeheimnis. Und angeschossen hat er einen, drüben beim Rosenhügel, quer durch die Schulter. Und dann über die Tiergartenmauer und fort wie so ein Wiesel und verschwunden. Und kein „Halt!“ und kein Schießen hält ihn auf. Jetzt müssen die





Aufnahme Ernst Schröder

*Das Tänzerpaar Edmonde Guy und Ernest van Düren,  
der „Schlager“ vieler europäischer Revuen.*

Ayuntamiento de Madrid





*Mado Menthy,*  
*die ausgezeichnete Darstellerin exotischer Tänze und frühere Primaballerina*  
*der „Opéra Comique“ in Paris*



Häuser abgesucht werden bis hinunter zur Hauptstraßen.

Mein Gott, sagt die Baronin, sogar geschossen habens? Und sie hat nichts gehört, fest geschlafen, und ist sehr erschrocken über die Wache auf einmal draußen vorm Haus. Ja, und da sollen die Herren halt den Garten absuchen, den Garten hauptsächlich, denn die andern Fenster sind alle zu und wenn in ihr eigenes Zimmer einer eingestiegen wär, das hätt sie ja hören müssen. Aber unter der Terrasse vielleicht, da gibts so Winkelwerk? Oder im Salettl, wo die Kramuri vom Gärtner steht ...?

Und der Wachtmeister begibt sich mit seinen Leuten in den Garten, die Laternen blinzeln da und dort hinter Laub und Gesträuch, und die Baronin, einen Augenblick allein gelassen, schleppt sich auf ihren zitternden Knien zum Tisch und trinkt einen Schluck Wein. Einen Lärm macht die Gendarmerie, daß die Frau Höpfner im Kutscherhäusl längst aufwachen müßte, wenn sie nicht schwerhörig wäre. Und wenn der Franz jetzt von seinem Feuerwerk heimkäme oder das Lenerl von ihrem Rendezvous, heilige Maria, Mutter Gottes.

Im Garten also findet sich nichts, meldet der Wachtmeister auf der Terrassen draußen. Aber sicherheitshalber müßte noch das Haus durchsucht werden. Zum zweitenmal an diesem Abend wird die Baronin examiniert und gibt gehorsam Auskunft, wie der Besitzer heißt, wie die

Zimmer liegen und wer noch das Haus bewohnt.

Und plötzlich geschieht etwas ganz Einfaches und Naheliegendes. Der Wachtmeister, der das Speisezimmer und den kleinen Salon durchsucht hat, kommt mit seiner Laterne quer durch das Boudoir, betritt den Alkoven, geht zu der Türe des Ankleidezimmers und sagt: „Und hier drinnen?“

Zum zweitenmal an diesem Abend war es der Baronin so, als würde sie sterben vor Angst. Sie spürte nichts mehr, sie wußte nichts mehr, sie war so ganz verwandelt, sich selbst so fremd und doch sich so vertraut, wie man es manchmal im Traum ist, gespalten und doch eins. Sie ist eisig kalt, und ganz schwach und sie weiß garnicht, daß sie lächelt und sagt: „Da brauchens gar net hineinschauen“.

„Warum nicht?“

„Weil —“ sagt sie noch und verstummt.

Aber in diesem Augenblick geschieht etwas Unerwartetes, etwas ganz und gar Abenteuerliches, das ihr den Atem verschlägt.

Die Türe nämlich, diese entsetzliche Türe zum Ankleidezimmer öffnet sich ganz ruhig und unschuldig, und heraus tritt ein Herr mit einer Kerze.

Es ist nicht gerade der Hofrat selbst, aber es könnte gut der Hofrat sein. Auf jeden Fall ist es sein Nachthemd, seine

Fortsetzung auf Seite 127

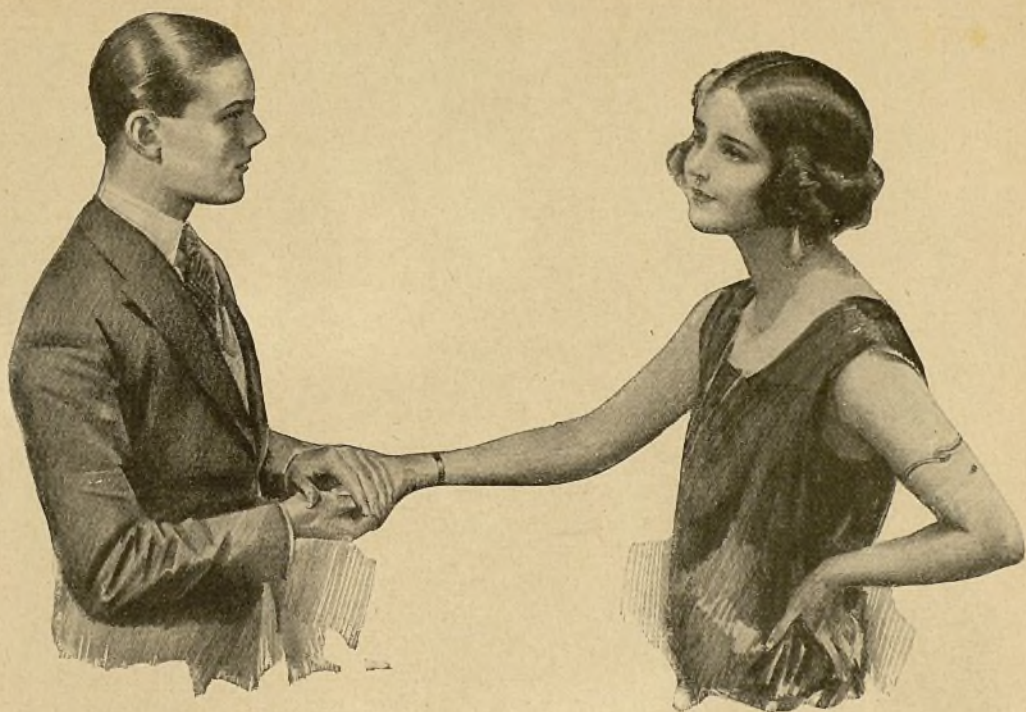






Theater von heute :  
Der Revue-Autor wird hervorgerufen.  
Zeichnung von H. M. Bateman





# Die Lacherin

Novelle von E. Münzer

Er war so betroffen darüber, wie sie seine Erzählung aufgenommen hatte, daß er sie beinahe anschrte:

„Hast du denn überhaupt nicht verstanden, wovon ich gesprochen habe? Du lachst? Du machst ein fröhliches Gesicht? Das ist doch einfach unmöglich!“

Ihr lachendes Gesicht wurde plötzlich glühend rot, aber von neuem rann ein Gelächter, das sie nun gewaltsam unterdrücken wollte, um ihren Mund.

„Hast du denn vorher nicht zugehört? Warst du denn zertreut? Oder hast du an etwas anderes gedacht?“

„Ich habe zugehört und habe verstanden, Joachim“, sagte sie leise und wagte nicht, ihn anzusehen. „Du hast mir erzählt, daß sich Georg Berndt durch die Schuld des Apothekers eine schwere Vergiftung zugezogen hat. Er hat die schädliche Medizin genommen und gleich bemerkt, daß etwas nicht in Ordnung war, nahm sofort ein Gegengift und wurde zwar schwer krank, ist aber außer Lebensgefahr. Ich habe alles gut verstanden, aber —“

„Aber? Dazu lachst du? Sonja, Liebste, was hast du denn?!“ Seine Heftigkeit von





vorhin tat ihm schon leid. „Weshalb lachst du über eine Tatsache, die jeden Menschen zum Mitleid stimmen muß? Du hast Georg Berndt nicht besonders gern, erstens, weil

er mein Freund ist, und dann, weil er aus Rücksicht für mich aufgehört hat, dir den Hof zu machen. Hast du ihm das noch nicht verziehen? Oder bist du eifersüchtig, weil ich ihm manchmal ein paar Stunden widme, die dir gehören sollten? Aber da er nun krank ist und elend — du bist doch ein empfindsamer Mensch, und ich liebe dich darum ja so sehr — wie





„Hast du nicht zugehört? Warst du zerstreut?  
Oder hast du an etwas andres gedacht?“

kannst du also bei dieser Nachricht in Gelächter ausbrechen?“

Sie fühlte, daß er ihr schon halb und halb verziehen hatte und begann sicherer zu werden; sie griff aber zu einem ganz falschen Mittel, als sie ihn jetzt abzulenkten versuchte:

„Wollten wir nicht ins Konzert gehen? Wir müssen uns beeilen, wenn wir den

Anfang nicht versäumen wollen.“ Sie eilte an den Schrank, nahm Mantel und Hut heraus und stellte sich vor den Spiegel. Sie war gewöhnt, daß er sie von hinten faßte, herumdrehte und küßte, wenn sie ihren schwarzen kecken Hut in seiner Gegenwart aufsetzte.

Diesmal geschah nichts dergleichen. Er blieb verstimmt am Tisch sitzen, sah gar



nicht herüber und betonte nur eigensinnig:

„Du bist mir noch die Antwort auf meine Frage schuldig! Warum hast du gelacht, als ich dir von Georg erzählte?“

Augenscheinlich wollte sie eine klare Erwiderung vermeiden. Denn sie lehnte sich nur leise an ihn und sprach fast demütig:

„Sei wieder gut! Georg ist ja mit dem Leben davongekommen. Vorhin muß irgendeine Gedankenverbindung in mir aufgetaucht sein. Und da habe ich eben gelacht. Das ist doch kein Verbrechen!“

„Nein, ein Verbrechen ist es nicht, du hast ganz recht. Aber ein Mißklang war es. Und es ist nicht das erstemal gewesen, daß diese Disharmonie zwischen deinem eigentlichen Wesen und diesem rätselhaften Lachen mich schmerzlich berührt. Schon bei anderen Gelegenheiten habe ich manchmal unbewußt darunter gelitten, weil ich es mir eben nicht erklären konnte. Und ich möchte so gern...“

Sie zog ihn fort. Und brachte unterwegs das Gespräch auf das Konzert, das sie eben besuchen wollten, auf den großen italienischen Tenor, der nur dieses eine Mal vor seiner amerikanischen Tournee in der Stadt auftreten würde. Die Karten waren, Gott sei Dank, längst besorgt.

Jetzt erreichten sie das hell erleuchtete Gebäude, auf das von allen Seiten, fast laufend, die Besucher zuströmten.

An der Kontrolle griff Joachim schnell in die Tasche. Nervös zog er die Hand leer heraus, suchte an einer anderen Stelle, fuhr auch in die Manteltaschen und sah Sonja ratlos an. Sie lächelte, ihre Lippen zuckten: „Such' nur ordentlich! Waren sie nicht in der Brieftasche?“

Er stand ganz bleich da. „Die Brieftasche samt den Karten ist fort, und ich

habe sie vorhin ganz bestimmt noch gehabt.“

Hinter ihm drängten die Leute und brummt über den Aufenthalt. Joachim suchte noch einmal aufgeregt in sämtlichen Taschen. „Sie ist fort“, sagte er resigniert. „Schlimm ist nur, daß während des Suchens noch ein paar hundert Mark in der Brieftasche waren, die nun auch verloren sind!“

Da hörte er hinter sich ein lautes, herausplatzendes Gelächter.

„Bist du von Sinnen?“ Er wandte sich entsetzt um und riß Sonja am Arm. „Du hörst, daß alles Geld, das ich augenblicklich zur Verfügung hatte, verloren ist, und du lachst? Du machst dich über mich lustig?“

Sie bog sich vor Lachen und schrie jetzt beinahe, so hatte sie die Lustigkeit gepackt.

„Du warst so unendlich komisch!“ sagte sie endlich beruhigt und schon wieder etwas trotzig. Da wurde er ganz entrüstet:

„Es handelt sich jetzt nicht darum, ob ich unendlich komisch gewesen bin, sondern darum, ob du ein Mensch bist wie andere Menschen, die fühlen und verstehen, wenn andere leiden. Ich begreife dich nicht — ich kann dich nicht begreifen! — Wohin soll das nur führen!“

Sie schwieg, wie verstockt, und ging, nach der anderen Seite der Straße blickend, neben ihm.

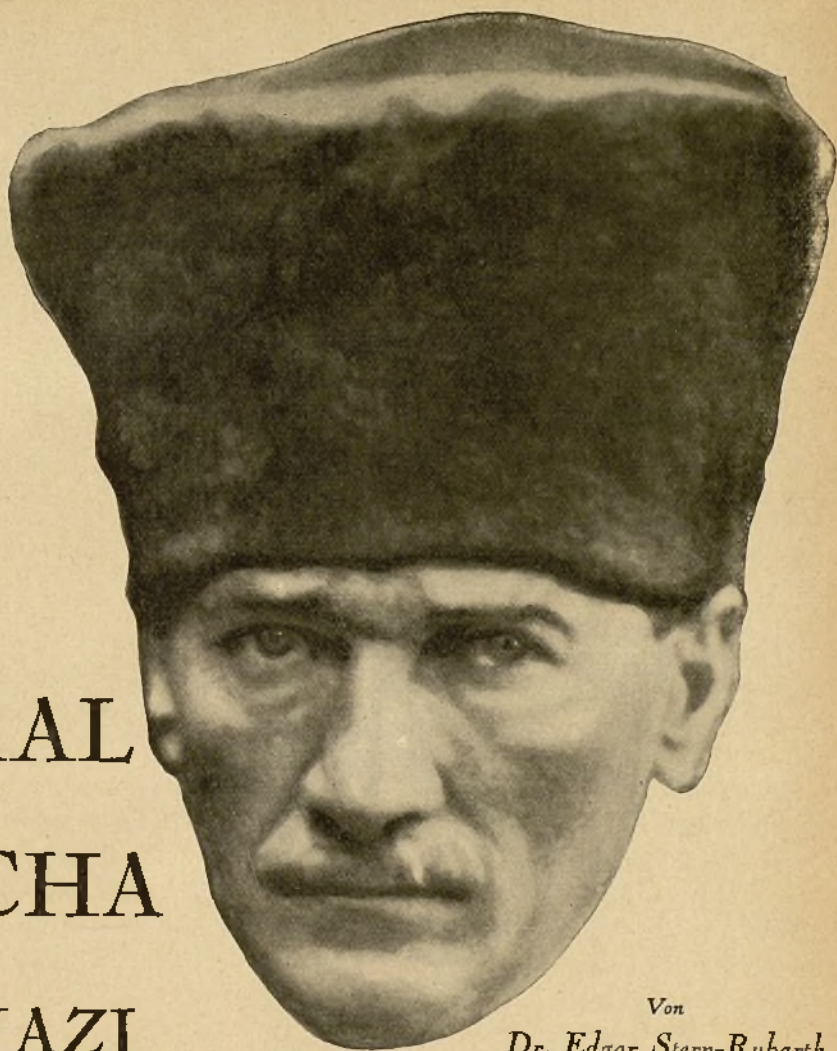
Nun hatten sie das Haus wieder erreicht, in dem ihre Pension lag.

„Komm noch einen Augenblick mit hinauf“, sagte sie nun sehr sanft. „Ich möchte in Ruhe, beim Tee, mit dir reden, ich glaube, daß ich dir etwas erklären muß, was ich dir bis jetzt nur nicht sagen konnte.“

Fortsetzung auf Seite 134



# KEMAL PASCHA EL GHAZI



Von  
Dr. Edgar Stern-Rubarth

**B**lond, blau-  
äugig, mit-  
telgroß, normal  
in jeder Hinsicht:  
so sieht das Bild  
des türkischen  
Nationalhelden

aus, wenn man es der Romantik ent-  
kleidet, die die Erfolge um seine Gestalt  
gewoben haben. Im Weltkriege war er  
sehr jung bis zum Rang eines Generals

*Vom unbekannten Offizier zum Macht-  
haber der Türkei, das ist die über-  
raschende — an Napoleon erinnernde —  
Laufbahn Kemal Paschas, des Siegers.*

und Divisions-  
kommandeurs  
emporgestiegen,  
weil er tüchtig,  
fleißig, energisch  
und gewissenhaft  
war, seine Person

nicht schonte und die Tapferkeit besaß,  
die mehr oder weniger Erbeil jedes echten  
Türken ist. Aber er zeigte kein Genie —  
am wenigsten politisches. Und wenn die



Mittelmächte gesiegt hätten, so würde er wahrscheinlich heute irgendwo in Anatolien oder Syrien eine Division, bestenfalls ein Korps befehligen und bei festlichen Empfängen am Sultanshofe sich mit den anderen Würdenträgern tief verneigen und „tschok yascha padischahntin!“ rufen, wie die anderen.

Nach dem Zusammenbruch des türkischen Reiches, als Franzosen, Engländer und Italiener Konstantinopel besetzt hatten und der Sultan mit seinem Kabinett ein kümmerliches Scheindasein von der Gnade der Hohen Kommissare fristete, litt es den stolzen und vaterlandsliebenden Mann nicht lange in dieser Umgebung. Er flüchtete (denn es war ohne fremde Erlaubnis nicht einmal möglich, in andere Teile des Landes zu reisen) nach Anatolien und tauchte bald darauf in der alten, mittel-anatolischen Vilajetshauptstadt Angora (damals einem Städtchen von einigen 30 000 Einwohnern, Endpunkt der mit deutschem Kapital gebauten Bahn Ismid-Angora) auf. Denn das sollte das Herz des Reiches werden, das nach dem Willen der Entente den Osmanen verbleiben durfte: ein kümmerliches vom Meere abgeschnittenes Ländchen auf dem Hochplateau Inneranatoliens, eingerahmt von griechischen, italienischen, französischen und englischen Mandatsgebieten, von einem selbständigen Armenien und vielleicht gar einem selbständigen Kurdistan. Mustapha Kemal und einer seiner Freunde, Bekir Sami, wollten es anders. Sie hatten in Siwas, der nächsten größeren Stadt, die nationale Verteidigung gepredigt und einen Freischärlertrupp gegründet, dessen Mitglieder für die Befreiung ihres Vaterlands kämpfen und sterben wollten. In Angora selbst saßen Engländer. Aber sie merkten nicht viel von dem, was sich ringsum vor-

bereitete, und sie ließen diese „Aufrührerprediger“ sogar unbehelligt, als sie an Ort und Stelle angingen, Freiwillige zu werben. Eine Eisenbahnbrücke unweit Angora, bei Sariköi, flog mitsamt einem Zuge in die Luft, so daß die Stadt von der Umwelt abgeschnitten war; eine zweite bei Alayund wurde durch Sprengungen beschädigt — schließlich war jede Verbindung, Bahn und Telegraph, abgebrochen. Die Italiener, die in Konia standen, zogen ab; die indischen Truppen, die bei Eskischir mehrere Regimenter stark zusammengezogen waren, wußten sich nicht zu raten, und als eines schönen Tages ein Parlamentär der Türken den Abzug der anglo-indischen Truppen vorschlug, machten sie sich gleichfalls aus dem Staube. Als Folge erwartete man natürlich Christenmetzeleien. Aber nichts dergleichen geschah. Im Gegenteil, als die Armenier und Griechen merkten, daß die gefürchtete Truppe der „Tschete“, Räuber, wie sie sich selbst verspottend nach dem Muster der Geusen nannten, bloß ein kleines, jämmerlich ausgerüstetes Häuflein war, fingen sie selber an, auf diese Jagd zu machen; das führte wieder zu Repressalien, und eine Zeit lang ging es übel genug her.

Inzwischen hatte aber Mustapha Kemal Pascha mit Erfolg an der Bildung einer regulären Armee gearbeitet, machte dem wilden Bandenwesen rasch und energisch ein Ende und den Großmächten, oder richtiger den von ihnen vorgeschobenen Griechen den Krieg — und gewann ihn. Was nun folgte, ist heute bereits Weltgeschichte: Die Ablehnung des Vertrages von Sèvres, die Aberkennung der Sultansherrschaft, die unter Einfluß und Druck der Besatzungsmächte stand, die Proklamation der souveränen Nationalversammlung als der alleinigen Vertretung des tür-



kischen Volkes, und dreieinhalb Jahre schweren Kampfes mit wechselnden, aber schließlich eindeutigen Ergebnissen, Ergebnissen, denen dann auch die Großmächte im Vertrag von Lausanne Rechnung tragen mußten, durch den die Türkei in ihren alten Grenzen, nur mit Ausschluß der arabischen Vorkriegsbesitzungen, wiederhergestellt und die türkische Republik anerkannt wurde, alle Kapitulationen, Konsulargerichtsbarkeit und die Finanzkontrolle abgeschafft wurde und der Türkei der Rang als einer gleichberechtigten Vertragspartei gegenüber den europäischen Großmächten uneingeschränkt eingeräumt wurde.

Gewiß war das nicht alles das Werk Mustapha Kemal Paschas allein. Er hatte gute Helfer gefunden in der Person seines ersten Kampfgefährten und späteren diplomatischen Vertreters Bekir Sami, in Ismed Pascha, dem heutigen Präsidenten der Großen Nationalversammlung, und in anderen. Und er war zur Höhe seiner Verantwortung, zum Bewußtsein seiner Aufgaben emporgetragen worden von der Bewunderung und Anbetung eines ganzen Volkes, das in ihm den Retter, den Befreier sah. Aber im Grunde war der „Ghazi“, der Siegreiche, wie ihn die Nationalversammlung feierlichst betitelte, doch in erster Linie Soldat, der unter geschickter Ausnutzung der Vorteile seines heimischen Geländes, der Charaktereigentümlichkeiten seiner glaubensfreudigen und im Nahkampf unübertrefflichen Soldaten seine leichtfertigen Gegner in Fallen zu locken und vernichtend zu schlagen wußte — der Organisator, der aus den primitiven Hilfskräften eines ohnehin primitiven, durch fast zwei Jahrzehnte ununterbrochenen Krieges ausgesogenen Landes immer noch Mittel zu schöpfen wußte, um eine



Latife Hanım,  
die kluge und energische Frau Kemal-Paschas, eine  
Vorkämpferin der türkischen Frauenbewegung



Armeen zu versorgen und schlagkräftig zu erhalten. Seine Schwierigkeiten fingen deshalb von neuem an, sobald es galt, politisch ein Reich aufzubauen. Die große Nationalversammlung war ein vom parlamentarischen Standpunkt sicher nicht einwandfrei zusammengesetztes Provisorium; jetzt galt es, sich eine zuverlässige Mehrheit im Lande zu schaffen und politisch so zu organisieren, daß die Türkei lebensfähig blieb. An eine Restauration des alten osmanischen Reiches war nicht zu denken; das war eine reine Theokratie, eine durch das Kalifat, das Band der gemeinsamen Religion mühsam zusammengehaltene Gemeinschaft gewesen, die aus den verschiedensten Rassen und Wirtschaftsgebieten lose zusammengefügt war, während es jetzt galt, eine Nation zu formen. Das geschah planmäßig und zielbewußt. Zuerst wurde das türkische Nationalbewußtsein geweckt, das von einer im Grunde arabischen Tradition befreit werden mußte. Dann wurde die Religion von der politischen Gesetzgebung getrennt, wie die Rolle des Kalifen, des obersten Glaubensherrschers, von der politischen Herrschaft über das Land. Damit fielen zahlreiche, durch Tradition geheiligte Bräuche und Gepflogenheiten, so z. B. die Vielweiberei, die neuerdings durch eine gesetzlich vorgeschriebene Monogamie, vorläufig mit Ausnahmestimmungen für eine zweite Frau in besonderen Fällen, ersetzt wurde.

Wie im Kampfe vor dem Feind, so ging auch hier Mustapha Kemal mit dem Beispiel voran. Während des ganzen schweren Freiheitskampfes hatte der fast Vierzigjährige als einsamer Junggeselle in seiner unweit Angora erbauten Villa gesessen, die von Augenzeugen als eine Stätte ernster Arbeit und idyllischer Ruhe

geschildert wird, wenn er nicht in den Zelten des Kriegslagers weilte. Aber nachdem er als Sieger und Befreier in Smyrna eingezogen war, „ging er hin und nahm sich ein Weib“.

Böse Zungen wollen freilich wissen, daß Lalifeh Hanum den Ghazi, den Sieger, genommen habe; aber auch wenn diese Version zutrifft, ist sie noch hübsch genug. Zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt, zierlich und klein, aber sehr energisch, war die Tochter Uschakizade Muammer Beys, des reichsten Kaufmannes von Smyrna, vielleicht ganz Anatoliens, von jung auf ein willensstarkes und zielbewußtes Mädchen. Sie bot dem anrückenden Sieger das Haus ihres Vaters an und leistete ihm wertvolle Dienste durch ihre Sprachen- und Ortskenntnis. Nach der einen Version hat ihre liebevolle Pflege der kranken und sterbenden Mutter Mustapha Kemal Paschas, nach einer anderen haben es gar gelegentliche Proben ihrer Kochkunst dem Feldherrn angetan, so daß er eines schönen Abends in der Küche um ihre Hand bat und sie vom Fleck weg mit Hilfe herbeigerufener Trauzeugen und eines Mullahs heiratete. Sicher ist, daß die kleine Frau seither einen großen Anteil an den Geschicken der türkischen Republik hat, daß sie ihren Gatten überallhin, gewöhnlich als flotte Amazone gestieft und gespornt zu Pferde und mit vorurteilsfrei enthülltem Gesicht, begleitet, und daß sie die Bestrebungen zur Modernisierung der türkischen Frau, vor allem zur Abschaffung der Vielweiberei, energisch unterstützt.

Der tapfere General, der große Organisator, der Präsident der türkischen Republik, el Ghazi, der Siegreiche und — Ironie des Schicksals —, der „Retter des

Fortsetzung auf Seite 136



# Aus dem Tagebuch eines Hotelportiers

*Veröffentlicht von Egon*

Bei mir braucht so ein Bursche nur ins Vestibül zu treten. Ich sehe ihm schon am Blick, am Gang, wie er den Mund öffnet, an der Krawatte, am Gepäck an, ob er zahlungsfähig ist, ob er schwindelt, ob er rennt (ohne zu zahlen), ob er Trinkgeld gibt; ob man ihn hochnehmen kann, ob er ein Zimmer in der ersten Etage mit Bad nach vorne, oder ob er eine Dachluke nach hinten j. o. (janz oben) wünschen wird, ob er privat oder geschäftlich, ob er zu beobachten ist, oder ob man ihm trauen darf!

Ich fühl's in den Fingerspitzen. Und mein Gefühl hat mich in den acht Jahren, in denen ich nunmehr Tag für Tag und manchmal Nacht für Nacht hier stehe und zu allen freundlich „Ja“ und „Guten Abend“ und „Guten Morgen“ und „Herzlich Willkommen“ und „Glückliche Reise“ sagen muß, noch nie getrogen.

Ich rieche das, wie ein Hund den Feind seines Herrn.

3. Oktober...

Ich sage: Der von 213 ist ein Schurke! Schon wie er sich eintrug, guckte ich ihm

auf die Finger. Hat ein Baron Kattegatt eine solche harte, von Arbeitsschwielen entstellte Hand? Trägt ein Baron Kattegatt, der bei uns absteigt, seinen Koffer allein zu Fuß von der Bahn bis hierher! Bindet sich ein Baron K. nicht seine Krawatte allein! Oder trägt er wirklich wie der von 213 gelötele Schlipse?!

Auch seine Begleiterin gefiel mir nicht. Ihr strohblondes Haar roch mir zu sehr nach Wasserstoffsuperoxyd.

Eine Baronesse färbt sich nicht so ungeschickt, daß man es schon von weitem merkt.

Ich habe Sennemann, unserem Hausdetektiv, einen Wink gegeben. Er wohnt seit gestern auf Zimmer 226, gerade gegenüber von 213.

Den ganzen Tag sitzt Sennemann hinter der Tür und guckt durchs Schlüsselloch, um unseren Baron zu beobachten. Hier kommt er auch mit seinem Gepäck nicht durch, ohne daß die Etage das Klingelzeichen „bezahlt“ (zweimal klingeln) heruntergibt.



5. Oktober ...

Dieser Sennemann ist ein Idiot! Wenn ich nicht Portier wäre, würde ich Hotel-dieb in seinen Häusern geworden sein. Der Bursche ist an seinem Guckloch eingeschlafen! Unser Freund von 213 muß das gemerkt haben. Jedenfalls ist er in sein Zimmer eingedrungen und hat Sennemann, den er für einen holländischen Kaninchenzüchter halten mußte, betäubt und ausgeraubt. Dann ist er ausgerückt.

6. Oktober ...

Sennemann ist zum Bewußtsein gekommen. Er weiß von nichts.

Der angebliche Baron hat ihm seine Uhr und seinen Ausweis gestohlen. Ein toller Junge!

Wir sind dann in 213 gegangen. Der Baron hat seinen Koffer zurückgelassen. Es ist bestrichene Pappe. Drin waren Mauersteine als Ballast.

Wo ist seine Begleiterin?

Auch verschwunden!

Wie wir hinausgehen, hört der Liftboy ein Geräusch aus dem Badezimmer.

Wir alle hinein.

Nichts zu sehen!

Doch! Aus dem Wäschekorb kommt ein Geräusch.

Schon bin ich darüber. Reiß die Kiste auf!

Was sehen meine blendendschönen Augen?

Drin liegt, bescheiden zusammengekauert, nur mit einem Korsett bekleidet, unsere Baroness, ohne blondes Haar.

Mit Bubikopf? —

Nein, mit Männerglatze!

Jawohl, mit richtiger Männerglatze!

Unsere Baroness ist ein Mann — und was für einer!

Wir ziehen ihm einen alten Frack unseres Obers an und bringen ihn — nur kein

Aufsehen erregen! — unter scharfer Bewachung mit dem Hinteraufzug in den Keller.

11. Oktober ...

Mittags haben wir eine kleine Ehe-tragödie erlebt.

Eine ältere Dame, mit einem unmöglichen Hut und einem noch unmöglicheren Kleid, erschien und wollte Zimmer 13.

„Das Zimmer haben wir nicht,“ erklärte mein Vertreter, der Max.

Ich war gerade zur Post gegangen.

„Aber reden Sie doch nicht! Mein Mann wohnt seit zwei Monaten auf Zimmer 13. Bisher sind doch alle Briefe und Zeitungen für ihn angekommen.“

„Ich bin jetzt acht Jahre Hausdiener in diesem Hotel, ich muß es doch wissen! Es gibt ein Zimmer 12 und ein Zimmer 14. Nr. 13 haben wir ausgelassen, weil kein Abergläubischer gerne diese Zahl verwendet.“

„Da soll der Teufel reinfahren! Mein Philippchen ist doch nicht verrückt und ich auch nicht.“

Und schon erklettert sie die Stufen, eilt in die erste Etage und sucht das fehlende Zimmer 13.

Da erscheine ich auf der Bildfläche.

Ich möchte dem Hausdiener die Ohren abreißen und den Mund zunähen! So eine Wut habe ich auf ihn! Wenn er sich bloß nicht immer um Dinge kümmern würde, die ihn gar nichts angehen. Wie ein Kletteraffe springe ich hinter der Alten her und erreiche sie auch gerade noch vor Zimmer 12.

„Gnädigste suchen den Herrn Gemahl. Er wohnt Zimmer 113 in der zweiten Etage, ist aber vor zehn Minuten fortgegangen,“ lüge ich gewandt und leite sie, ohne daß sie es merkt, wieder herunter ins Vestibül.





Emil Jannings als „Hotelportier“

Der große Schauspieler in der Hauptrolle des neuen Ufa-Films „Der letzte Mann“ (Regie Murnau)



Unten pflanzt sie sich in einen großen Lehnssessel auf und wartet.

Um Himmels willen! Was fange ich jetzt an? Die Frau geht mir bis Mitternacht nicht weg. Wenn ich nur wüßte, wo ich in aller Eile ihren Mann erreiche.

Er hat nur zum Scheine bei uns ein Zimmer gemietet, damit seine Frau nicht merkt, wo er wirklich wohnt. Ich kann ihn doch nicht in der Tinte sitzen lassen.

Wenn er mir gesagt hätte, wo ich ihn erreichen kann!

Ich schicke vier Hotelboys an alle möglichen Restaurants, Konditoreien.

Die Alte sitzt fest wie die Wacht am Rhein. Sie scheint überhaupt keinen Hunger zu bekommen.

Die Boten sind zurückgekehrt. Natürlich! Sie haben ihn nicht gefunden!

Ich traue mich gar nicht, dem Geschäftsführer etwas zu erzählen. Sonst komme ich in Teufels Küche. Ich muß sehen, wie ich die Geschichte ohne Aufsehen erledige.

Ich bin sehr freundlich zu ihr, gebe ihr ständig die neuesten Zeitungen. Hat bei dem Drachen keinen Zweck! Sie sitzt nur immer und lauert auf Philippchen.

Schließlich gegen elf Uhr abends wird's ihr doch etwas zu viel.

Sie steht auf, kommt zu mir und sagt: „Glauben Sie nicht auch, daß meinem Mann was passiert ist? Das beste ist wohl, ich gehe mal zur Polizei und berichte, daß er seit heute früh nicht mehr ins Hotel zurückgekommen ist. Man liest heutzutage so viel von verschwundenen Leuten, daß mir schon ganz angst und bange wird.“

Also, das hat mir noch gefehlt!

Ich will sie beschwichtigen.

Da komme ich an die richtige Adresse.

Sie frißt mich beinahe mit ihren Augen, rauscht aus der Hotelhalle. Da, — wer kommt denn da? — erscheint Philippchen, an jeder Seite eine hübsche junge Dame.

Bevor sie sich versehen, liegt sie in meinem Zimmer ohnmächtig auf dem Sofa, sitzt er ohne Begleitung schweißtriefend und zitternd in einer Autodroschke. Ein Boy mit einem Motorrad hat Mühe, ihn einzuholen und ihn zurückzubringen.

O, welches Glück! Zimmer 113 ist gerade frei geworden. Schnell wird Philippchen notdürftig einquartiert.

Sie wird hinaufgetragen, als sie erwacht, hat sie alles vergessen, sieht nur glückstrahlend ihrem treuen Philippchen in die Augen.

14. Oktober...

Gestern Abend, ich war gerade mit meiner neuen Freundin Ida, der Telephonistin von unserer Zentrale, fortgegangen, ist eine große Kanone bei uns eingetroffen.

Es ist ein dicker Mann, ein Italiener.

Der hat zwölf Schrankkoffer, zwei Diener und einen Mann, der den ganzen Tag über mit einem Cut, weißer Weste, Monokel und weißen Gamaschen aufgeregt durch die Halle läuft, telephonierte, kommandiert, telegraphiert, fremde Herren empfängt, mit den Händen in allen Sprachen um sich herumfuchtelt, schöne Damen ablehnt, im Adreßbuch sucht, Briefe schreibt und Boten mit Rechnungen herauswirft.

Er ist der Manager, und der dicke Italiener, den er managet, soll ein berühmter italienischer Opernsänger sein.

So einer wie Caruso!

Die schönsten Damen bleiben stehen, wenn er kommt, und machen Pupille, starren ihn an, wie eine neugelieferte Antilope.



Seit gestern ist er hier — und schon steht das ganze Hotel in seinem Bann.

Jetzt eben sind vier Herren nacheinander hereingestürzt! Sie waren von vier verschiedenen Zeitungen — und jeder von ihnen wollte den Berühmten zuerst sprechen. Der Herr vom „Blitz“ hat mir fünf Mark gegeben, der Vertreter vom „Morgen-Journal“ drückte mir zehn Mark in die Hand, und der Redakteur des „Berliner Betrachters“ bewilligte mir sogar zwölf Mark. Ihn habe ich zuerst hinaufgeschickt.

18. Oktober...

Es ist zum verzweifeln. Wohnt jetzt bei uns ein Fräulein Reinerz. Als sie einzog, kam sie allein und bettelte um einen Vorzugspreis.

Nachdem er ihr bewilligt war, erschien sie mit zwei englischen Windhunden.

Jetzt hat sie fünf und den sechsten unterwegs! Das geht den ganzen Tag und die ganze Nacht mit den verdammten Kötern treppauf und treppab. Die gehen nur an Seidenstrümpfe.

Ich schwöre es: wenn ich einen von ihnen mal fasse, hat er ausgelebt.

19. Oktober...

Ich habe ihn gefaßt. Er hat ausgelebt.

21. Oktober...

Dieser Sänger, o, dieser Sänger! Gott hat ihn in seinem Zorn erschaffen. Ich kann ihn nicht leiden.

Erstensmal grüßt er nicht.

Zweitensmal gibt er kein Trinkgeld.

Viertensmal singt er von sieben Uhr früh bei offenem Fenster das deutsche Alphabet so laut, daß ich immer Angst habe, mir platzt das Trommelfell und die Knochen des englischen Windhundes drehen sich im Grabe herum.

22. Oktober... 4 Uhr

Ich bin so aufgeregt: Ein Gast hat mir statt zehn Dollar hundert Dollar Trinkgeld gegeben. Soll ich den Irrtum aufklären und ihm das Geld zurückschicken?

Dann denke ich immer an Ida, die Telefonistin.

Sie braucht so notwendig einen neuen Mantel — und 420 Mark sind schließlich Geld und wollen verdient sein.

25. Oktober...

Man muß zum Verbrecher geboren sein. Ich habe heute die ganze Nacht nicht geschlafen.

Ida ist überglücklich! Das Kleid sitzt aber auch zu gut. Die Seidenstrümpfe und die Lackstiefel werde ich ihr später schenken, damit es nicht so auffällt und sie mir auch nicht zu verwöhnt wird.

26. Oktober...

Heute ist der zweite englische Windhund verschwunden.

Fräulein Reinerz ist in Ohnmacht gefallen.

Nachher hat sie mir 50 Mark Belohnung versprochen, wenn wir ihr den Köter wiederbringen.

Da sie noch drei hat, läßt sich daraus ein Geschäft machen.

Ida ist goldig!

27. Oktober...

Die Menschen sind verrückt geworden. Sie stürmen mir das Hotel. Schlagen mir die Fensterscheiben ein.

Sie wollen partout das italienische Gröhlekel sehen.

Draußen haben sie ihm fast das Benzin aus dem Wagen gesoffen.

Ich habe das Ueberfallkommando alarmiert!

Fortsetzung auf Seite 138



# DAS DRÜ

## Die geheimnisvolle

*Bis vor kurzem wußte man nicht sichtbaren Tätigkeit jener deutung für die körperliche Menschen haben. Ein Mit-  
Geheimnisse*



**I**m grauen Mittel-  
alter war bei  
der Landbevölke-  
rung ein probates  
Mittelchen sehr be-  
liebt, um die Unbe-  
scholtenheit schö-  
ner und begehrter  
Töchter beobach-  
ten und sichern zu  
können. Es war  
eine sehr einfache  
Prozedur: Man  
band ein dünnes  
Seidenfädchen fest  
anliegend um den  
Hals der Jungfrau.  
Solange dies Fäd-  
chen unverletzt  
um den schlanken  
Hals sich schmiegte,  
traute dem Mäd-  
chen keiner unmo-  
ralischen Lebens-  
wandel zu. Doch  
wehe, wenn das  
Bändchen riß,  
wenn damit das  
Zeichen gegeben  
war, daß der Hals  
sich unmerklich  
verdickt und die

Das Drüsen-Rätsel: Zwei entgegengesetzte Wirkungen derselben Drüse.

Riesenwuchs infolge überstarker, Zwergwuchs infolge unzureichender  
Produktion der Hypophyse.



# SEN R Ä T S E L

## Wirkung der inneren Sekretion

*nichts von der inneren Sekretion, der kleinen Drüsen, die eine ungeahnte Be- und geistig-seelische Entwicklung jedes arbeiter Steinachs enthüllt hier die des Drüsenrätsels.*

VON

DR. CURT THOMALLA

\*

feine Fessel gesprengt hatte. Das galt als untrüglicher Beweis dafür, daß die Unbescholtenheit verloren war. Auch heute ist diese Sitte, über die wir lächeln möchten, noch unter der Landbevölkerung Südfrankreichs bekannt und beliebt, und auch heute noch schwören die Wissenden auf die Unfehlbarkeit dieses Zeichens. — Schon manches Hausmittelchen, mancher Zauberkrank, manches Geheimrezept von Großmüttern und Schäfern hat, Jahrzehnte und Jahrhunderte von Kurforschern angewandt, nachträglich seine wissenschaftliche Bestätigung erhalten. Auch an der Geschichte von dem Seidenfädchen am Halse der Jungfrau ist mehr, als oberflächliches Darüberhinlegen ahnen läßt.

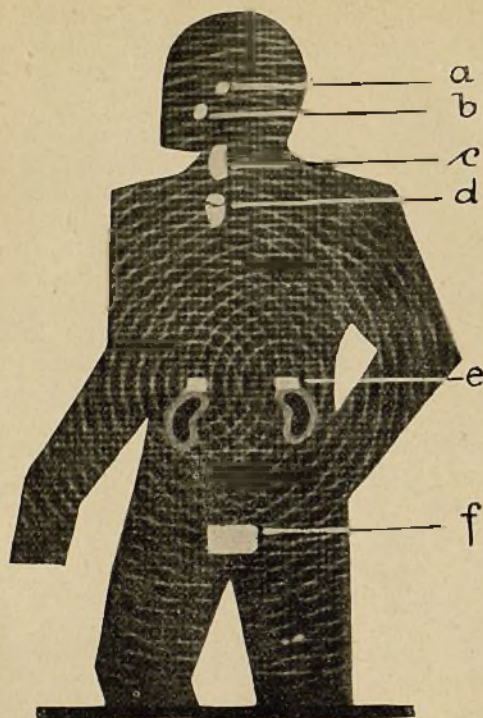
Ein rascher Gedankensprung: Wir haben ein Aquarium vor uns. In ihm tummelt sich ein bekanntes Wassertier, der Axolotl, in vielfältiger Hinsicht jedem Biologen, Naturfreund und Aquariumbesitzer bekannt genug. Mit seinen Kiemen, Flossen usw. ist er ein typischer Fisch, der nur im Wasser existieren kann. Nun setzen wir dem Wasser tage- und wochenlang ein geheimnisvolles Pülverchen zu. Mit dem Wasser und seiner Nahrung nimmt es der Axolotl in sich auf, und siehe da, die Kiemen bilden sich zurück, der Körper und der Schwanz nehmen andere Formen an, der Fisch wird zum Landtier, verändert seine gesamte Lebensweise grund-

gend und gelangt somit auf eine höhere Stufe der Entwicklung. Ein wunderbares Verwandlungskunststück, das wir der Natur aufzwingen können.

Und nun verändern wir noch einmal den Schauplatz unserer Betrachtungen. In einer Klinik zeigt uns der Arzt ein paar Unglückliche, die ohne eine Spur geistiger Fähigkeiten, körperlich mißgestaltet und in ihrer ganzen Entwicklung zurückgeblieben, dem Tier näher als einem menschlichen Wesen zu sein scheinen. Kretins! Nun wird diesen verblödeten Mißgestalten ein Medikament gereicht. Es muß ein Wundermittel sein! Denn durch Wochen und Monate können wir nun verfolgen, wie, von Tag zu Tag mehr, Körper und Geist nachholen, aufbauen und entwickeln, was bisher fehlte. Geistige Fähigkeiten, Intelligenz, Gedächtnis werden normal, der Körper wohlgestaltet und ausgeglichen in seinen Formen. Wird die Wundermedizin entzogen, so tritt aber rettungslos wieder Verfall in Verblödung und Kretinismus ein, neue Gaben des Heilmittels bringen sofort wieder Gesundheit und geistiges Gleichgewicht.

Die heilbringende Kur wurde in diesem Fall mit einem Schilddrüsenpräparat durchgeführt. Ebenso war das Pulver, das der Axolotl mit seinem Aquariumwasser schlucken mußte, Schilddrüsensubstanz. Und das Seidenfädchen am Halse der südfranzö-





Schematische Übersicht der wichtigsten  
Organe der inneren Sekretion:

- a) Zirbeldrüse, b) Hypophyse (Hirnanhang),  
c) Schilddrüse, d) Thymusdrüse (beim Kinde groß,  
beim Erwachsenen nach der Pubertät geschrumpft),  
e) Nebennieren, f) Keimdrüsen.

sischen Dorfschönen schlingt sich gleichfalls über die Schilddrüse, deren Schwellung, durch eigentümliche Beeinflussung hervorgerufen, es gegebenenfalls zum Zerreißen bringt. —

Mithin haben wir im Volksaberglauben, in einer biologischen Spielerei und schließlich in der modernsten klinischen Therapie drei aus einer gewaltigen Fülle willkürlich herausgegriffene Beispiele, die uns die wenig beachtete Schilddrüse in ein geradezu geheimnisvolles Licht setzen. Wir tun durch diese kurzen Hinweise einen Blick in ein erst teilweise erforschtes Neuland der Wissenschaft, wir stehen vor den rätselhaften Problemen der sogenannten „Inneren Sekretion“. Und die obigen Beispiele lassen ahnen, daß es gewaltige Einflüsse auf körperliche

Gestaltung, auf seelische und geistige Entwicklung sein müssen, die hier in Frage kommen.

Was ist „Innere Sekretion?“ — Den meisten ein inhaltloses Fremdwort. Und wer seinen Hausarzt von älteren Semestern befragt, der etwa noch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Kollegbank drückte, der wird auch von diesem Fachmann keine oder nur eine lückenhafte Auskunft erhalten, falls der alte Herr nicht mit der neueren und neuesten Entwicklung seiner Wissenschaft fortschreitend mitgegangen ist. Denn die Erforschung der „Inneren Sekretion“ ist erst im Laufe der letzten Jahrzehnte in Fluß gekommen. Man darf nun nicht etwa die Unkenntnis jener älteren Generationen belächeln, vielmehr hat erst die moderne Vervollkommenung unserer wissenschaftlichen Technik und ihrer Hilfsmittel, speziell der Mikroskopie, die jetzigen Forschungsergebnisse ermöglicht; auch war ein heute gewichtiges Fach, die sogenannte physiologische Chemie, damals noch so gut wie unbekannt. Selbst der gebildete Europäer braucht sich mithin keineswegs zu schämen, wenn ihm über diese Fragen ein populäres Kolleg gelesen wird.

Was ist zunächst überhaupt „Sekretion?“ Wir verstehen darunter die Absonderung der Drüsen. Wenn wir transpirieren, geben die Schweißdrüsen ihr Sekret nach außen ab. Wenn uns „das Wasser im Munde zusammenläuft“, sind die Speicheldrüsen bei der Arbeit; sobald die Nahrung in den Verdauungskanal kommt, secernieren die Bauchspeicheldrüsen (Pankreas), die Drüsen der Därme und die größte Körperdrüse, die Leber, gibt auf dem Wege über die Gallenblase ihr Teil dazu. So sondern sie alle durch einen Ausführungsgang an bestimmten Stellen des Körpers zu bestimmten Zwecken ihre Produkte ab. Dies ist die sogenannte „Äußere Sekretion“. Nun haben wir aber im Körper noch eine ganze Anzahl von Drüsen, die keinerlei Ausführungsgang besitzen, die weder nach außen noch in irgendeine der Körperhöhlen ihr Sekret sichtbar und meßbar entleeren. Dies sind die Organe unserer „Inneren Sekretion“. Von Blutadern und Lymphbahnen reichlich durchpulst, sondern sie ihre



Produkte direkt in diese Transportmittel unserer Körpermaschinerie ab, so daß diese „Innere Sekretion“ nicht einzelne Stellen oder Teile, sondern den gesamten Organismus bis in jede seiner feinsten Zellen hinein durchflutet. Ganz grob laienhaft ausgedrückt, könnte man sich also vorstellen, daß diese Sekrete aus den sogenannten „Blutdrüsen“, gewissermaßen das Oel sind, das ständig auf alle Teile des Körpers sickern und träufeln muß, um das ganze komplizierte Werk zu reibungslosem Ineinandergreifen und Miteinanderarbeiten zu befähigen. Welch großen Wert die Natur auf eine starke Durchblutung dieser Organe legt, geht daraus hervor, daß (nach Dr. A. Weil) zum Beispiel durch die Schilddrüse, auf 100 Gramm Organ berechnet, in der Minute 560 ccm Blut hindurchströmen, während den Muskel nur 12 ccm in der gleichen Zeit durchfließen. Das gesamte Körperblut, also mehrere Liter, geht im Laufe eines Tages 16 mal durch die Schilddrüse! Aus diesen, auch

für den Nichtfachmann wohl erstaunlichen Zahlen ist die gewaltige Bedeutung eines scheinbar so unwichtigen Organs, wie der Schilddrüse, wohl leicht ersichtlich. Nebenbei sei bemerkt, daß für die Sekrete der inneren Sekretion der Name: „Hormone“ (aus dem Griechischen: = erregen, erwecken) gebräuchlich ist. Als charakteristisch für den Begriff der „Inneren Sekretion“ müssen wir festhalten: Bildung eines ganz besonderen Produktes, des Hormons, das sonst in keinem anderen Organ zu finden ist, und das fern vom Ort des Entstehens auf den ganzen Körper oder auf einzelne Teile als Reiz wirkt.

Bleiben wir zunächst bei unserem ersten Beispiel, der Schilddrüse. Ihre Ausscheidung, eine glasige, zähflüssige Masse, das sogenannte Colloid, enthält Jod. In je drei Stunden wird der millionste Teil eines Grammes Jod in organischer Bindung erzeugt und vom Blut-Saftstrom in den Körper überführt. Also eine fast unmeßbar kleine Menge, und



„Aldymisten bei der Arbeit“, alter Kupferstich.

Die Gewohnheit der Aldymisten, in ihren Zaubermitteln menschliche und tierische Organe zu verwenden, ist eine erste Ahnung der Wirksamkeit gewisser Drüsen, die auch in den modernen Heilverfahren eine Rolle spielen.





Der Damenimitator „Barbette“ als  
Trapezkünstlerin.

„Damenimitatoren“ sind in den meisten Fällen Zwischenformen, die trotz normalmännlichen Körperbaus in Stimme und Bewegungen stark dem andern Geschlecht ähneln. Eine Folge gewisser Unregelmäßigkeiten der inneren Sekretion.

doch von lebenswichtiger Notwendigkeit! Denn wenn die Schilddrüse etwa operativ oder im Tierexperiment entfernt wird, so verfällt der ganze Körper zusehends, das Wachstum wird gehemmt, die Geschlechtsdrüsen versiegen, die geistigen Fähigkeiten schwinden. Liegt eine Erkrankung der Schilddrüse vor, durch die eine Verminderung ihrer Funktion herbeigeführt wird, so äußert sie sich in einer charakteristischen Herabminderung aller Lebensfunktionen, in trägen Bewegungen, schleppender Sprache. In hochgradigen Fällen steigern sich solche Erscheinungen zum bloßen Hinvegetieren,

dem Zustand winterschlafender Tiere nicht unähnlich. Ist umgekehrt die Absonderung der Schilddrüse krankhaft gesteigert, so entsteht erhöhte Reizbarkeit des Nervensystems, ja sogar Veränderung des Charakters und des psychischen Gleichgewichtes, schwankend zwischen auffallend gehobener und tief depressierter Stimmung, zwischen Lach- und Weinkrämpfen, Jähzorn, Mißtrauen und Ideenflucht.

Die Zirbeldrüse ist ein weiteres interessantes Organ der „Inneren Sekretion“. Sie liegt als eine winzige Ausstülpung des Zwischenhirns auf der Oberfläche der sogenannten Vierhügelplatte. 0,2 Gramm schwer, 8 mm lang und 6 mm breit ist dieses winzige Teilchen unseres Gehirns von gewaltiger Bedeutung für die geistige und körperliche Entwicklung. Die Anschauungen der Gelehrten sind allerdings in Bezug auf dieses Organ noch nicht recht geklärt.



Der Damenimitator „Barbette“  
in Zivil.





### Ein Mann als Preisträger in einer Schönheitskonkurrenz für Damen:

Typisch weibliche Gesichtszüge und Körperformen bei Männern werden zuweilen durch Änderungen in der normalen Drüsenfunktion hervorgerufen.

Man nimmt an, daß die Zirbeldrüse Einfluß auf die Keimdrüsen ausübt, so daß bei ihrem Ausfall sexuelle Frühreife und gesteigerte psychische Leistungsfähigkeit auftritt.

Geklärter sind die Funktionen der sogenannten Hypophyse, deren drei winzige Lappen im Gewicht von zusammen etwa 5 Gramm der Schädelbasis anliegen. Der Einfluß der Hypophyse kommt am deutlichsten

in der Körpergestaltung zum Ausdruck. Durch Entfernung der Hypophyse oder krankhaften Ausfall ihrer Funktionen wird die Knochenentwicklung und das Längenwachstum sichtlich gehemmt. Wohl fast alle sogenannten „Zwerge“ und „Liliputaner“ sind in diesem Sinne Hypophysenpatienten. Meist zeigt der im Wachstum zurückgebliebene Körper ganz ebenmäßig ausgeglichene For-



men, wenn jedoch eine Schilddrüsendegeneration damit verbunden ist, gibt es auch plumpe und verbogene Gliedmaßen, bedingt durch mangelhafte Entwicklung der Extremitätenknochen. Solch „hypophysäre“ Zwerge belacht und bejubelt die Jugend als Zirkusklovn und Hanswürste. Auch eine andere Schaubudenattraktion, der Riesenmensch, verdankt vielfach seine absonderliche Länge einer Erkrankung oder fehlerhaft-übermäßigen Funktion seiner Hypophyse, der sogenannten Akromegalie (wörtlich übersetzt: Großköpfigkeit). Der Kopf, besonders das Kinn, der Brustkorb, die Füße und Hände nehmen ungeheuerliche Formen an. Ein operativer Eingriff läßt alle diese Symptome, solange sie sich noch entwickeln, zum Stillstand kommen.

Die Nebennieren, weitere wichtige Drüsen der „Inneren Sekretion“, sind den Nieren aufgelagerte halbmondförmige Organe von 10–15 Gramm Gewicht, 2–3 cm Breite und etwa 5 cm Länge. Auch die Wichtigkeit ihrer Funktionen für normale Verhältnisse ersehen wir am einfachsten aus krankhaften Erscheinungen. Zum Beispiel erregen Nebennierenerkrankungen bei jungen Mädchen starken Wuchs der Backen- und Schnurrbarthaare, oft sogar allgemeine Körperbehaarung. Entfernt man die Nebennieren, so fällt ihr wichtigstes Produkt, das sogenannte Adrenalin aus, und schwere Störungen der Därme und Nerven, fortschreitende Entkräftung, Schwund der geistigen Fähigkeiten, schließlich hochgradige Konvulsionen und letzten Endes der Tod sind die Folge. Als merkwürdige Nebenerscheinung sei eine starke, ständig zunehmende bronzefarbige Pigmentierung der Haut und der Schleimhäute erwähnt, die derartige Patienten tief braun wie Indianer werden läßt.

Ferner gehört die Thymusdrüse zu den Organen der „Inneren Sekretion“. Die Thymusdrüse des Kalbes ist den Hausfrauen als sogenannter Bries, besonders in Pastetchen beliebt, nicht unbekannt. Das Charakteristische dieser Thymusdrüse ist bei Tier und Mensch gleichermaßen, daß sie im kindlichen Alter im Verhältnis zum Gesamtgewicht am größten ist und bis zur Pubertät

mächtigen Einfluß auf die Körperentwicklung ausübt. Ohne die Produkte der Thymusdrüse können die Geschlechtsdrüsen sich nicht entwickeln. Sind aber die Keimdrüsen ausgereift, so hat die Thymusdrüse ihren Daseinszweck erfüllt. Sie nimmt rapide an Umfang, Gewicht und Bedeutung ab und ist beim erwachsenen Tier und Menschen verschwindend klein.

Infolge der Steinachschen Versuche und Experimente stehen im Vordergrund des wissenschaftlichen und auch des Laien-Interesses die Keimdrüsen.

Wir haben bei der Besprechung fast aller vorhergehenden innersekretorischen Organe auf gewisse Zusammenhänge von Schilddrüse, Zirbeldrüse, Hypophyse, Nebennieren, Thymusdrüsen usw. mit den Keimdrüsen hingewiesen. Aus allem erkennt man, daß den Keimdrüsen unter diesen Organen anscheinend eine ganz besonders überragende Stellung zukommt. Ueber die innersekretorischen Aufgaben und Fähigkeiten der Keimdrüsen bestehen zwar augenblicklich noch erbitterte wissenschaftliche Kämpfe. Auf jeden Fall aber ist der gewaltige Einfluß der Geschlechtsorgane und ihrer „Inneren Sekretion“ auf Entwicklung, Wachstum und Form des Körpers, vor allem auch auf geistige, seelische und Charakterbildung nicht mehr bestritten. Und auch aus dem Tierreich ist die Beeinflussbarkeit allbekannt, die den feurigen Hengst zum frommen Zugpferd, den wilden Stier zum blöden Ochsen, den wütenden Eber zum faulen Mastschwein macht.

Wenn wir hiermit die noch nicht einmal ganz vollzählige Beschreibung der innersekretorischen Organe und ihrer Funktionen verlassen, die die Zusammenhänge von Körperlichem und Seelischem in diesen unscheinbaren Drüsen mit einigen Streiflichtern beleuchtet hat, so sei ausdrücklich vermerkt, daß alle gegebenen Beispiele nur beliebig herausgegriffene Einzelheiten sind, die keineswegs erschöpfend das Gebiet behandeln. Das oben schon einmal zitierte Werk von Dr. A. Weil mag denen, die mehr wissen wollen, restlose Aufklärung über den augenblicklichen Stand dieses Forschungsgebietes geben. Vor allem sei man sich darüber klar,





Die Beeinflussung von Körper und Seele durch die innere Sekretion.  
Frauen, die ihrer inneren Veranlagung entsprechend Männerberufe ausüben und mit polizeilicher Genehmigung männliche Kleidung tragen.

daß die innersekretorischen Organe in einer bei weitem noch nicht völlig geklärten und durchforschten intensiven Wechselwirkung stehen, einander anregen und reizen, hemmen und ausschalten, bekämpfen oder fördern, und daß in jedem einzelnen Individuum das Ueberwiegen dieser oder jener Gruppe, der Ausgleich dieser oder jener Hormonwirkung das geschlossene Gesamtbild der Einzelpersönlichkeit ergibt. Die „Innere Sekretion“ fügt sich somit in die Gesamtheit des Organismus als bedeutsamer Faktor ein. Daneben behalten natürlich die Einflüsse von Gehirn, Nervensystem, Stoffwechsel usw. ihre gleichfalls gewaltige Bedeutung.

Die Erforschung dieser früher nie geahnten und auch heute noch der Mehrzahl aller Laien nicht bewußten Bedeutung unserer inneren Sekretionsdrüsen hat auf die Wissenschaft vielfach befruchtend eingewirkt. Es sei vor den folgenden Ausführungen gleich vorweg genommen, daß alle diese modernen Kenntnisse über innere Sekretion nicht etwa nur theoretisch zur Mehrung unseres Wissens aufgespeichert sind, sondern daß sie zur Therapie, das heißt zur Krankenbehandlung und Heilung, ausgewertet wurden. Medikamentös werden innersekretorische Organeile in irgendeiner Form eingenommen oder als Extrakte eingespritzt, ebenso können auf ope-



rativem Wege durch gänzliche oder teilweise Entfernung krankhafter Drüsen, durch Einpflanzungen, Umpflanzungen, Unterbindungen usw. die gesammelten Forschungsergebnisse praktisch ausgenutzt werden. In dieser Hinsicht sind wohl noch viele neue Erfahrungen und manches erfreuliche Ergebnis zu erwarten.

An und für sich ist die praktische Ausnutzung alles dessen, was jetzt exakt wissenschaftlich bewiesen uns bald zur Selbstverständlichkeit geworden sein wird, uralte. Daß z. B. bei bestimmten Ausfallerscheinungen und Erkrankungen von Drüsen die entsprechenden Drüsen gesunder Tiere als Medizin verabfolgt wurden, ist schon in der indischen Dichtung, mehr als tausend Jahre vor Christi Geburt, überliefert. Also, die heutige, modernste „Organotherapie“ ist aus den praktischen Erfahrungen ältester Völker heraus bereits einmal dagewesen. So wie die neueste Entdeckung über künstliche Gewinnung von Gold die alten Alchymisten in der Achtung unserer Tage gewaltig gehoben hat, so müssen wir auch im Hinblick auf unsere jetzigen Kenntnisse über „Innere Sekretion“ ihnen manches abbitten. Denn wenn auch die Begründungen und Gedankengänge jener alten Hexenmeister uns heute lächerlich erscheinen, so mögen doch recht ernst zu nehmende Ideen, und vielleicht sogar Erfahrungen, all dem Hokuspokus, allem Gespenstischen und Geheimnisvollen jener von ihnen erzeugten Heilmittel zugrunde gelegen haben. Bekanntlich waren Organe und Drüsen von Menschen und Tieren in den verschiedensten Zubereitungen die beliebtesten Geheimmittel jener düsteren Zeit. Ja sogar in den staatlich privilegierten, von Fachleuten geleiteten Apotheken haben sich die aus getrockneten Organen und Drüsen hergestellten Medikamente, deren reiche Schätze im Mittelalter die Apotheken hauptsächlich füllten, bis in das 19. Jahrhundert hinein erhalten. Freilich waren die Anschauungen über die Heilwirkungen und Heilkräfte solcher Mittel verworren und meist mit dem Glauben an geheimnisvolle Zauberkräfte durchsetzt.

Ein aufsehenerregender Schritt vorwärts war im Jahre 1889 der Bericht des Franzosen Brown-Séquard an die französische

Akademie, in dem er Mitteilung von seiner eigenen „Verjüngung“ durch Injektion von Keimdrüsenextrakt machte. Und schließlich führten die Forschungen Steinachs von den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts bis in unsere Tage die praktische Auswertung der Lehre von der „Inneren Sekretion“ auf ihren einstweiligen Höhepunkt. Der grundlegende Versuch Steinachs war die Transplantation einer männlichen Keimdrüse bei einer Ratte. Die Drüsen wurden abgeschnitten, an einer beliebigen Stelle unter der Bauchhaut eingepflanzt, angenäht und wuchsen dort an. Trotz dieser Entfernung von ihren normalen Stellen, trotz der Unterbrechung aller nervösen Zusammenhänge wurde das Tier nicht etwa ein Kastrat, sondern alle seine äußerlichen und innerlichen Merkmale, auch seine typisch männlichen Eigenschaften, wie Kampflust, Freßgier, erotische Erregbarkeit durch Weibchen, blieben völlig erhalten. Also gab dieser zu klassischer Berühmtheit gelangte Transplantationsversuch den endgültigen Beweis dafür, daß innersekretorische, durch den Blutstrom in den Körper beförderte Einflüsse alle genannten Erscheinungen hervorriefen. Bereits 1879 hatte übrigens ein Forscher Berthold das gleiche Experiment mit demselben Erfolg an jungen Hähnen durchgeführt, jedoch blieb diese Entdeckung damals unbeachtet, da das tiefere Verständnis für ihre Tragweite noch fehlte.

Der weitere bedeutsame Schritt war die operativ durch Einheilung von männlichen Keimdrüsen in ein Weibchen bewirkte Vermännlichung oder die durch das umgekehrte Verfahren erzielte Verweiblichung. Und das Nächste war die gleichzeitige Einpflanzung je einer männlichen und einer weiblichen Keimdrüse in ein kastriertes Tier, wodurch die operativ-experimentelle Schaffung eines künstlichen Zwitters gelang.

Damit wurde ein ganz neues Licht auf das traurig düstere Kapitel der sexuellen Zwischenstufen geworfen, die ja menschlich und sozial eine gewaltige Bedeutung haben. Man nahm früher an, daß diese krankhaften Triebrichtungen Entartungsformen seien, die in der Zeit der geschlechtlichen Entwicklung und Reifung durch starke Beeinflussung von außen her entstanden. Heute bricht sich



mehr und mehr die Erkenntnis Bahn, daß auch innersekretorische Einflüsse eine gewichtige Rolle spielen können. Nach dieser Theorie würden also körperlich normal gebaute Männer doch irgendwo rudimentäres weibliches Keimdrüsengewebe und damit weibliche innersekretorische Einflüsse in sich bergen können, die sie also in ihrem Triebleben den Männern sich zuneigen lassen. Umgekehrt würden völlig weiblich gebaute Frauen innersekretorisch männlich beeinflusst sein. Häufig trifft ja in solchen Fällen beim Menschen auch mancherlei in den körperlichen äußeren Geschlechtsmerkmalen — wie typische Fettpolsterung, Bartwuchs, Stimmlage — mit der veränderten Triebrichtung zusammen. Diese körperlichen Erscheinungen sahen wir aber vorhin von der „Inneren Sekretion“ beeinflusst. Viel zahlreicher, als man allgemein annimmt, sind solche krankhaft veranlagten Menschen, und da viele von ihnen mit behördlicher Erlaub-

nis nicht nur die Kleidung des anderen Geschlechtes tragen, sondern auch entsprechenden Berufen nachgehen, werden sie gewissermaßen unauffällig. — Wenn die Forschung über die „Innere Sekretion“ auf diesem Gebiete noch mehr Licht in das Dunkel gebracht haben wird, werden vielleicht viele allgemeine Anschauungen über derartige Erscheinungen noch gewisse Aenderungen erfahren. Die Versuche, operativ die „Innere Sekretion“ Homosexueller zu beeinflussen, haben jedenfalls schon Erfolge erzielt und werden fortgesetzt.

Haben wir erst einmal den Eindruck gewonnen, daß die „Innere Sekretion“ Einfluß auf unser Seelisches hat, dann können wir auch den weiteren Schritt tun und unendlich vieles in unserem normalen und gesunden Leben, in dem Auf und Nieder seiner Stimmungen und Einstellungen damit in Verbindung bringen. Wir verlassen zwar

Fortsetzung auf Seite 142



Bauernhepapaar aus dem Berner Oberland.  
Zwergwuchs infolge Störung der inneren Sekretion. Das Ehepaar ist trotz der Kleinheit durchaus wohlgebildet und bewirtschaftet selbst sein Besitztum.





# MUST

## *Eine Tiergeschichte von Charles Roberts*

Tief ins Herz des nördlichen Urwalds, wo die dunkelgrünen dichten Reihen der Föhren, Pechtannen und Schierlinge sich düster zusammendrängen und Baumbrüche kreuz und quer von zahllosen sturmgepeitschten Wintern erzählen, hatte die Sommersonne ihre glühenden Pfeile gesandt und die modernde Finsternis in ihren tiefsten Tiefen getroffen. Schwärme bunter Fliegen tanzten summend in dem Irrgarten der Schatten, und die warme Luft war erfüllt von dem dünnen, zarten Gezwitzcher der Zikaden und des Blauspechtes, in das hin und wieder das durchdringende Schellen des kanadischen Hähers schrillte. Von den schlaftrunkenen Baumspitzen lösten sich balsamische Wohlgerüche, die wie Weihrauch die Schwüle durchzitterten. Die uralte Wildnis träumte — sie dehnte sich wollüstig der Sonne entgegen und schien in unaussprechlichem Wohlbehagen zu seufzen.

Hoch oben im grauen Stamme eines halb abgestorbenen Waldriesen war ein rundes Loch — der Eingang zu dem ehemaligen Neste eines Spechtpärchens jener Art, der die goldgelben Schwingen den Namen „Goldammer“ eingetragen haben. Sie waren seit langem von dem jetzigen Inhaber des Nestes vertrieben worden, mit

der räuberischen Gewalt, die ihn auszeichnete — *Mustela*, den Blutgierigen.

Eingerahmt von dem Dunkel des runden Astloches spähte sein kleiner dreieckiger Kopf mit langen spitzen Ohren und kühnen, zügellos wilden Lichtern gespannt in die Welt hinaus. Nichts konnte seinem Blicke entgehen, weder auf dem schattigen Waldboden tief unter ihm, noch zwischen der Wirrnis der Baumbrüche oder gar in den sonnigen Wipfeln zu seinen Häupten. Doch im Augenblick hatte *Mustela* gut gefrühstückt; er fühlte sich träge und in dieser heißen Mittagsstunde nicht zur Jagd aufgelegt. Mochte das drüben in der Nachbarföhre arglos schwatzende rote Eichhörnchen ruhig seine Tannenzapfen sammeln, und der leiste Hase da unten zwischen den Schatten des Waldbodens unbesorgt seine langen Löffel drehen und wenden, *Mustela* war im Augenblick nicht aus seiner Mittagsruhe zu bringen. Er schleckte sich nur die schmalen schwarzen Lippen bei dem Gedanken an die möglichen Genüsse des Nachmittags.

Da plötzlich tauchte eine Gestalt auf, die ihn stutzen ließ. Seine dünnen Lippen runzelten sich tonlos über den langen schneeweißen, tödlich scharfen Fangzähnen, und seine Lichter sprühten vor Haß



# ELIA



und Neugierde, einer gefährlichen Eigenschaft seines Stammes. Der spitze Kopf schoß voll lebhaften Interesses aus seinem Loche heraus, um den Mann besser sehen zu können, der eben unter seinem Baume vorüberging.

Es war ein Forstmann, ein Mensch, und das ist ein seltsamer Anblick in dieser unzugänglichen Verlassenheit der nördlichen Wildnis. Er trug ein rot und gelb flammendes Schnupftuch um den braunen Hals geknüpft und eine Axt geschultert, deren glänzender Stahl grell in der Sonne aufleuchtete. Dieses Blinken und Flammen erregte Mustelas Neugierde derart, daß er wie ein Blitz aus seinem Loche schlüpfte und um den Stamm herumfuhr. Breitbeinig wie ein Eichhörnchen an den Baum geklammert lugte er um die Ecke und folgte neugierig-erregt jeder Bewegung des Mannes. Doch trotz allen Interesses für die seltene Erscheinung hörte Mustelas erstaunlich scharfes Ohr plötzlich gedämpftes Flügelrauschen über sich, huschte wie ein roter Blitzstrahl um den Baum herum in sein Loch zurück und verschwand

in demselben Moment, als stahlharte Klauen eines prächtig beschwingten Hühnerhabichts hart auf den Rand des Einschlupfs niederschlugen.

Mustelas Beweglichkeit war unbeschreiblich. Wie ein Aal hatte er sich in voller Flucht blitzartig wieder herumgeschneilt, und in der halben Sekunde, die die Klauen des Raubvogels am Rande des Loches hafteten, waren seine zielsicheren Fänge rachedurstig um das letzte Glied der längsten Klaue geschnappt und hatten sie ein bis zwei Zoll in das Loch hineingezogen.

Mit einem gellenden Wutschrei versuchte der überraschte Habicht sich in die Lüfte zu schwingen — aber die Fänge Mustelas hielten ihn eisern gefangen. Er schlug, in wilder Raserei sich windend, mit den mächtigen Schwingen und stemmte die freie Klaue mit aller Kraft gegen den Stamm. Aber Mustela hatte sein ganzes Gewicht nach hinten geworfen und hing mit allen vier Füßen sicher, verankert wie ein schwerer Sack, im Gegengewicht, jede Sehenschnur gespannt. Mustela wußte, wenn



er nur einen Augenblick den Biß lockerte, um besser nachzufassen, so würde der Feind sich losreißen. Deshalb hielt er fest, als gälte es sein Leben.

Des Habichts plötzlich gellender Schrei und rasendes Flügelschlagen ließ den Waldläufer mit zusammengekniffenen Augen zu Mustelas Baumloch emporblicken. Ein schadenfrohes Lächeln huschte über sein wetterhartes Gesicht, er konnte Habichte nicht leiden und war begierig, welches Tier in solch kleinem Loche diesen mächtigen Vogel halten konnte.

Als treffsicherer Schütze zog er jetzt seinen langläufigen „Smith and Wessan“-Revolver aus dem Gürtel, zielte sorgfältig und feuerte. Das Tierchen schien beim Dröhnen des Schusses seine Beute erschreckt fahren gelassen zu haben, denn der große Vogel fiel, langsam sich überschlagend, mit dumpfem Aufschlag zu Boden — in den Klauen zuckte der Todeschauer. Der Mann sah auf und erblickte das böseartig fauchende, kleine gelbe Gesicht Mustelas, dessen unersättliche Neugierde ihn flink aus dem sicheren Loche spitzen ließ.

„Sieh da — ein Marder! Das hätte ich mir gleich sagen können,“ murmelte der Forstmann, „denn kein anderes Tier dieser Größe hätte den Mut gehabt, einen Hühnerhabicht anzugreifen.“

So kostbar auch das Fell des Tannenmarders oder „amerikanischen Zobels“ ist, so brachte der Läufer es doch nicht übers Herz, auch den tapferen kleinen Kämpfer herabzuschießen. Es wäre ihm wie Verrat an einem Verbündeten erschienen, denn, wie die meisten seiner Art, verband ihn ein warmes Gefühl mit den Tieren der Wildnis.

„Magst deinen Pelz behalten,“ dachte er und betrachtete den giftig fauchenden klei-

nen Kopf. „Bist ein tapferes Kerlchen!“ Damit nahm er den toten Habicht auf, band die Klauen zusammen und hing sie über die Axt. Dann schritt er durch den Wald davon.

Befriedigt von seinem Sieg über den Habicht — denn er nahm die volle Ehre für sich — rollte sich Mustela auf seinem weich mit Moos ausgelegten Nest zusammen und nahm den unterbrochenen Schlaf wieder auf.

Die Hitze sank schwer und schwül immer tiefer über die trägen Stunden des Nachmittags. Das leise, sonore Summen der Giftfliegen schien die regungslose Stille des Waldes nur noch zu vertiefen, während würziger Duft den träumenden Tannen entströmte.

Erst als die Schatten länger wurden, erwachte Mustela hungrig. Hastig schlüpfte er aus dem Loch, lief eine kleine Strecke den Stamm hinab, sprang leicht und flüchtig wie ein Eichhörnchen in das Gezweig einer benachbarten großen Schierlingstanne und spähte in einer Geästgabel in starrer Haltung nach Beute.

So — im guten Gleichgewicht gestrafft — aufrecht und wachsam, war Mustela eine Schönheit. Goldbraun war sein Fell, Hals und Brust deckte ein zarteres Gelb, und seine Rute, die ihm bei den langen Sprüngen von Baum zu Baum zur Balance diente, war lang und buschig. Die langen spitzen Gehöre lauerten beständig auf all die heimlichen Laute, die versteckt durch die Wildnis huschten — ja, Mustela war ein erlesenes Exemplar seiner Art, reichlich zwei Fuß lang, graziös wie ein Wiesel und an Stärke seinem großen Stammverwandten und bittersten Feind, dem Fischotter, wohl zu vergleichen.

Nichts regte sich — da plötzlich tönte ein schwaches, aber doch in der Stille



schrilles Chrr-rr-r-r des roten Eichhörnchens, dessen Ursprung Mustelas feines, forschendes Gehör sofort örtlich festlegte. Als habe er alle Energie in diesem einen Augenblick gesammelt, setzte Mustela mit flüchtiger Geschwindigkeit lautlos durch die Zweige.

Das Eichhörnchen schnarrte, wie das die Art seines Stammes ist, höchst gewichtig und unvorsichtig, indem es in ausgelassenem Entzücken blitzähnlich auf seinem Zweige hin- und hersprang — als plötzlich eine goldbraune Gestalt, wie das schlagende Schicksal selbst, auf dem anderen Ende des Zweiges landete. Mit

einem gellenden Warnungsschrei sprang das Eichhörnchen entsetzt in die Luft und flammte am Stamme in die Höhe — Mustela ihm dicht auf den Fersen. So geschwind es auch war. Mustela war noch schneller, und in wenigen



Ein erstickter Aufschrei: Die Fänge Mustelas krallten sich in seine Kehle.





Fauchend warf sich der Otter zur Seite: Schon war es zu spät!

Sekunden wäre das Schicksal des kleinen Schwätzers besiegelt gewesen. Doch der befand sich auf seinem eigenen Baume, brauchte nicht erst auf andere Zweige auszuweichen, die des Verfolgers Gewicht nicht getragen hätten — und verschwand so in seinem schützenden Loch, Mustelas Fängen nur ein Büschel seiner Rute überlassend.

Fauchend vor Wut und Enttäuschung bohrte Mustela sein wildes Gesicht in die

Oeffnung. Er konnte das Eichhörnchen sehen, wie es mit schreckenswildem Lichten und klopfendem Herzen wenige Zoll unter ihm zusammengekauert lag, aber er konnte es nicht erreichen, denn die kleine Oeffnung ließ seinen Kopf nicht ganz hindurch. Empört zog und riß er mit seinen kräftigen Pfoten am Rande des Einschlupfs, aber das Holz war zu hart, und nach einer halben Minute vergeblichen Kratzens ließ er voll Verachtung von der



Rinde und lief den Baum wieder hinunter. Kaum war er verschwunden, so schrillte ein erneuter Warnungsschrei des Eichhörnchens durch die Stille und höhnte dem in langen Sätzen durch das Gezweig schwingenden Feind in die Ohren. Mustela wußte, daß ihm die Jagd in Hörweite dieses Alarms verdorben war und eilte mißmutig, das widerwärtige Geräusch im Nacken, weiter und weiter, bis es gleich dem Bewußtsein der erlittenen Niederlage nach und nach erstarb. Befriedigt richtete er sogleich die buschige, braune Rute wieder in die Höhe, und der Ausdruck dreisten Selbstvertrauens war wiederhergestellt. Da die Jagd nach

Eichhörnchen am heutigen Tage nicht sehr günstig für ihn zu liegen schien, sprang er auf die Erde und begann, den Boden in allen Himmelsrichtungen

nach einer frischen Hasenfährte abzusuchen.

Das dunkle, würzig duftende Durcheinander von Pechlannen und Föhren war hier durch einen mit großen Felssteinen übersäten Gürtel unterbrochen, nur hier und dort stand eine Gruppe verkümmelter weißer Birken, silberblättriger Zitterespen oder das Zuwachs mit seinen kräftigen feuerroten Blütentuffen. Unzählige Kaninchenspuren kreuzten sich hier, und

es dauerte nicht lange, so hatte Mustela eine entdeckt, die frisch genug schien und eine schnelle leichte Beute versprach. Eilig, lautlos, die Nase dicht über dem Boden, verfolgte er die verwickelten und anscheinend ziellosen Windungen der Fährte.

An einer jungen dichten Tanne vorbeigleitend bemerkte er durch einen zufälligen Blick einen anderen seines Stammes, der in den Federn eines soeben erlegten Birkhahnes riß. Der andere war kleiner und schlanker als er — ein junges Weibchen — vielleicht vor wenigen Wochen noch das seine. Doch für solche Betrachtungen hatte Mustelas grausamer Geist weder Raum noch Zeit. Mit einem einzigen flammenden Sprung war er im Besitze des Birkhahnes. Das geschmeidige junge Weibchen schien von dem Luftzug seines Sprunges wie hinweggeblasen. Sie kannte Mustela und wußte, ein Moment des Zögerns wäre ihr Tod gewesen. Spuckend vor Wut und Furcht floh sie in ihr Nest, um wenigstens die Jungen zu schützen.

Aber Mustela hatte im Augenblick nur den einen Gedanken, seinen Hunger zu befriedigen — und der Birkhahn war ein voll ausgewachsenes Exemplar, dick und saftig. Die alte Mord- und Blutlust kam erst nach dem Genusse des reichlichen

Mahles zurück; nach hastiger Toilette setzte er davon, und das den Waldgürtel überwuchernde fußhohe Heidelbeerkraut schloß sich

über ihm.

Die Sonne hatte sich inzwischen ihrem Untergange genähert. Rötliche Lichtwellen fluteten über die offenen Waldflächen und ergossen sich in die alten Schneisen, die düsteren Baumstämme mit lichtem Rosa überspülend. In diese rötliche Glut gebüllt,

Fortsetzung auf Seite 145



# REINHARDT

## IN

# AMERIKA

*Die New-Yorker „Mirakel“-Aufführung war, namentlich durch die Mitarbeit des jungen amerikanischen Ausstattungskünstlers Norman-Bel Geddes, einer der stärksten Erfolge im erfolgreichen Leben Max Reinhardts.*

Eine der glücklichsten Gaben Max Reinhardts ist seine geistige Beweglichkeit: die Fähigkeit, Vergangenes wirksam zu beleben. Unersättlich ist sein Begehren, alle Zeiten und Gefilde des Welttheaters zu durchstreifen, um immer wieder Altes neu zu entdecken und der zeitgenössischen Bühne zuzuführen. So beschloß er in der Zeit seiner stärksten Erfolge gerade jene Gattung des Theaters zu erneuern, die bereits für immer totgesagt war: die Pantomime.

Nach langen Beratungen mit seinen Mitarbeitern entschied er sich 1911 für den alten Legendenstoff von der Nonne, die aus dem Kloster flieht, um draußen in der Welt den Weg der Liebe und der Leiden zu vollenden, während die mitleidige Madonna in der Kirche vom Sockel herabgestiegen ist, um an Stelle der Nonne

zu dienen, bis sie von ihrer Pilgerfahrt zurückkehrt. Es ist jener Stoff, den Gottfried Keller im „Tanzlegendchen“, John Davidson in einer Ballade und Maurice Maeterlinck in dem stillen Drama „Schwester Beatrix“ dichterisch gestalteten.

Karl Vollmöller schrieb diese Legende als Pantomime nieder; Engelbert Humperdinck erfand die Musik dazu. Als Reinhardt damals die Aufführung vorbereitete, kam Charles B. Cochran aus London nach Berlin und bewog Reinhardt, das „Mirakel“ zuerst in London im Olympia-Theater, dem größten Theaterraum der Welt, der 30 000 Personen faßt, aufzuführen. Hier fand die Uraufführung am Vorweihnachtsabend, am 23. Dezember 1911, statt. Sie wurde das größte Theaterereignis, das London je gesehen hatte.





Maria Carini (Fürstin Matdiabelli) als Madonna im „Mirakel“





Aus der New-Yorker Aufführung von Vollmöllers „Mirakel“:  
Die Nonne vor dem Erzbischof (Rosamond Pinchot und Louis Rainer)





Szenen aus der „Mirakel“-Aufführung unter Leitung von Max Reinhardt in New York:  
Der Zeremonienmeister (Werner Krauß) mit der Puppe des Prinzen





Tod und Nonne (Louis Rainer und Rosamond Pinhot)



Im Jahr darauf führte Reinhardt das „Mirakel“ in Wien auf, 1913 in Berlin, Dresden, Leipzig, Frankfurt, Köln, Prag, 1914 in Hamburg und 1917 in den nordischen Ländern. In siebzehn Städten zeigte Reinhardt das „Mirakel“ in jeglicher Art von Gebäuden: in Theatern, im Zirkus, in Opernhäusern, auf freien Plätzen, in Kirchen und Rundtheatern. Und siebzehn Mal studierte er die Pantomime völlig neu ein, jedesmal geändert und abgestimmt für den Raum, in dem er sie spielen wollte.

Es war bereits geplant, am 9. Dezember 1914 in New York das „Mirakel“ aufzuführen, als der Krieg diesen Plan zerstörte. Im Februar 1923 lud Morris Gest, der es vom Zeitungsjungen zum größten Theaterunternehmer Amerikas gebracht hat, Max Reinhardt ein, nach New York zu kommen. Reinhardt fuhr im April hinüber und schlug dem Theaterkönig Gest vielerlei Stücke zur Aufführung vor, nur nicht das „Mirakel“, dessen Darstellung ihm technisch und finanziell in New York als unmögliches Unternehmen erschien. Gest aber verlangte gerade die Verwirklichung dieser schwierigen Aufgabe. Er stellte Reinhardt alle technischen, künstlerischen, finanziellen Mittel ohne Begrenzung zur Verfügung. Als Spielraum wurde das Century-Theatre ausersehen.

Im Juli 1923 besuchte Morris Gest Reinhardt im Schloß Leopoldskron an dem kleinen See vor den Toren Salzburgs; er brachte einen ganz jungen Menschen mit: Norman-Bel Geddes, der die gesamte künstlerische Ausstattung entwerfen sollte. Der Fanatismus, mit dem Rein-

hardt jede neue Aufführung angreift, trieb ihn dazu, diese New-Yorker Aufführung zu seiner umfangreichsten, ungewöhnlichsten Regietat werden zu lassen. Ein Helfer, der sich ganz in Reinhardts Willen versenkte, war dieser junge Geddes, von dem Reinhardt sagte: „Es schien mir wie ein geheimnisvoll vorherbestimmtes Wunder, daß ein Mann, von dem ich bisher durch einen Ozean getrennt war, ein Mann, den ich so spät im Leben traf, mit dem ich kaum imstande war, mich zu unterhalten, daß gerade dieser Mann das stärkste wechselseitige Verständnis und die harmonischste Übereinstimmung mich empfinden ließ, trotzdem er immer frei, unbefangen, originell und schöpferisch blieb.“

Im Spätherbst 1923 fuhr Reinhardt mit seinen Hauptspielern über den Ozean und vollbrachte in zwei Monaten die ungeheuere Arbeitsleistung, in einem fremden Lande die bunteste, menschenreichste, mosaikhafte und feierlichste Aufführung seines Lebens zu verwirklichen. Zunächst gingen die Proben, da das Century-Theatre aus einem Rundtheater in eine hohe gotische Kathedrale umgebaut wurde, in einem primitiven Atelierraum vor sich. Alle Möglichkeiten der Bühnenkunst wurden der Aufführung dienstbar gemacht: Licht, Farbe, Bewegung, Einzeldarsteller, Musik, Massenszenen, Chöre, Tanz. Aus unendlich hohen bunten Fenstern der Kathedrale brach das farbige Licht herein. Ein Teil der Logen war zu Gängen umgebaut, durch welche die Chöre auf- und abzogen. Tausende von Menschen hatten sich Reinhardt umsonst zur Ver-





Der Kaiser (Rudolf Schildkraut) und die Puppe des Prinzen





Max Reinhardt mit dem Maler Norman-Bel Geddes,  
dem Schöpfer der gesamten Ausstattung für die New-Yorker „Mirakel“-Aufführung

fügung gestellt. Die Erstaufführung war in feierlichen Glanz getaucht, wie das selbst New York noch nicht erlebt hatte. Tagelang war Reinhardt der meistgenannte und gefeiertste Mann der Vereinigten Staaten. Für die Größe des Erfolgs und zugleich für das Wesen der Amerikaner ist es charakteristisch, daß der größte und reichste Zeitungsunternehmer Amerikas, Hearst, Reinhardt 5000 Dollar pro Woche bot, wenn sich Reinhardt ihm in irgendeiner Form zur Verfügung stellte.

Werner Krauß war der Spielmann und Rosamond Pinchot die Nonne. Eine besondere Sensation für New York bedeutete die Doppelbesetzung der Madonnen-Figur. In dieser Rolle wechselten ab die junge Diana Manners aus London, Tochter der Herzogin von Rutland, und die florentinische Konditorstochter Maria Carmi,

früher Gattin Vollmöllers, jetzt Fürstin Matchabelli, die bereits 1911 in der Ur-aufführung und in den folgenden Jahren die Madonna dargestellt hatte. In spaltenlangen Artikeln wurden die Bewegungen und der Gesichtsausdruck der beiden Madonnen verglichen.

Monatelang ward das Mirakel täglich aufgeführt. Die finanziellen Aufwendungen für die Aufführung waren so groß, daß selbst bei gutbesuchtem Haus die Unkosten nicht hätten hereinkommen können. Jedoch: Morris Gest ist zwar ein mutiger Mann, aber auch ein kluger Mann, und er weiß was er tut: Der Triumph, den er Reinhardt in New York bereitete, war so groß, daß auch der finanzielle Erfolg kommen wird, wenn Reinhardt im nächsten Jahr drüben einfachere Stücke aufführen wird.

K, P,



# Aus dem Uhu - Album



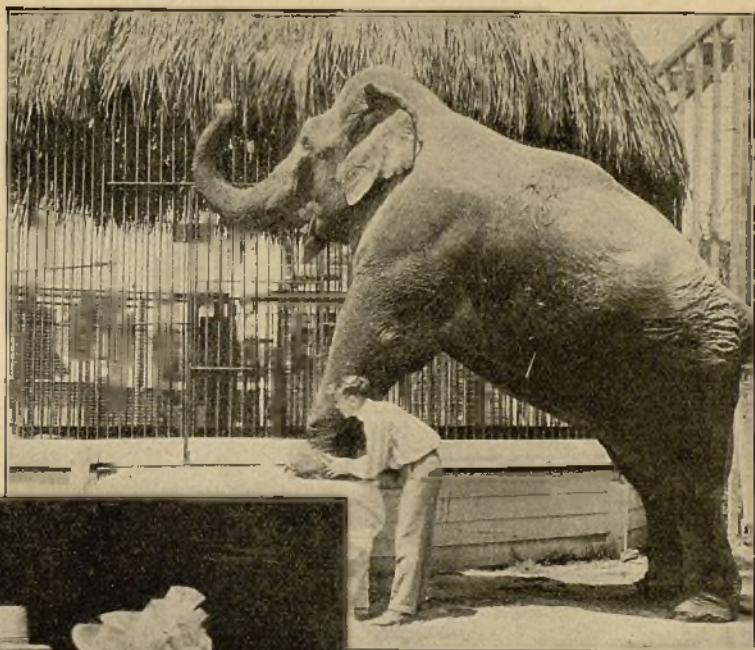
Die berühmte  
holländische Pia-  
nistin Elly Ney  
in New-York  
auf dem Dache  
ihres Hauses.



Modernes  
japanisches  
Theater.  
Szene aus einem  
Drama.







Manicure im Elefantenhaus.



Originelles Duett „Nieder die Liebe“  
aus einer Revue in Berlin.



Jackie Coogan bei einem Besuch  
des Tower in London mit den  
Wächtern, den sog. „Beef-eaters“  
in ihrer altertümlichen Tracht.



# Jeff Peters

als persönlicher Magnet



Jeff Peters war in seinem Leben an so vielen Projekten zum Geldverdienen beteiligt gewesen, als es Rezepte für das Reiskochen in der Wiener Küche gibt. Und von allen konnte er plaudern.

Am allerliebsten hörte ich ihn aber von seinen früheren Tagen erzählen, als er an allen Straßenecken Amerikas Einreibungen und Hustenmittel verkaufte, von der Iland in den Mund lebend, Herz an Herz mit dem Volk, um seine letzte Münze mit dem Schicksal Kopf oder Adler werfend.

„Ich landete in Fisher Hill, Arkansas,“ sagte er einmal, „mit einem hirschledernen Anzug, Mokassins, langem Haar und einem dreißigkarätigen Diamantring, den ich von einem Schauspieler in Texarkana bekam. Ich weiß nicht, was er mit dem Taschenmesser gemacht hat, das ich ihm für den Ring andrehte. — Ich war Dr. Waugh-Hoo, der berühmte indianische Medizinnmann! Ich führte damals nur einen ein-

zigen Schlager mit mir, und das war das „Auferstehungsbittebitterwasser“. Es wurde aus lebenspendenden Pflanzen und Kräutern bereitet, die Ta-qua-la, das schöne Weib des Häuptlings der Choctaw-Indianer, zufällig entdeckte, als sie Gemüse sammelte, um eine Schüssel Hundefleisch für den jährlichen Erntetanz zu garnieren.

Das Geschäft war in der letzten Stadt nicht gut gegangen, so daß ich bloß fünf Dollar besaß. Ich ging zu dem Apotheker von Fisher Hill, und er gab mir ein halbes Schock Hundertgrammflaschen und die Korke dazu — auf Kredit. Die Etiketten und Ingredienzien, die mir in der letzten Stadt übrig geblieben waren, hatte ich in meinem Felleisen. Das Leben begann wieder rosig auszusehen, als ich in mein Hotelzimmer zurückkehrte und das Wasser aus dem Hahn floß und die „Auferstehungsbittebitter“ sich auf dem Tisch nach Dutzenden reihten!



Schwindel? Nein, Sir, 's war um zwei Dollar flüssiger Extrakt von Chinarinde und für 50 Cents Anilin in dem halben Schock Flaschen. Bin Jahre später durch Städte gekommen — und die Leute fragten wieder darnach!

Ich mietete mir am selben Abend einen Wagen und fing an, das Bitterwasser in der Hauptstraße feilzubieten. Fisher Hill war eine tiefgelegene Malariastadt; und ein gemischtes „hypothetisches, pneumoherzstärkendes, antiskorbutisches Tonikum“ war just das, was ich dem Haufen als sein dringendstes Bedürfnis diagnostizierte. Die Magenbitter gingen weg wie geröstete Kalbsmilch bei einem vegetarischen Diner. Ich hatte zwei Dutzend um 50 Cents pro Stück verkauft, als ich fühlte, daß jemand an meinem Rockzipfel zog. Ich wußte, was das bedeutete; so kletterte ich hinunter und drückte eine Fünfdollarnote in die Hand eines Mannes mit einem Neusilberstern auf den Achselklappen.

„Schutzmann,“ sag' ich, „'s ist ein schöner Abend!“

„Haben Sie eine städtische Lizenz,“ fragt er, „um diese gesetzwidrige Essenz, diesen Teufelsdreck zu verkaufen, dem sie mit dem Namen Medizin schmeicheln?“

„Ich habe keine,“ sag' ich, „ich wußte nicht, daß Ihr 'ne richtige Stadt hättet. Wenn ich sie morgen finden kann, so will ich mir eine Lizenz holen, wenns nötig ist.“

„Ich muß Ihre Bude bis dahin sperren,“ sagt der Kerl.

Ich gab den Verkauf auf und ging ins Hotel zurück. Dort sprach ich mit dem Wirt darüber.

„O, Sie werden keinen Staat machen in Fisher Hill,“ sagt er. „Dr. Hoskins, der einzige Arzt im Ort, ist ein Schwager des Bürgermeisters, und die Beiden werden

keinem Schwindeldoktor erlauben, in der Stadt zu praktizieren.“

„Ich treibe nicht Arzneikunst,“ entgegne ich darauf. „Ich habe eine Hausierlizenz vom Staat und löse mir eine städtische, so oft man's verlangt!“

Am nächsten Morgen ging ich aufs Bürgermeisteramt, und man sagte mir, der Herr sei noch nicht aus den Federn. Man wußte nicht, wann er herunterkommen würde. So kauerte sich Dr. Waugh-Hoo wieder in einen Hotelsessel und zündete sich eine Stechapfelregalia an und wartete.

Kurz darauf gleitet ein junger Mann mit einer blauen Krawatte in den Stuhl neben mir und fragt nach der Uhr.

„Halb Elf,“ sag' ich, „und Sie sind Andy Tucker. Ich habe Sie arbeiten gesehen. Waren nicht Sie es, der die große kombinierte Cupido-Packung in den Südstaaten zu Markt brachte? Wart' mal: 's war ein Verlobungsring mit einem Chilediamanten, ein Ehering, ein Kartoffelquetscher, eine Flasche lindernder Syrup und ‚Das Geheimnis der alten Mamsell‘ — alles für 50 Cents.“

Andy freute sich, daß ich mich an ihn erinnerte. Er war ein tüchtiger Straßenhändler; und mehr als das — er respektierte seinen Beruf und begnügte sich mit 300 Prozent Gewinn. Er hatte 'ne Menge Angebote, in die illegitime Arznei- und Gartensamenbranche zu gehen; aber niemals ließ er sich vom geraden Weg locken.

Ich brauchte einen Partner; so kamen Andy und ich überein, miteinander auszu ziehen. Ich erzählte ihm von der Situation in Fisher Hill, und wie faul die Finanzen stünden infolge der lokalen Mischung von Politik und Ricinus. Andy war soeben mit der Bahn angekommen. Er war selber ziemlich pleite und wollte in der Stadt ein paar Dollar sammeln, um in den Werften



durch öffentliche Subskription ein neues Schlachtschiff zu bauen. So gingen wir hinaus, setzten uns in die Halle und sprachen es durch.

Am nächsten Morgen um 11 Uhr, als ich allein im Vestibül saß, schlürfte ein „Blauer“ herein und bat den Doktor, mitzukommen und Richter Banks zu besuchen, der scheinbar der Bürgermeister und ein mächtig kranker Mann war.

„Ich bin kein Doktor,“ sag’ ich. „Warum gehn Sie nicht und holen den Arzt?“

„Meister,“ entgegnete er, „Dr. Hoskins is’ zwanzig Meil’n hinters Land gegangen, um ’n paar Kranke zu besuchen. Er is’ der einzige Doktor in ’r Stadt und unser’m Banks geht’s gewaltig mies. Er schickt mir, Sie zu bitten, Sie wollten so gut sein, Sir, und kommen.“

„Zwischen Mann und Mann,“ sag’ ich, „ein Mann, ein Wort. Ich will gehn und nach ihm sehn.“

So steck’ ich also eine Flasche „Auf-erstehungsbitterwasser“ in die Tasche und geh’ den Hügel hinauf zu des Bürgermeisters Wohnung; das feinste Haus in der Stadt mit einem Mansardendach und zwei gußeisernen Hunden auf dem Rasen.

Dieser Bürgermeister Banks lag der Länge nach im Bett, bis auf seinen Bart und seine Füße. Er gab ’nen internen Lärm von sich, der jedermann in San Francisco in die Parks gejagt hätte. Ein junger Mann stand neben dem Bett und hielt eine Schale Wasser in der Hand.

„Doktorchen,“ sagt der Bürgermeister, „ich bin schrecklich krank! Ich liege im Sterben! Können Sie nichts für mich tun?“

„Herr Bürgermeister,“ entgegne ich, „ich bin kein regelrecht promovierter Schüler von Koch und Virchow. Ich habe niemals ein medizinisches Kolleg besucht — sag’ ich. — Ich bin bloß als Mitmensch

gekommen, um zu sehn, ob ich helfen kann.“

„Tief verbunden,“ sagt er.

„Doktor Waugh-Hoo, dies ist mein Neffe, Mr. Biddle. Er hat versucht, meine Beschwerden zu lindern, aber ohne Erfolg. O Gott! Au-au-au-!!!“ winselt er.

Ich nicke Mr. Biddle zu, setze mich neben das Bett hin und fühle dem Bürgermeister den Puls.

„Lassen Sie mich Ihre Leber sehen — Ihre Zunge heißt das,“ sag’ ich. Dann schlägt er die Lider auf und verdreht die Augen, bis nur mehr das Weiße zu sehen ist.

„Wie lange sind Sie schon krank?“ frag ich.

„Ich mußte mich — au-auweh — gestern Abend hinlegen,“ erwiderte der Bürgermeister. „Geben Sie mir was dagegen, Doktor, wollen Sie?“

„Mr. Fiddle,“ sag’ ich, „ziehen Sie ein wenig die Fensterjalousien auf, nicht wahr?“

„Biddle!“ sagt der junge Mann. „Fühlst du dich imstande, etwas Schinken und Eier zu essen, Onkel James?“

„Herr Bürgermeister,“ erklär’ ich, nachdem ich mein Ohr an sein rechtes Schulterblatt gelegt und gehorcht habe, „Sie haben einen schlimmen Anfall von Hyperentzündung im rechten Klavikel Ihres Spinetts.“

„Guter Gott!“ ruft er stöhnend. „Können Sie ’s nicht mit irgend etwas einreiben oder es einrenken oder sonstwas?“

Ich nehme meinen Hut und gehe auf die Tür zu.

„Sie wollen doch nicht gehen, Doktor!“ sagt der Bürgermeister mit einem Wehgeheul. „Sie wollen doch nicht fortgehen und mich sterben lassen an dieser — Hüftenentzündung meines Spinats, wie?“





~ „Ich sage Ihnen: Die Magenbitter  
gingen weg wie geröstete Kalbsmilch  
bei einem vegetarischen Diner . . .“

„Die gewöhnlichste Menschlichkeit, Dr.  
Whoa-ha,“ sagt da M. Biddle, „sollte Sie  
daran hindern, einen Mitmenschen in der  
Not zu verlassen.“

„Dr. Waugh-Hoo, wenn Sie's heraus-  
bringen,“ sag' ich. Und dann trete ich  
wieder ans Bett und werfe mein langes  
Haar zurück.





„Oh! Haben einen schlimmen Anfall von Hyperentzündung  
im rechten Klavikel Ihres Spinetts.“

„Herr Bürgermeister,“ sag ich, „es gibt nur eine Hoffnung für Sie. Arzneien werden Ihnen nichts nützen. Aber es gibt noch eine stärkere Macht, obschon Arzneien stark genug sind.“

„Und was ist das?“ fragt er.

„Wissenschaftliche Demonstration,“ sag' ich. „Der Triumph der Seele über Sarsaparilla. Der Glaube, daß es weder Schmerz noch Krankheit gibt, außer den Schmerzen, die entstehen, wenn wir uns nicht wohl fühlen. Erklären Sie sich für rückständig. Demonstrieren Sie!“

„Was ist das für ein Firlefanz, von dem

Sie sprechen, Doktor,“ sagt der Bürgermeister. „Sie sind doch kein Sozialist, wie?“

„Ich spreche von der großen Lehre des psychischen Finanzierens, von der erleuchteten Schule der distanzierten, unterbewußten Behandlung von Trugschlüssen und Hirnhautentzündung — von diesem wundervollen häuslichen Sport, bekannt als persönlicher Magnetismus.“

„Können Sie 's machen, Doktor?“ fragt der Bürgermeister.

„Ich bin einer von den alleinigen Sanhedrims und sichtbaren Hopplas des inne-



ren Heiligtums," sag' ich. „Die Lahmen reden und die Blinden tanzen, wenn ich ihnen meine Hand auflege. Ich bin ein Medium, ein Koloratur-Hypnotiseur und ein Herr der Geister. Nur durch mich gelang es, daß bei den jüngsten Séancen in Ann Arbour der verstorbene Präsident der Essigbitterwassergesellschaft auf die Erde zurückkehren konnte, um mit seiner Schwester Jane zu sprechen. Sie sehen mich auf der Straße Medizinen an die Armen verhandeln. Ich praktiziere keinen persönlichen Magnetismus an ihnen. Ich werfe ihn nicht dem schnöden Mammon vor die Füße — sag' ich — denn jene haben keinen Mammon.“

„Wollen Sie meinen Fall behandeln?“ fragt der Bürgermeister.

„Sehen Sie," sag' ich, „ich hatte überall, wo ich war, eine Menge Scherereien mit medizinischen Gesellschaften. Ich praktiziere nicht. Doch um ihr Leben zu retten, will ich Sie psychisch behandeln, wenn Sie als Bürgermeister einwilligen, die Lizenzfrage beiseite zu lassen.“

„Selbstverständlich," sagt er. „Und nun los, Doktor, denn die Schmerzen kommen wieder.“

„Mein Honorar ist 250 Dollar, Heilung garantiert in zwei Behandlungen.“

„In Ordnung," erwidert der Bürgermeister. „Ich bezahl's. Schätze, mein Leben ist soviel wert.“

Ich setze mich neben das Bett und blicke ihm unverwandt in die Augen.

Fortsetzung auf Seite 148



„... Ich meine ... es wäre besser ... Du nimmst sie ab ... he ...?“



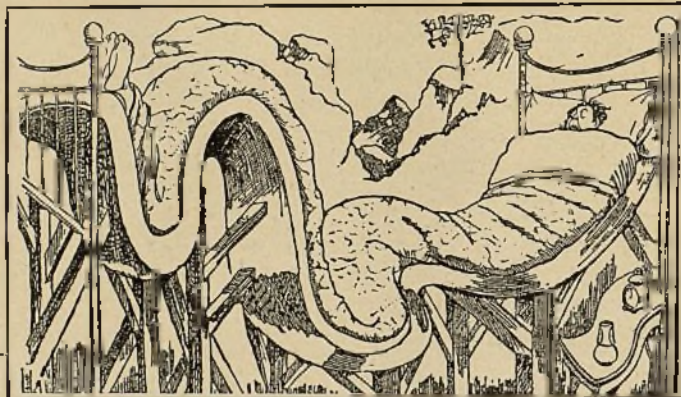
# Humor des Auslandes

\*

— „Wie war dir denn zumute, als du neulich bei dem Bootsunglück beinahe untergingst? Zogen da all deine Sünden noch einmal blitzartig an dir vorüber?“

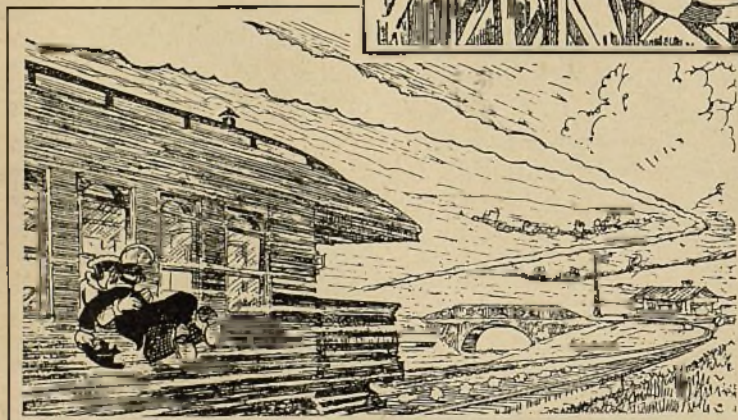
— „Nee, so lange war ich ja gar nicht im Wasser!“

\*



Bedrückender Traum nach einem Abend im Lunapark  
(London Opinion)

\*



Halt fest, Schatz! Ich glaube, der Zug fährt schon . . .  
(Life)



Die Vermieterin: „Nu ja, die Küche is man 'n bisken kleen; aber bei die hohe Miete werden die Herrschaften woll ood nur wenig kochen können.“

(Journal des Débats)



Auf der Weltausstellung in Wembley:

„Sieh mal, das ist entschieden der reizendste Bubikopf, den ich bisher gesehen.“

(Punch)









**Uraltetes  
Lavendel-Wasser**  
DER ZARTE, KÖSTLICH ERFRISCHENDE WOHLGERUCH

PARFUMERIE  
**GUSTAV LOHSE**  
BERLIN

GEG. R.  1831

## DER DAMENSPIELER

Fortsetzung.

ihrer Verteidigung vorbringen. Ich schreite zur Verhandlung.“

Jefferson Laoue und Henry Tomlin, rückfällige Sünder, wurden zu drei Monaten in der Strafanstalt verurteilt und hörten ihr Urteil ohne ein Zeichen der Erregung.

„Louie Poe,“ rief der Richter, „Ihr Fall ist von allen fünf den ernsthaftesten. Sie sind in der Opiumhöhle eines gewissen Li Tschang festgenommen worden, bewußtlos, die Pfeife in der Hand. Ferner hat man bei Ihnen ein Bündel chinesischer Lotteriescheine konfisziert. Wissen Sie nicht, daß auch dies ein schlimmes Vergehen bedeutet? Was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung vorzubringen?“

„Gegen die erste Anklage gar nichts, Euer Ehren,“ erwiderte Lucy Po mit sehr leiser Stimme. „Aber im zweiten Punkte bin ich unschuldig. Dies sind keine Lotterietickets, sondern Uebersetzungen englischer Gedichte.“

Der Richter starrte auf die Handschrift. „Sergeant Payne,“ rief er, „sind das Lotteriescheine oder nicht?“

„Sie sehen den gewöhnlichen Scheinen nicht ähnlich, Euer Ehren,“ äußerte der Beamte, indem er die senkrechten Reihen dunkler Schriftzeichen musterte. „Aber die Chinesen sind neuerdings sehr schlau geworden und ändern das Aussehen der Scheine auf jede mögliche Art. Ich bin ziemlich sicher, daß es Lotteriescheine sind.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ sagte der Richter. Dann wandte er sich an Lucy Po. „Haben Sie Freunde oder Verwandte, die eine Kautions für Sie erlegen können? Sie scheinen mir noch sehr jung.“

„Ich besitze weder Freunde noch Verwandte,“ entgegnete der junge Mensch, „und habe nur den einzigen Wunsch, daß man mir meine Gedichte zurückgeben möchte.“

„Es ist Brauch, alle beschlagnahmten Lottoscheine zu vernichten. Da keine Kautions



geboden wird, ist es meine Pflicht, auf die vom Gesetz vorgeschriebene Strafe zu erkennen, und soweit beschließt das Gericht: Luie Poe wird zu zwei Monaten Zwangsarbeit in San Quentin verurteilt."

Luey Po rührte sich nicht. Die bühnengewohnten Züge verrieten keinerlei Gemütsbewegung. Sein einziger Gedanke galt dem „Palast der tausend Lichter“.

„Ich bitte Euer Ehren, die Wahrheit wegen dieser Papierstreifen feststellen lassen zu wollen. Es sind Gedichte, Euer Ehren — sie sind mein Lebenswerk.“

Richter Bentham ließ sich nicht dazu herab, eine Antwort zu erteilen. „Der nächste Fall!“ rief er in kurzem, scharfem Tone.

Ein Polizist bedeutete Luey Po, von den Schranken wegzutreten. Als der junge Mann gehorchte, fiel das Auge des Richters plötzlich auf seine Gestalt. Irgend etwas an diesem Hut, an diesem Mantel kam ihm so bekannt vor. Es wurde ihm im Augenblicke klar: Dieser Mantel, dieser Hut erinnerten ihn an — ja, sie gehörten seiner Tochter! Er selbst hatte sie ihr geschenkt.

„Ruft die Gefangene zurück!“ befahl er mit lauter Stimme.

Im Saale herrschte alsbald Schweigen. Abermals stand Luey Po vor dem Richterstuhl.

„Der Hut, der Mantel, den Sie tragen — woher stammen sie?“ fragte der Richter in strengem, dringendem Ton. Luey Po schwieg.

Bentham wiederholte seine Frage noch lauter und schroffer. Luey Po erhob das Haupt.

„Ich habe sie nicht gestohlen, Euer Ehren. Sie stammen aus der Chinesenstadt.“

„Sergeant, lassen Sie die Gefangene ihren Hut und Mantel ablegen, und reichen Sie mir die Gegenstände herauf.“

Der Sergeant nahm Luey Po den langen, kostbaren Mantel ab, der seine Armut so wirksam verhüllt hatte. Der Knabe stand in seinem blauen Drillichgewand und den weiten chinesischen Hosen da.

# Steckenpferd Seife

für zarte  
weiße Haut





Ein Murmeln der Verwunderung lief durch den Saal. Die weiblichen Züge, das lange Haar ließen das Geschlecht des Gefangenen ungewiß erscheinen. Der Richter warf einen rügenden Blick auf die Anwesenden.

Er prüfte die Geschäftsmarke am Mantel, den ihm der Sergeant gereicht hatte. Er las den Namen der Konfektionseuse seiner Tochter. Sein Gesicht glich einer eisernen Maske.

„Der Fall beginnt kriminell zu werden,“ sagte er. Er richtete seine erbarmungslosen Augen auf Luey Po und nahm nun dessen Verwandlung wahr.

„Wer und was sind Sie? Was ist das für eine Verkleidung?“

„Ich heiße Luey Po,“ erwiderte der Jüngling ruhig. „Ich bin nicht verkleidet — jetzt nicht. Ich bin ein Mitglied des chinesischen Theaters.“

Und um die Schmach seines Geständnisses gleichsam auszulöschen, setzte er hinzu:

„Und ein Dichter.“

Seine Erscheinung und sein tadelloses Englisch brachten den Richter ein wenig aus dem Konzept.

„Wie schreiben Sie Ihren Namen?“ fragte er mit einem Blick auf die Liste der Angeklagten. „Sind Sie Chinese oder Weißer? Mann oder Weib?“

„L-u-e-y P-o,“ erwiderte der junge Mensch. „Ich bin weder Chinese noch Weißer. Ich bin beides. Ich bin bei Tage ein Mann und abends ein Weib.“

Er sagte es mit einer gewollten dramatischen Betonung, als ob er Verse auf der Bühne zu sprechen hätte.

„Wie gelangten Sie in den Besitz dieses Hut und Mantels?“

Jetzt erwachte all die von mongolischen Ahnen ererbte Schlaueit und Berechnung und drängte sich in Luey Po's Gewissen. „Sage, du hast sie gefunden“, flüsterten ihm diese feinen Stimmen zu.

Aber die Lehren seiner Mutter ver schlossen ihm den Mund, verboten die Lüge. Doch die Wahrheit zu sagen, bedeutete eines

anderen Verderben. Da entsann er sich einer edlen, selbstaufopfernden Unwahrheit, von der in einem jener Gedichte, die er übersetzt hatte, erzählt ward. Das war der Weg, den er gehen mußte.

„Ich fand die Sachen in einem Zimmer — in einem Teehaus im Chinesenviertel — ich nahm sie, als keiner dabei war.“

Die Züge des Richters erhielten den Ausdruck einer grimmigen Befriedigung.

„Schreiber,“ sagte er, „nehmen Sie gegen den Gefangenen, dessen Name falsch geschrieben war, zwei weitere Anklagen zu Protokoll: Gemeiner Diebstahl und Maskerade in Frauenkleidern. Ersteren hat der Gefangene eingestanden, das andere Vergehen bedarf keines Beweises. Das frühere Urteil ist aufgehoben. Das Gericht beschließt, daß Luey Po, Chinese, Berufsschauspieler, zu zwei Jahren Zwangsarbeit in San Quentin zu verurteilen ist.“

Luey Po blickte ruhig vor sich hin. Mochte sein Schweigen als Bestätigung seiner Schuld erscheinen — was lag daran?

Sein Entschluß, die Tochter des Mannes, der über ihn den Stab brach, um jeden Preis zu retten, blieb unerschütterlich.

Stumm folgte er dem Beamten. Die letzten Worte, die er vernahm, fielen von des Richters Lippen:

„Der nächste Fall!“ ...

Als Richter Bentham an diesem Abend in sein elegantes Heim auf der Pacific-Höhe zurückkehrte, suchte er sogleich seine Tochter auf.

„Madeline,“ sagte er, „wie erklärt es sich, daß du gestern Abend spät ohne Hut und Mantel nach Hause gekommen bist?“

Das Mädchen wurde blaß.

„Vater, — ich hatte Einkäufe zu machen — in der Chinesenstadt. Ich...“

„Ja, du bist sehr unvorsichtig gewesen. Du legtest deine Sachen in einem Teesalon ab, und da wurden sie gestohlen, nicht wahr? Ich hatte heute den Dieb vor mir — er — sie — er vielmehr — trug deinen Hut und Mantel. Er gab sich für einen Schauspieler am





*Am Teetisch.*



# MONTBLANC-FÜLLHALTER

## Warum sollen Sie einen Füllhalter gebrauchen?

Es ist eine sonderbare Erscheinung: In Amerika gebraucht fast jeder Mensch einen Füllhalter; in Deutschland dagegen betrachtet man den Füllfederhalter als einen Gegenstand, der

vielleicht für Schriftsteller oder Kaufleute praktisch, jedoch für den gewöhnlichen Gebrauch des Einzelnen, der ab und zu schreibt, zu teuer sei.

Schreiben Sie mit einer Stahlfeder, so bemerken Sie, wie die Feder kratzt; Sie müssen fünfmal in der Minute die Feder in das Tintensäß tauchen. Ihr Brief sieht, je nachdem ob viel oder wenig Tinte in der Stahlfeder war, wie aus lauter Absätzen bestehend aus. Tinte u. Feder müssen sehr oft erneuert werden; auch ermüdet die Hand sehr leicht.

In dem Füllfederhalter befindet sich eine Goldfeder, die zu ihrer Haltbarkeit mit Iridiumpunkten versehen ist. Entsprechend der Materialeigentümlichkeit des Goldes und durch den besonderen Herstellungsprozeß ist die Goldfeder schmiegsam und elastisch. Sie schreibt sich nach jeder Hand ein und bleibt dann so jahrelang in ihrem guten Zustande. Der Füllhalter ist ein treuer Begleiter. Überall, wo Sie sind, ist auch er. Gegen sein Verlieren schützt Sie eine Sicherheitsvorrichtung. Es gibt Füllfederhalter, die von außen ordentlich gut wirken und die zu einem verhältnismäßig billigen Preis zu kaufen sind. Ein Füllfederhalter aber soll folgende Bedingungen erfüllen:

1. daß er in jeder Lage tragbar ist, ohne daß bei Hitze oder Kälte oder sonstigen Einflüssen auch nur der geringste Teil von Tinte auslaufen kann,
2. daß die Goldfeder so gut gearbeitet und mit so gutem harten Iridium versehen ist, daß die Feder wie Quecksilber über das Papier läuft,
3. daß der Füllhalter 20 Jahre und auch länger brauchbar ist.

Ein guter Füllfederhalter, selbst wenn er teuer ist, stellt auf die Dauer das billigste Schreibinstrument der Welt dar. / Alles dieses erfüllt »Montblanc«, darum kaufen auch Sie ihn



chinesischen Theater aus — fast ein Knabe noch — ein Mischling. Man hat ihn in einer dieser fluchwürdigen Opiumhöhlen erwischt. Er hatte einen Haufen Lottozettel bei sich, von denen er behauptete, es seien Gedichte. Ein schlimmer Fall — ich habe ihm das volle Maß zugeteilt — aber was ist dir, Madeline?“

Das Mädchen hatte sich aufgerichtet, einen kurzen Schrei ausgestoßen — dann war sie in ihren Stuhl zurückgesunken. Der Richter eilte aus dem Zimmer und rief nach seiner Frau.

Madeline Bentham schlich sich zu ihrem Bett und brach dort in einem unbezähmbaren Krampf der Scham und der Betrübniß zusammen. So fand sie ihr Vater, als er mit Frau Bentham zurückkehrte.

Am nächsten Tage erschien Bentham wieder im Gerichtssaal, aber er sah sehr alt, sehr müde und sehr traurig aus. Der harte Zug um seinen Mund hatte merkwürdig nachgelassen. Seine Stimme, sonst so fest und volltönend, war leise geworden und zögerte sogar hie und da, als er die mildesten Urteile fällte, die das Gesetz zuließ. An diesem Tag erschien ein fremder Herr, der mit dem Richter gut bekannt sein mochte, vor Gericht und bot für die Freilassung Luey Po's eine Kautiön an.

Luey Po ist auf den Brettern des chinesischen Theaters in San Franzisko nicht mehr gesehen worden.

Ein Jahr danach kündigte ein Verleger im chinesischen Lokalblatt die Uebersetzung der Gedichte Longfellows in die Sprache des „Reiches der Mitte“ an.

Ihr Titel war „Der Palast der tausend Lichter“, und auf der ersten Seite las man die Worte: „Gewidmet dem Andenken meiner unvergesslichen Mutter und meinem verehrten Gönner, dem Richter Bentham.“



## VOM NEGERDORF ZUR PHILHARMONIE

Fortsetzung.

Strauß erinnert. Auch hier hören wir die feierliche Prozession, die ernsten Gelehrten, denen Till Eulenspiegel plötzlich die Zunge herausstreckt. Auch die kurzen, tief ernsten seelischen Anwandlungen Tills, die in ein himmlisches Gassenhauer-Thema umschlagen, erinnern daran. Ist das nicht derselbe Geist, und ist das nicht im Grunde auch derselbe Geist, der unsere ganze Zeit erfüllt?

Nachdem die Jazzband so einmal im vollen Klang die eigentliche Originalmelodie gebracht hat, ist es, als ob sie sagen wollte: „So, hoffentlich ist euch das Thema gut ins Ohr gegangen, merkt es euch gefälligst, und jetzt paßt einmal auf, was man alles daraus machen kann!“ Nun folgt eine ganze Anzahl von Variationen über den Refrain, bei denen aber — und dies übersehen viele Zuhörer — stillschweigend vorausgesetzt wird, daß das ursprüngliche Thema allen deutlich im Ohr ist, ja, so deutlich, daß es nur gestreift, nur angedeutet, nur karikiert zu werden braucht. Viele schlechte Kapellen kennen hierin keine Steigerung. Sie fangen gleich an zu verzerren und absichtlich unkenntlich zu machen. Während gute Kapellen und gebildete Kapellmeister sorgfältig abwägen und sich von der einfachen melodischen Linienführung erst allmählich immer mehr entfernen. Natürlich hängt es wieder vom Bearbeiter ab, jedesmal dem Charakter des Stückes angepaßte Variationen zu finden. So habe ich z. B. vier verschiedene Grammophonaufnahmen desselben Musikstückes „The Sheik“, die alle durch die Bearbeitung fast gänzlich andere Stücke darstellen (der Komponist tritt mehr und mehr in den Hintergrund). Am interessantesten ist wieder die Platte von Whiteman. Er bringt zuerst das breite Thema in langen Noten und breiter Kantilene vom Saxophon vorgetragen:



*Innen-Aufnahmen ohne  
Blitzlicht!*

*Nacht-Aufnahmen  
Bühnen-Aufnahmen*

während der Vorstellung bei normaler Beleuchtung ermöglicht allein die unübertroffene

**ERNEMANN  
„ERMANOX“**

mit

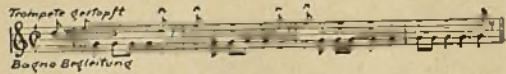
**ERNOSTAR 1:2,0**

Diese fabelhafte Camera erschließt ein Wunderland der Photographie; dabei ist die Camera klein, handlich und unauffällig im Gebrauch. Druckschriften durch jede Photohandlung oder kostenfrei direkt.

**ERNEMANN-WERKE A.G.**  
PHOTO-KINO-WERKE OPTISCHE ANSTALT  
DRESDEN 122

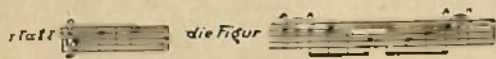


Bei der Wiederkehr übernimmt es die gestopfte Trompete, die in kurzem Stakkato das Thema witzig auf seine wesentlichsten Bestandteile reduziert:



(Man achte auch auf den reizvollen Rhythmuswechsel der Banjobegleitung im Takt 3 und 4.) Es ist ganz ungeheuer, wie aufreizend und gut hier die langen Pausen der Trompete wirken (vergl. Takt 3 und 4). Man kann hier geradezu von einer Musik der Pause sprechen, da wir durch das Erinnerungsvermögen unseres Ohres die Saxophonlinie doch durchhören.

Nachdem das Thema nun ein paarmal in die Tiefe der Baßinstrumente hinabgetaucht ist und alle möglichen melodischen Variationen erfahren hat, z. B.:



wobei also nur zwei Noten ernst zu nehmen sind, und die anderen im Gegensatz zu der Art der Trompete nur füllen sollen, bringt kurz vor dem Schluß das Saxophon das Thema so reduziert wie möglich:



(wieder mit anderer interessanter rhythmischer Begleitung), um dann nach dieser kurzen Andeutung mit cinemmal in einen breiten choralartigen Hymnus abzubiegen und zu schließen. Uebrigens ist dieses Variieren desselben Themas, dieses Fangballspielen mit der Melodie, besonders aber die Betonung von rhythmischen Varianten wiederum typisch exotisch, da ja bei den Primitiven die Musik vielfach lediglich als Zeiteinteilung, als hörbare Uhr fungierte.

Zum Schluß möchte ich noch auf eine andere Entwicklungsmöglichkeit hinweisen, die, wiederum mit gutem Instinkt, die Jazz-

band selber uns gezeigt hat. Vor etwa zwei Jahren hat Paul Whitman, der mittlerweile bekanntlich über 16—20 Kapellen in New York verfügt, die er ausbildet und vermietet, ein Konzert mit etwa 200 Jazzband-Musikern in der Carnegie-Hall, dem größten und vornehmsten Konzertsaal New Yorks, gegeben, und auch Jean Wiener hat im „Salle des Agricultures“ in Paris eine solche Veranstaltung im kleinen nachgeahmt. Leider haben beide aus Mangel an einem geeigneten Repertoire nur ihre Shimmys, Foxtrotts und Blues gespielt. Whitman in echt amerikanischer Aufmachung. Dabei waren alle Musiker terrassenförmig aufgebaut und in völlig weiße Anzüge gekleidet. Diese weißen Anzüge wurden nun durch einen Scheinwerfer, je nach der Stimmung des Stückes, rot, blau, grün usw. gefärbt, oder, wenn ein Instrument ein Solo hatte, so wurde der Spieler, z. B. ganz grell gelb, beleuchtet, während alle anderen rot waren.

Vor kurzem hat in New York die „Blues Rhapsodie“ ein ungeheures Aufsehen erregt. Diese Rhapsodie vereinigt eine Anzahl Original-Negermelodien zu einer rhapsodischen Komposition. In dieser Richtung haben, wie erwähnt, auch schon verschiedene andere Komponisten gearbeitet. Eric Satie schrieb ein Ragtime in seiner Pantomime „Parade“, Strawinsky, Hindemith, Milhaud und viele a. m. schrieben Rags und Shimmys mit ganz modernen Harmonien und atonalen Einfällen. Doch fehlt noch der entschiedene Schritt in dieser Richtung, nämlich, daß die Kompositionen auch von richtigen Jazzbands aufgeführt werden. Denn darüber wollen wir uns klar sein: Wenn einmal die modernen Komponisten, deren es ja erschreckend viele der Zahl nach gibt, den Stil und den Rhythmus dieser im Exotischen wurzelnden Musik innerlich erlebt und erfaßt haben, können ihre Kompositionen nicht von unseren hervorragenden, aber geistig anders gerichteten philharmonischen Orchestern und ihren Dirigenten aufgeführt werden, sondern eben nur von hoch entwickelten Jazzbands.



**DIE ZWECKE AM ABSATZ  
DER DEUTSCHE SCHUH...**

# Der fesche Schuh

Treue Freundinnen sind selten! „Mella“-Schuhe haben sich ungezählte treue Freundinnen erworben. „Mella“-Schuhe sind führend für die internationale Schuhmode und vollendet in der Paßform. „Mella“-Schuhe zeigen zu jeder Jahreszeit die neuesten Modelle und entzücken das Herz jeder feschen Frau. „Fesche Frauen tragen „Mella“-Schuhe.“ Die „Mella“-Schuhfabrik G.m.b.H., Erfurt ist die erste Spezial-Schuhfabrik für Damen-Luxusschuhe im Ago-Verfahren.







*Zwei Damen kauften Schuhe ein,  
Die eine, die fiel tüchtig rein,  
Die andere, die war weiser,  
Die kaufte sie bei Leiser*

## DAS LAND, WO MAN ZEIT HAT

Fortsetzung.

Der Europäer, der Amerikaner schimpft. Er wettet. „Vorwärts,“ ruft er, „schneller!“ Der chinesische Diener, der Mann auf der Straße, der Verkäufer im Laden sieht ihn nur freundlich lächelnd an. „Warum schimpfst du, fremder Herr, warum eilst du so? Nicht drängeln, du bekommst deinen Teil schon.“ — Geduldig warten die Menschen in den Kaufläden, in den Schenken, auf den Märkten und in den Teehäusern. Sie schlürfen ihren Tee und beobachten blinzelnd den Nachbarn. Was will er? Welches Geschäft hat er? Jeder Chinese hat ein Geschäft. Es gibt keine Nichtstuer. Jeder ist ein bewußtes Partikelchen des Ganzen. Keine Eile! Und siehe da, am Schluß geschieht doch alles, was man haben will, und oft genug muß sich der Europäer, der Amerikaner bitter lächelnd eingestehen, der gelbe Mann hat Recht gehabt!

Der tote Mann in China wird unter dem prächtigen roten, bunt gestickten Baldachin von 20, 40, 60 Trägern zur letzten Ruhe getragen. Voran tönt der Gong, der anzeigt, ob die lange Karawane von Ehrentafelträgern, von psalmodierenden Bonzen und Priestern rasten oder vorwärts schreiten soll. Klipp, klipp, klipp, tönt das Klangholz. Beng, beng, macht dumpf der Gong. Der Führer mit der merkwürdigen, roten phrygischen Haube läßt halten. Das ungeheure Gebäude des Katafalques wird niedergesetzt. Die Träger hocken nieder. Die Tee- und Kuchenverkäufer, die Garküchenhändler eilen herbei. Man macht ein Schwätzchen, man raucht, man trinkt, man ißt. Auch der Tote hat keine Eile, zum letzten Ruheplatz zu kommen, bei Sonnenuntergang ist er sicher auf seinem Platz angelangt. Der Chinese weiß, daß er doch eines Tages sterben muß. Wollen es die,



die über Leben und Tod bestimmen, daß er frühzeitig dahingeht, so kann er es nicht ändern. Also keine Hast. Liegt er erst einmal in seinem drei-, fünf-, zehnfach lackierten Sarg aus Pappelholz, so ist es doch vorbei. Das Klagegeschrei der Frauen, die offen zur Schau getragene Trauer des auf beiden Seiten gestützten, in weiße Gewänder gehüllten Sohnes ist nur Form. Man zeigt seine Gefühle nicht. Wer aufwallt, hastet, schimpft, hat keine Sitten. Darum verachtet uns der Chinesen, weil wir uns nicht beherrschen können.

China, das Volk der 400 Millionen, hat eine bewußte Kultur, nicht den europäisch-amerikanischen Firnis des Lackschubs und des Modefracks, der gesellschaftlichen Lüge, der stenographierenden Sekretärinnen, des Radios und des Rundfunks. China ist wirklich durchzivilisiert. Bei ihm steht alles in Beziehung zueinander, der Mensch zu der Familie, das Haus zu dem Garten, zu der Straße. Kaum betritt man das Land, so erfaßt einen die Größe, die Weitläufigkeit, die Unendlichkeit desselben. Wenn man am Tor klopft und Einlaß fordert, so braucht es Zeit, bis man durch die Tore, die Hallen, die Gänge, die Höfe wirklich den erreicht hat, den man sprechen will. Der Torhüter hört das Klopfen. Es rührt ihn wenig. Er hockt auf seinem Ofenbett oder sitzt an seinem Tisch ruhig, sinnend. Wozu eilen? Ich glaube, darin drückt sich wirklich Kultur aus. Völker älterer Zivilisation als der unsrigen sind auch ruhiger, gemessen. Warum gilt das zu hastige Sprechen bei uns als unvornehm? Warum zeigt der Kavalier alter Schule jene vornehme, unsagbare Ruhe, die oft fast beleidigend wirkt. Das ist es, was die Chinesen im ganzen Volk erreicht haben. Darum sind sie uns über. Darum sind sie glücklicher.



*Rosige  
Wangen  
Liebreiz u. Anmut  
für Damen mit  
bleichem Teint*

*Ein hübsch Gesicht mit rosigen Wangen  
Das muss ein eigner Zauber sein  
Zu diesem können Sie gelangen  
Durch „Rose Pon Pon“ ganz allein  
Beacht' den Namen, kauf das Rechte  
Nur Marke „Reichert“ ist das echte*

*Reichert's  
„Rose Pon Pon“  
Natürliches Wangenrot*

*37<sup>n</sup> Flakons  
a M1- in allen besseren Parfümerien,  
Drogerien und Salons erhältlich*

**W. REICHERT G. M. B. H.**  
**BERLIN-PANKOW**

*Zweigfabriken:  
Düsseldorf: Neusserstrasse 32  
Bodenbach i. Bohmen: Leipnitzstrasse  
Wien III/4; Hauptstrasse 145*

CIBULKA





**Ihre Füße**  
müssen gepflegt werden  
**Ein Kukirol-Fussbad**  
reinigt die Füße gut, stärkt Muskeln, Nerven  
u. Sehnen u. erfrischt somit den ganzen Körper.



## BEGEGNUNG

Fortsetzung.

Nankinghose, sein karmesinroter Atlasschlafrock und seine Nachtmütze. Sogar seine goldgefaßte Brille fehlt nicht, sie fängt das Flackerlicht der Kerze spiegelnd auf und verbirgt zwei helle, wache Tieraugen. Uebrigens ist der Mann jetzt bartlos bis auf zwei schmale, korrekte Streifen neben den Ohren, sogenannte Koteletten, er hat einen großen und scharf konturierten Mund enthüllt, und er schneidet das richtige, säuerliche Hofratsgesicht. Und in dem echten, raunzigen, nasalen Hofratsston sagt er: „Was gibt's denn da für ein Krawall? Was wolln denn Ihre Leut da mitten bei der Nacht, Wachtmeister?“

„Verzeihen der Herr Hofrat.“

„Aldann rapportierens gschwind. So ein Krawall! Wann man grad todmüd vom Ballhausplatz kommt und schlafen möcht.“

Und der Wachtmeister versinkt sofort in Servilität und Vorschriftsmäßigkeit, er hat eine Hand am Helm und die andere an der Hosennaht, und er macht seinen Rapport, und er wiederholt seine Erzählungen von dem Flüchtling und dem angeschossenen Posten, und er entschuldigt sich wegen der Hausdurchsuchung, und er stiert dem falschen Hofrat mit seiner starren Untergebenenmiene ins Gesicht.

Aber die Baronin ist da hinten auf ihren Beltrand hingefallen, ganz erschöpft, ganz ausgeleert, ganz verstrickt in Dinge, die nicht mehr aufzuhalten sind. Kann sie denn jetzt noch die Wahrheit sagen? Kann sie vielleicht noch diesen flüchtigen Verbrecher entlarven? Kann sie aufstehen und hingehen und laut sagen: Das ist gar nicht mein Mann, das ist nicht der Hofrat von Wellisch? Verhaftet ihn, schleppt ihn fort, sperrt ihn ein, hängt ihn auf, diesen Menschen da?

Ach nein, das kann sie nicht, sie hat ja Angst um ihn, um diesen Wildfremden, solche Angst, als wenn er ihr ganz nahestünde. Er ist in sie eingedrungen mit seinem Fieber,

mit seiner Abenteuerlichkeit, mit dem Griff seiner Hände, mit der Wendung seines Nackens, mit seiner Stimme, die von Tod und Freiheit spricht. Sie spürt es, wie er danach hungert, frei zu sein und zu leben, ach, sie selbst spürt zum ersten Male diesen Geschmack des Lebens in ihrer Kehle, diesen scharfen, süßen und brennenden Hunger: zu leben, zu erleben, um jeden Preis ...

Aber während die Baronin auf ihrem Beltrand saß und in tiefer Verworrenheit zu dem Mann hinstarrte, der da um sein Leben diese Farce spielte, erschrak sie heftig. Der Mann, der Mensch sprach mit dem Wachtmeister, er hatte die richtige Hofratshaltung, eine Hand rückwärts im Kreuz und die andere vor sich auf der Stuhllehne. Und an dieser Hand glänzte es, da war der Ring, der sonderbare Ring mit dem Totenkopf, dieser Ring, den kein Hofrat trug, der am Ende der Gendarmerie bekannt war als das Abzeichen einer schrecklichen Gesellschaft von Verschwörern und Verbrechern.

Die Baronin dachte dies gar nicht zu Ende. Sie stand auf einmal auf, sie selbst wunderte sich darüber, und ging zu dem Menschen hin, sie legte ihren Arm in den seinen, ganz wie eine kleine zärtliche Ehefrau, und während die Wärme und das unterdrückte Beben seines Körpers in sie hinüberfloß und sie mit Mitleid erfüllte, legte sie ihre kleine Hand auf die seine, ganz sanft, ganz still.

Jetzt war der Ring zugedeckt.

Nachher wickelte sich alles glatt ab. Die Zimmer wurden nochmals flüchtig abgesucht; der Herr Hofrat selbst führte die Gendarmen, er schenkte sogar jedem Mann eine Zigarre aus der Schachtel, die neben dem Schachbrett stand. Er belobte den Wachtmeister wegen seiner vorschriftsmäßigen Diensterfüllung. Er erkundigte sich, ob es nicht gut wäre, einen Posten in der Nähe zu lassen; aber das mußte der Wachtmeister leider verneinen, weil er zu knapp an Leuten war. Und dann salutierte er und gab den Rat, doch alles fest zu verschließen, und dann zog er ab.





# Plastica

der beste auf  
der Haut zu tragende  
Büstenhalter

Die Brustabnäher verhindern ein Gleiten der Büste in der Bewegung, speziell bei Tanz und Sport.

Der ges. geschützte  
dehnbare Rückenverschluß  
gibt der Erweiterung des Brustkorbes  
beim Einatmen nach. Der schmale  
Rücken ist besonders vorteilhaft für  
die heutige Mode der durchsichtigen  
Blusen und ausgeschnittenen Kleider.

Alleinige Fabrikanten:  
**LOBBENBERG & BLUMENAU**  
Köln, Zeppelinastraße 9 – Berlin, Leipziger Straße 73-74

Die beiden Menschen blieben zurück und bewegten sich nicht, bis die weichen, dumpfen Laute der Pferdchufe ganz über die Wiesen fort verklungen waren. Ihr Arm lag noch in dem seinen, ihre Hand deckte noch immer seine Hand und den silbernen Ring zu. Es war eine ungekannte Süßigkeit darin, so dazustehen, zu warten, nichts zu tun, alles geschehen zu lassen. Erst als es ganz still geworden war, und wieder nur der Wind draußen einmal die Kastanienblätter bewegte, löste Hortense sich sanft von dem Mann. Sie spürte jetzt Tränen still und sehr erleichternd aus ihren Augen rinnen; sie wußte aber nicht, daß sie weinte, sie war nur sehr müde.

„Du weinst ja, Frau,“ flüsterte der Mann später; „weinst du um mich?“

Sie gab keine Antwort. Und plötzlich war es wieder da, das Heiße, Erschreckende, Taumelnde, das sie so sehr verwandelt hatte. Plötzlich lag er wieder vor ihr, stöhnte, stammelte, umfaßte sie, ihre Knie, ihre Schenkel, ihre Schultern, zog sich an ihr empor, umschlang sie ganz.

Zuerst wehrte sie sich, und dann wehrte sie sich nicht mehr.

War es Liebe, was da so stark und plötzlich über die beiden hereinbrach? Oder war es nur das Abenteuer, war es ein Fieber oder ein Gefühl, Todesangst oder Lebenshunger, Verdursten oder Ertrinken? Ach, es war alles zusammen, es war ein Kreisen, ein Weg-sinken, ein Untergehen und ein großes Selig-sein, das dennoch wehtat, wie die Liebe wehtut.

Und es waren Lippen auf Hortensens Lippen, von denen sie zum ersten Male den brennenden und verzehrenden Geschmack des Lebens trank.

Zusammengepreßt in die Stunden dieser einen kurzen Septembernacht empfing die junge Baronin von Wellisch alles, was einer Frau das Leben zu geben hat. Als der Mond aufging, abends, war sie ein unerwecktes, törichtes kleines Mädchen gewesen. Sie war eine wissende, leidenschaftliche und glückselige Frau, als er unterging.



Die Kerze war längst erloschen, am Himmel draußen war mit grünem und rotem Schein die letzte Rakete des fernen Feuerwerks verzuckt, die Stunden glitten vorbei wie Wellen: die wilde Stunde, die zärtliche Stunde, die sanfte Stunde der Geständnisse, die süße Stunde der Ruhe: und dann die schneidende Abschiedsstunde. Manchmal war es den beiden wie im Traum, und manchmal träumten sie wirklich, in einen kurzen, leichten Schlaf versinkend. Manchmal schwiegen sie lange und sahen nur ihre Augen im Dunkeln schimmern, und dann wieder sprachen sie, tasteten mit Worten, erzählten von sich. Er erzählte sein Leben, und sie erzählte ihr Leben; die fremden Welten streiften sich einen Augenblick lang, die des verfolgten Revolutionärs und die der behüteten kleinen Aristokratin. Und dann war wieder Schweigen, nur der Schlag des Blutes in der Nacht.

Im Morgengrauen erwachte Hortense, da waren ihre Arme leer, und sie empfand einen so scharfen, schneidenden Schmerz wie nie zuvor in ihrem Leben. „Du? Wo bist du?“ flüsterte sie noch halb im Schlaf.

Im Zimmer regte es sich, und dann kamen Schritte zu ihr und Hände, die ihr jetzt so vertraut waren, und Lippen, die sie kannte und liebte.

„Gehst du fort? Läßt du mich da allein?“ fragte sie leise und nickte dazu; sie wußte es ja schon.

„Schlafe, Lieb,“ sagte der Mann. „Ich muß fort. Vielleicht komme ich durch, ohne daß sie mich fangen. Ich muß es versuchen. Und du, ich danke dir, du warst so gut und so lieb.“

„Was tust du denn?“

„Ich mache Ordnung, weißt du. Man darf doch morgen nichts merken hier. Hab' keine Angst. Ich vergesse nichts. Dir geschieht nichts. Man findet nichts, keine Spur, keinen Hauch, von — unserer Nacht.“

Die Baronin öffnete ihre Augen, die voll Tränen waren. Sie schaute ins Zimmer hin; es war schon ein wenig Morgenlicht da, und



Der „Ski“-Büstenhalter flacht jede starke Büste ohne Druck in überraschender Weise ab. Seine ges. geschützte Rückenverschnürung gestattet ein

An- und Ablegen in wenigen Sekunden

\*

Zum Ski-Büstenhalter gehört ein Ski-Korsett

\*

In allen maßgebenden Geschäften erhältlich; wir weisen auf Anfragen gerne Bezugsquellen nach.

Alleinige Fabrikanten:

**LOBBENBERG & BLUMENAU**

Köln, Zeppelinstraße 9 – Berlin, Leipziger Straße 73-74



**mensch  
begreife**



**opus seife**

Unser Schlager:

**Silesia extra**

die duftende  
Familienseife

**Opus A.-G.**

BRESLAU X

wirklich, es sah alles so ordentlich, so friedlich aus, als wäre nichts geschehen zwischen gestern und heute. Der Mann tappte hierhin und dorthin in den Räumen, er trug den Wein fort, er schob die Stühle zurecht, er hatte wieder sein abgerissenes Flüchtlingsgewand von gestern Abend an, und das Haar fiel ihm über die Stirne und die dunkle Wunde darauf. Er kam dann an ihr Bett und stand eine Weile stumm vor ihr und schaute sie an.

„Jetzt heißt es Abschied nehmen,“ sagte er nur.

„Ja,“ sagte sie gehorsam. Sie stand auf, sie fröstelte in der Morgenkühle, sie streifte ihren geblühten Seidenschlafrock über und gab dem Mann die Hand. Sie schaute ihn an, ganz lang, ganz tief, als wollte sie sich sein Bild unverlierbar in ihr Inneres drücken. Sie weinte jetzt nicht, sie hatte sehr kalte Lippen, aber sie weinte nicht. Sie schmielte ihre Schulter noch einen Augenblick an seine Brust, da konnte sie gerade seinen Herzschlag spüren, so klein war sie. Sie begann sogar zu lächeln, und dann sagte sie: „Auch die Schmetterlinge leben ja nur ein paar Stunden, net wahr? Und die haben's doch gwiß gut.“

„Was meinst du?“ fragte er.

„Ach, nichts,“ sagte die Baronin. Er ging zum Fenster und spähte hinaus; seine Augen waren schon abwesend, wach, lauernd, horchend, Flüchtlingsaugen, fremde Augen.

„Wie du heißt, das hätt ich gerne noch gewußt,“ flüsterte die Baronin zu seinem Rücken hin. Er ließ von der Tiergartenmauer ab, die sich dort jenseits der Wiesen aus dem Grau zu heben begann, und sagte ernsthaft:

„Wie ich heiß, das darf ich dir nicht sagen. Vielleicht mußt du noch einen Eid drauf nehmen, daß du meinen Namen nie gehört hast. Wer weiß, wie's kommt. Und wie heißt du?“

„Hortense.“

„Hortense,“ sagte er zufrieden. „Das ist recht. Hortense, das ist so was Zartes wie Perlmutter, so schimmernd, so zwischen



Blaßblau und Blaßrosa. Und steht in einem feinen Porzellantöpferl oder mitten in einem Beet, und der Gärtner gibt acht drauf, wenn draußen der Sturm geht. Leb wohl, Hortense. Jetzt geh ich.“

„Ja, geh. Leb wohl. Die Tür ist offen.“

„Du, Hortense,“ sagte er und blieb noch einmal stehen. „Man weiß ja nicht, was mich da draußen erwartet. Gel, du bist fromm? Kannst ein Kreuz über mich machen, wer weiß, vielleicht hilft's. Heut will ich noch nicht sterben. Aber du, wenn's losgeht, und es geht los, bald, schneller als ihr denkt, wenn's losgeht, dann wirst du meinen Namen hören. Der die Fahne vorausträgt: das bin ich. Der erste auf den Barrikaden, das bin ich. Der am ersten und am freudigsten für die Freiheit gefallen ist — wenn du von dem hörst: das bin ich. Komm du. Noch einmal.“

Und der Mund, der so große Worte führt und so harte Linien zeigt, nimmt Abschied von den kleinen, kalten, zitternden Lippen, und dann ist alles vorbei.

Unter der Türe zur Terrasse bleibt er zum letztenmal stehen. „Du, Hortense,“ sagt er. „Da hast du meinen Ring. Wenn's losgeht, wird er dich schützen. Es kommen große Zeiten, aber furchtbare Zeiten. Da hast du den Ring. Hast ihn verdient. Brauchst ihn nur vorzeigen dann. Und jetzt, schau mir nicht nach: Mach die Spalettläden zu. Und vergiß mich net ganz.“

Ein Schatten gleitet die Treppe hinunter, an den steinernen Pulten vorbei, taucht ins Gartengesträuch, huscht schon über die Wiesen; Nebel liegt dort, grau ist es und ungewiß; man kann nichts mehr sehen, es ist alles vorüber.

Dann pfeift es irgendwo wie von einer Amsel, und eine Amsel im Garten gibt Antwort.

Dann geht die Baronin Hortense von Wellisch in ihr Zimmer zurück und schließt sorgfältig die grünen Spalettläden zu.

So still und glatt und gleichmäßig wie immer ging das Leben der Baronin weiter



# Gold Cream Scherk

Gewiß, es geht auch so.

Ein wenig Neid wird sich aber doch regen, wenn Frische und Wohlgepflegtheit aus einem Gesicht lachen, während im eigenen feine Risse und Sprödigkeit der Haut den Mangel sachgemäßer Pflege erkennen lassen. Und es ist doch so einfach! Nach jedem Waschen ein dünner Überzug von Cold Cream Scherk. Zum Schlafengehen, zum Sport, zu jedem Gang ins Freie ebenso. Das ist das ganze »Geheimnis«. / Töpfe zu M. 0,80. 1.50, 2.50, 4.50, Tuben zu M. 0.90 sind überall erhältlich.



PARFUMERIE SCHERK  
Berlin / New York / Wien



seinen Weg. Man sückt, man spielt Bezique und Schach, man gießt Tee ein und Liqueur und empfängt ein paar Besuche. Man geht zur Beichte und zur Kommunion. Man pflegt den Hofrat, der immer gelber und milvergühter wird, und ist ihm eine geduldige und freundliche Gattin.

Im Herbst übersiedelte die Baronin in die Stadtwohnung in der Teinfaltstraße: aber schon im Februar brachte sie der Hofrat wieder nach Lainz, denn in der inneren Stadt gab es Unruhen. Unruhen, die wuchsen, große Unruhen, zu groß, um noch einfach Unruhen genannt zu werden, und wieder zu klein für eine wirkliche Revolution. Man baute ein paar Barrikaden, man schoß ein wenig; ein paar Studenten fielen, und ein paar wurden zum Tode verurteilt. Dafür bekam man dann eine Verfassung und einen jungen, neuen Kaiser. Die Zeitungen schrieben große Worte von einer neuen Weltordnung.

Indessen saß die Baronin in ihrem Schloß in Lainz und stickte kleine Krönchen in winzige Hemden, denn sie war guter Hoffnung. Im Frühsommer kam das Kind, ein erstaunlich kräftiges und schönes kleines Mädchen, das in der Taufe die loyalen Namen Franziska Josefine erhielt, das gut gedieh und die Baronin außerordentlich glücklich zu machen schien. Sie blühte nach der Geburt des Kindes sichtlich auf, und der nächste Hofball brachte ihr große Erfolge. Der Hofrat indessen trocknete gänzlich ein; denn ihm war es nahegelegt worden, seinen Abschied zu nehmen, weil seine allzu absolutistische und konservative Gesinnung in das erneute Oesterreich nicht recht mehr passen wollte. Er zog sich ganz zurück, wurde immer gelber, immer giftiger, und schließlich stellte sich als der Grund seiner ständigen Mißstimmung ein unangenehmes und langwieriges Leberleiden heraus.

Die Baronin pflegte ihn treu und aufopfernd; sie fuhr geduldig mit ihm jeden Sommer nach Karlsbad und ertrug seine

Launen so sanft und gehorsam, wie sie es bei den Ursulinerinnen gelehrt worden war. Als er starb, weinte sie herzlich, trug lange Trauer um ihn, und auch als die Trauerzeit vorbei war, führte sie ihr zurückgezogenes Leben weiter. Sie widmete sich ganz der Erziehung ihrer Tochter, der sie viel mehr eine Freundin als eine strenge Mutter war, und sie versagte sogar ihre Einwilligung nicht, als Franziska sich in einen jungen Bürgerlichen verliebte. Kurz nach der Verlobungsfeier jedoch erkrankte sie an einer Lungenentzündung. Sie war erst 42 Jahre alt, aber sie sah älter aus. Sie lag acht Tage geduldig in ihrem Bett, und am neunten Tag starb sie still und sanft und ohne viel Aufhebens. Sie hatte der Ursuliner Schwester, die sie pflegte, wenig Mühe gemacht; nur manchmal schaute sie so verwundert die geblühten Krettonnewände ihres Zimmers an, und dann verlangte sie immer, daß die Fenster offen bleiben sollten, auch bei der Nacht. Sie starb so ordentlich und nach der Vorschrift, wie sie gelebt hatte, sie diktierte dem Notar ihr Testament, sie nahm die Beichte und das Abendmahl, und auf ihrem Grabstein stand:

Hier ruht die frömmste Christin  
die treueste Gattin und die beste Mutter  
Hortense Freifrau von Wellisch.

An dem Tag, da die junge Baroness von Wellisch ihren Bürgerlichen heiratete, übergab der Notar ihr nach dem Willen der Toten ein kleines Etui und einen Brief.

Das Etui enthielt einen Ring, einen sonderbaren Ring aus billigem Silber, der anstatt eines Steines einen silbernen Totenkopf einfaßte. Als die Baroness den Brief öffnete, las sie gerührt und — indem sie sich an den gelben, galligen, leberkranken alten Hofrat erinnerte — nicht ohne Verwunderung:

Nimm diesen Ring, mein geliebtes Kind, als Hochzeitsgeschenk und zum Andenken an deinen teuren, über alles geliebten Vater. Möge dein Mann dich so glücklich machen, wie er mich gemacht hat! Amen.





Dem Haar fehlt nichts als — Humagfolan!

## Bemerken Sie, daß Ihr Haar ausfällt?

Daß es trocken und spröde ist oder seinen Glanz verliert? Dann ist es die höchste Zeit, sofort etwas dagegen zu tun, denn sonst könnte es leicht zu spät sein, und Ihr Haarschmuck könnte unwiederbringlich verloren gehen. Das ist aber durchaus keine gleichgültige Sache, denn einerseits sind Ihnen die Haare zum Schutze gegen Erfaltungen gegeben, und andererseits sehen Sie mit vollem Haar weit jugendlicher und leistungsfähiger aus als mit einer Glatze. Und das ist im Lebenskampfe von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Die Mittel, die man gegen den Haarausfall seither angewendet hat, Haarwässer und Salben, haben selten zum Ziele geführt. Denn das Haar erhält, wie jedes andere Organ des Körpers, seine Nahrung nicht von außen, sondern aus dem Blute. Deshalb hat der berühmte Forscher, Geheimrat Prof. Dr. A. Junz einen neuen Weg zur Förderung des Haarwuchses eingeschlagen. Er führt dem Haar innerlich diejenigen Baustoffe zu, deren es zu seiner Ernährung und Erhaltung besonders bedarf. Das von ihm gefundene spezifische Haarnährmittel ist das „Humagfolan“.

## Mehr als 1700 Ärzte,

darunter bedeutende medizinische Forscher und Universitätsprofessoren, haben uns schriftlich bestätigt, daß sie mit diesem Mittel die besten Erfolge erzielt haben. Eine große Anzahl von ihnen berichtet uns, daß kurze Zeit nach dem Einnehmen von Humagfolan der Haarausfall zum Stillstand kam, und daß neuer, kräftiger Haarwuchs selbst in verzweifellen Fällen sich zeigte. Ein Arzt schreibt uns, daß er allein in einem Jahre 60 Erfolge mit Humagfolan erzielt habe. Mehrere Ärzte teilten uns schriftlich mit, daß sie mit Hilfe von Humagfolan eine völlige Kahlheit des Kopfes behoben haben, die in einem Falle acht, im anderen sogar neun Jahre bestanden hat! Ein anderer schreibt uns: „Das Humagfolan wird von einer Patientin, die vor einem dreiviertel Jahr von einer schweren Alopecia (Haarausfall) befallen wurde, mit sehr großem Erfolge angewendet, nachdem die anderen üblichen Kuren versagt haben. Ich werde in der nächsten Ärztevereinsführung über das Mittel empfehlend berichten.“ Täglich gehen uns neue Anerkennungen zu. Die Faltinger Werke für chemische und pharmazeutische Präparate, Aktiengesellschaft, Berlin NW 7, versenden auf Wunsch kostenlos und postfrei aufklärende Schriften über das Wesen und die Wirkung des Humagfolan. Humagfolan in Originalpackungen, ausreichend für den Bedarf eines Monats, ist in allen Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften zu haben. Nehmen Sie deshalb bei Haarausfall sofort

# ★ Humagfolan ★



## DIE LACHERIN

Fortsetzung.

Wortlos trat er mit ihr in den Fahrstuhl. Oben schloß sie die Tür auf, und als sie im Zimmer Licht gemacht hatte, sahen sie die verloren geglaubte Brieftasche auf dem Teppich liegen. Er hatte während des Wortwechsels über Georgs Unfall die Brieftasche herausgezogen und sich überzeugen wollen, ob die Konzertkarten darin lagen. Dann war sie ihm wohl entfallen. —

„So,“ meinte sie befriedigt und sah ihm lächelnd in die Augen, „nun komm. Wir können noch den zweiten Teil des Konzerts hören.“

„Ich werde nicht mehr ins Konzert gehen! Ich will wissen, was du mir zu sagen hast. Ich muß wissen, an was für eine Frau ich mich gebunden habe. Jetzt sprich!“

Sie strich schüchtern über seinen Arm und setzte sich dann an den Tisch ihm gegenüber.

„Bitte, schelte mich nicht, sondern hab' Nachsicht mit mir. Ich hatte bis jetzt gehofft, daß dir diese meine Schwäche, für die ich ja doch nicht verantwortlich bin, verborgen geblieben wäre. Nicht nur ich, auch meine Schwester Manja leidet daran. Oft, wenn wir eine Nachricht vernehmen, die andere Menschen zu Tränen rührt, müssen wir lachen, lachen wie die Teufel. Ehe ich dich kannte, habe ich einmal wahres Entsetzen erregt, als sich bei der Nachricht von einem großen Eisenbahnunglück, bei dem viele arme Leute zu Tode kamen, mein Gesicht zum Lachen verzog. Mir taten die Unglücklichen genau so leid wie allen anderen, ich schwöre es dir. Aber so geht es mir stets. Ich leide Qualen und schäme mich so sehr — aber ich kann nun einmal nicht anders. Es ist ein rein „motorischer“ Vor-

gang, wie man mir sagte, den das Mitleid mir zum Trolz in mir auslöst, dasselbe Mitleid, das ihr normalen Menschen alle empfindet, wenn ihr von einem Unglück hört, das euren Mitmenschen zustößt. Ich aber — und ich habe viele Leidensgenossen, denen es genau so geht —, ich muß mit einer lächelnden Maske dabeistehen und mich schämen. Ich fange dann an zu lügen, erfinde allerlei Vorwände, um vor mir und den Anwesenden mein unnatürliches Gelächter, das mir selbst Grauen einflößt, zu erklären. Wie vorhin, als ich behauptete, du habest so komisch ausgesehen beim Suchen. Glaub' es nicht, du warst gar nicht im geringsten komisch, nur verstört und erschrocken. Aber ich mußte mich doch herausreden. — Ich hatte schon oft Furcht, daß du es bemerken und mich der Gefühllosigkeit anklagen würdest. Aber seh' ich denn aus wie ein Mädchen, das roh, mißgünstig, herzenskalt ist? Sehe ich wirklich so aus...?“

Er nahm sanft ihre Hand. „Liebes Kleines, nein, nein! So siehst du wirklich nicht aus. Aber weißt du, daß ich innerlich schon so gereizt war, daß ich mich fast von dir trennen wollte, als ich heut zum zweitenmal diese vermeintliche Roheit an dir bemerken mußte? Ich liebte die Harmonie deines Wesens so sehr! Aber lache jetzt nur weiter, mein Liebes. Einmal,“ und er drückte sie fest an sich, „einmal leider wirst du vielleicht das Lachen verlernen, wenn du vom Unglück anderer hörst, und das wird sein, wenn du erst selbst ein großes Unglück erfahren hast. Davor aber behüte dich der Himmel, und auch ich will dich davor behüten, so gut ich kann. Lach' also ruhig weiter bis dahin, und ich will mich nur noch darüber freuen! — Weil du nämlich — nun darfst du es ja hören — im Grunde dabei doch so furchtbar nett aussiehst!“





sind vorzügl. Sport- u. Übungsgewehre. Sie schießen sehr genau, ohne Knall und Rauch, können überall,

im Zimmer, Hof und Garten, verwendet werden. Im Gebrauch sehr billig, da die Munition nicht viel kostet.

*Lieferung erfolgt nur durch Wiederverkäufer. Bezugsquellen werden auf Verlangen angegeben*

**DIANAWERK, MAYER & GRAMMELSPACHER, RASTATT (BADEN)**



## KEMAL PASCHA

Fortsetzung.

Kalifats“, wie ihm die indischen Ulemas vor der Abschaffung dieser altheiligen Einrichtung benannt haben, ist also ein ganz braver und, wie Augenzeugen berichten, sehr gehorsamer Gatte der Frau Latifeh. Auch hierin ähnelt sein Bild ein wenig dem des aufstrebenden Napoleon und seinem Verhältnis zu Josephine Beauharnais. Aber darum schätzen ihn seine Mitbürger, bis vor kurzem zum Teil grausame Verächter der Frau, nicht um ein bißchen geringer. Sie haben — unerhörtes Beginnen in einem mohammedanischen Lande, wo die Menschenabbildung durch den Koran verboten war! — einen großen Fonds für die Errichtung eines Denkmals Mustapha Kemals in der Nähe des bescheidenen Gebäudes der Nationalversammlung gesammelt, und auch die Städte Smyrna und Kerasse wollen ihm schon zu Lebzeiten ein Denkmal setzen. Wohl ein Dutzend Städte hat ihn bereits zum Ehrenbürger ernannt, freilich zunächst aus dem kuriosen Anlaß, daß seine Gegner in der Nationalversammlung ihm unter Berufung auf einen Passus der neuen Verfassung, der die nicht in der heutigen Türkei Geborenen (Mustapha stammt aus Saloniki) ausschließt, die Wählbarkeit bestreiten wollten. Zur Feier der Befreiung Smyrnas und Konstantinopels von den fremden Besatzungen sind überdies — gleichfalls zum erstenmal in der Türkei — Briefmarken mit einem Menschenbildnis, mit demjenigen des siegreichen Marschalls, erschienen.

Daß es ihm gelungen ist, eine starke Majorität in Gestalt der Volkspartei für seine politischen Pläne hinter sich zu bekommen, ist zweifellos ein Zeugnis nicht nur für die feurige Rednergabe, die der im Felde so schweigsame Soldat besitzt, sondern auch für die moralische Hochachtung, die er genießt. Sein Reformwerk ist aber noch lange nicht abgeschlossen. Die Ueberführung der Hauptstadt mit allem, was dazu gehört: fremden

Diplomaten, Ministerien, Wirtschaftsbehörden usw., von dem für Handel und Wandel günstig, für eine etwaige Verteidigung und für eine Bewahrung vor fremden Einflüssen denkbar ungünstig gelegenen Konstantinopel nach Angora war ein Akt nüchternster Zweckmäßigkeit. Daß Angora eine werdende Großstadt ist, der er elektrisches Licht, gute Wasserversorgung, elektrische Straßenbahn, Telephon, moderne Schulen und andere notwendige Einrichtungen in kurzer Zeit und unter schwierigsten Verhältnissen zu beschaffen wußte, zeugt für den Erfolg. Der Plan, die im internationalen Verkehr unbrauchbare türkische Schrift durch lateinische zu ersetzen, ist ein Beispiel für die Ueberwindung des starken Nationalgefühls durch Erwägungen der Nützlichkeit.

So ist das Bild dieses in dem verhältnismäßig engeren Rahmen seines Heimatlandes wahrhaft großen Mannes und seines Wirkens ein durchaus abgerundetes: Nationales Empfinden und Streben, wo es dem Wohl des Landes dient, kühnes Hinwegspringen über tausendjährige Traditionen, wo es zur Entwicklung nötig scheint, Aneignen des Fremden, wenn es gut ist, und Vertiefung des Eigenen, wenn es ausbau- und lebensfähig erscheint. Ein Zug von Nüchternheit und Strenge, wie er durch die kühlen, blauen Augen und die kantigen Formen seines Gesichts angedeutet scheint, geht durch das ganze Werk und Wesen des türkischen Befreiers; etwas von dem altpreußischen Wesen, das zu seiner Zeit den Wiederaufbau des zerfallenen Reiches möglich machte, dessen Einseitigkeit aber den Forderungen einer veränderten, fortgeschrittenen Welt nicht Rechnung zu tragen wußte. Daß Mustapha Kemal bei diesen charakteristischen Eigenschaften die Neigung zum Konservatismus in sich und seinem Werk offenbar zu dämpfen weiß, und daß er das vom Schicksal Ertrotzte in den Rahmen der Umwelt zu stellen bemüht ist, ist vielleicht das Größte an diesem Napoleon des Ostens, den der Zusammenbruch eines morschen Reichenreichs meteorgleich ans Licht brachte.



H·BAHLSSENS  
KEKS-FABRIK  
HANNOVER





## AUS DEM TAGEBUCH EINES HOTELPORTIERS

Fortsetzung.

Der Bestürmte ist auf der anderen Seite aus dem Hotel geflüchtet.

„Seien Sie freundlich zu den Leuten!“ hat der Manager geraten und ist davongelaufen.

Ich hätte ihm am liebsten vor Wut das rote Tintenfaß auf die weiße Weste geworfen, daß es ihm auch die Gamaschen gefärbt hätte.

Seit wann kann man gegen Menschen, die einem die Fensterscheiben einschlagen und einem die Teppiche schmutzig machen, freundlich sein! —

1. November . . .

Die Kriminalpolizei war hier.

Ich zittere jetzt noch.

Wegen der hundert Dollar??

Zum Teufel, ich hätte sie zurückgeben sollen!

Ich habe die Ida im Verdacht, daß sie tagsüber, wenn ich im Dienst bin, noch mit dem Geschäftsführer läuft.

Wenn ich sie überrasche, bekommt er die Backe voll, und ihr nehme ich die Seidenstrümpfe und die Lackstiefel weg. Diese Kanaille!

3. November . . .

Ida ist süß!

5. November . . .

Heute habe ich erfahren, warum die Kriminalpolizei da war. Sie hat wegen des Barons Kattegalt gefragt.

Wir müssen alle, wenn er verurteilt wird, aufs Gericht.

Der arme Bengell! Was hat er schon gemacht?

Mich drücken die hundert Dollar, furchtbar! —

6. November . . .

Die Männer sind doch unverbesserlich. Jetzt habe ich schon wieder den Landwirt

aufschreiben müssen, der wegen seiner Frau ein Zimmer belegt, das er nie bezieht.

Unverbesserlich! Aber ein ganz famoser Kerl. Hundert Mark Trinkgeld für neulich und 15 Mark für heute.

Ida wünscht sich eine goldene Armbanduhr.

Sie kostet 165 Mark.

Die fehlenden 50 Mark werde ich mir durch Fräulein Reinerz beschaffen.

9. November . . .

Der dritte Windhund, der seit gestern verschwunden war, ist von mir gefunden worden.

10. November . . .

Ida hat die goldene Uhr. Sie hat mir geschworen, daß sie den Geschäftsführer haßt.

Ich glaub's ihr.

12. November . . .

Ida hat mir heute erzählt, was sie so tagsüber, wenn sie am Telephon lauscht, alles hört.

Telephonistinnen kennen keine anständigen Frauen.

Das Fräulein von Zimmer 203, die immer so keusch tut, flötet am Vormittag mit Herbert, am Mittag verabredet sie sich mit Willi, und abends versetzt sie Kurt, um sich mit Walter treffen zu können.

Die alte Schraube von Zimmer 46, die schon eine dicke Hornbrille trägt, hat die meisten Abenteuer.

Der Reisende in Autos arbeitet meist in Liebe.

Eigentlich soll man sich mit einer Telephonistin grundsätzlich nicht abgeben.

Ich traue mich ja kaum zu telephonieren, weil ich immer fürchte, daß sie zuhört.

13. November . . .

Doktor Bendiner von Zimmer 311 stand neben mir, als er einen Brief bekam.

Erst wurde er kreidebleich, dann wankte er, dann schrie er nach Wasser, dann fiel er in einen Lehnstuhl, dann schüttete er dem Boy das Wasser über den Kopf, dann tanzte er wie ein Blödsinniger.



G o e t t e n e r s c h i e n e n :

**Bruno Frank**  
**Tage des Königs**

Das Alter Friedrichs des Großen

Mit fünf Bignetten von Menzel

Geheftet Sm. 3.—, Halbleinenband Sm. 5.—

Thomas Mann:

Es ist zum Entzücken, wie sich Bruno Franks klares Talent an dem unheimlich-liebenswerten Gegenstand bewährt — dies urbane und wahrhaftige Talent, dem hier die zivilisatorische Sendung zuteil wird, eine ganze Armee patriotischer Oldruke aus dem Felde zu schlagen.

**Wilhelm Speyer**  
**Frau von Hanke**

R o m a n

Erste bis zehnte Auflage

Geheftet Sm. 4.—, Halbleinenband Sm. 6.—

Der großen Dame unserer Zeit begegnet in der mächtigen Gestalt des fremden Hirten aus den Sabinerbergen das Unerwartete und unbewußt stets Ersehnte. Die Fesseln der Pflicht und die auserlesenen Gewohnheiten ihres Daseins werden durch ein spielerisch beginnendes Abenteuer gelockert. Das Schicksal vernichtet ihren Versucher, den furchtbaren Frauenbeglücker und Frauenmörder, und zerbricht auch in der schauernd Überlebenden das Liebesglück.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung!

Ausführliche Prospekte und den Verlagskatalog verlange man direkt vom

**Ernst Rowohlt Verlag \* Berlin W 35**



Wir alarmierten den Arzt. Der verlangte, daß wir die Zwangsjacke holen.

Da lachte Dr. Bendiner noch mehr.

„Ich habe das große Los gewonnen, ich habe das große Los gewonnen!“ schrie er immer und schwenkte den Brief wie ein Versinkender den Strohalm, wenn er im letzten Augenblick Hilfe erblickt. (Schön ausgedrückt?)

Der Hotelarzt wollte, daß wir Doktor Bendiner einfangen und in die Zwangsjacke stecken.

Der wehrte sich und schlug Jakob, dem Hausdiener, das rechte Auge blau. Dann überzeugte er uns, daß er gar nicht verrückt sei, sondern wirklich das große Los gewonnen habe.

15. November...

Jetzt ist's richtig! Boenicke ist wieder da!

16. November...

Ich wußte es doch! Boenicke kommt jedes Jahr zwei Wochen, wenn er in Berlin wegen seiner Käselieferungen zu verhandeln hat. Dann erzählt er jedem, den er trifft, oder der es sich aus Unkenntnis gefallen läßt, stundenlange Geschichten ohne Pointe. Schließlich landet er dann bei uns.

Ich höre ihn tagelang, wenn er will, zu. Nach jedem Lachen schenkt er mir eine Zigarre.

Wenn Boenicke zum Schluß abreist, habe ich meinen Rauchbestand fürs ganze Jahr.

17. November...

Doktor Bendiner hat alle seine Freunde zum Jubelmahl in den kleinen Spiegelsaal geladen.

Das Essen, das er gibt, ist nicht von schlechten Eltern.

Ich möchte nur das Geld haben, das es kostet!

Ida würde in Gold und Seide gehen.

nachts, 17. November...

Das war eine Katastrophe! Mitten in die Große-Los-Feier platzt ein Telegramm, daß die Lotterie ein Schwindelunternehmen ist und keine Gewinne auszahlt.

Doktor Bendiner ist verschwunden.

18. November...

Die Zeitungen bringen spaltenlange Berichte über die Schwindellotterie.

Unser Hotel hat einen Schaden von 5000 Mark.

Unser Chef hat sich heute das Ehrenwort gegeben, daß er künftig jeden Gast, den er beim Lotteriespielen ertappt, hinausschmeißt.

21. November...

Was ist denn bloß los? Andauernd verlangen Leute nach Zimmer 167.

Junge Mädchen, ältere Damen, auch Herren. Alles durcheinander.

Was macht denn die Alte mit den Menschen?

23. November...

Der Amerikaner, der mir aus Versehen die hundert Dollar gegeben hat — Gott strafe ihn! — geschenkt — geschenkt ist gut! — ist plötzlich erschienen.

Ich habe mich gedrückt.

24. November...

Heut hat er mich gesehen. Er hat scheinbar nichts gemerkt!

Ich bin sehr höflich zu ihm.

28. November...

Doktor Bendiner ist verhaftet.

8. Dezember...

Auch das noch! Heute war wieder Kriminalpolizei bei uns.

Richtige Razzia.

Vier Mann kamen herein, besetzten die Fahrstühle.

Drei blieben draußen an der Tür stehen und ließen niemand hinaus und herein.

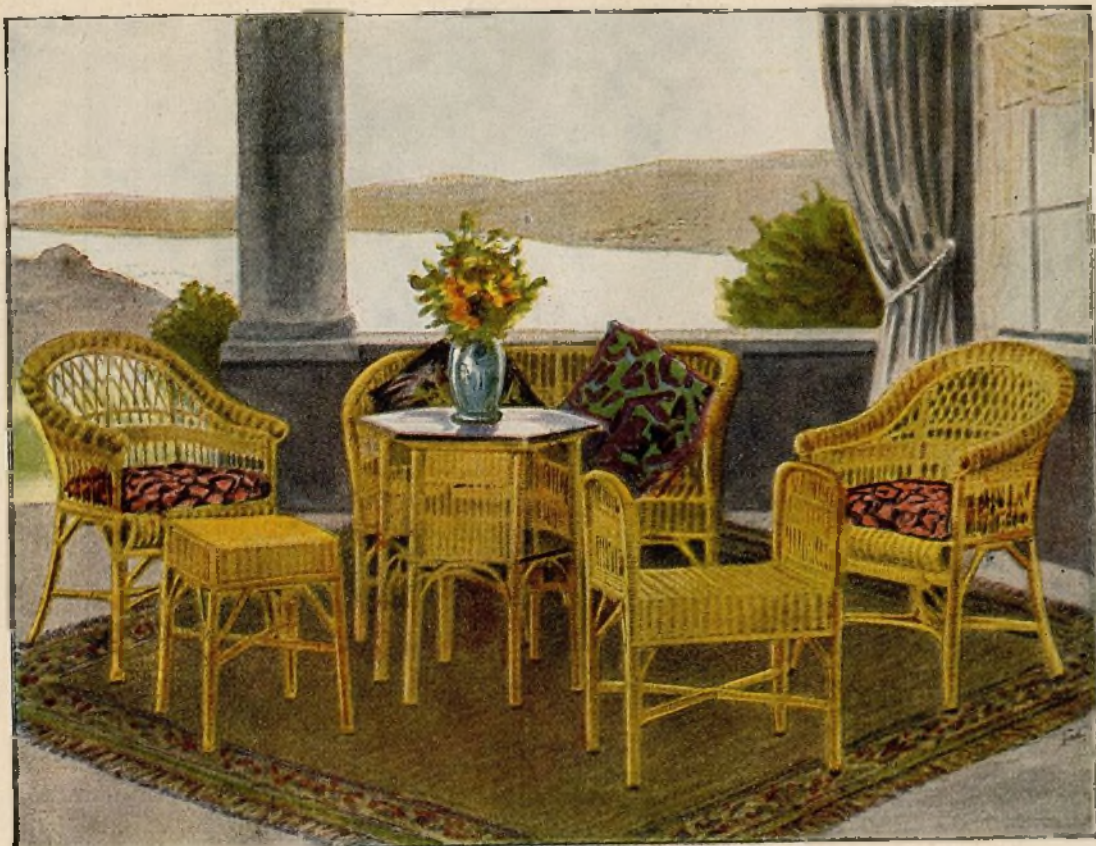
Sechs Mann und der Kommissar eilen mit dem Geschäftsführer nach Zimmer 167, zu der älteren Dame mit dem zahlreichen Besuch.

Gleich darauf kommen sie wieder.

Mit ihr — liebenswürdigst in der Mitte. Laden sie zur Fahrt in ein Auto ein.

Was heißt das?





## Der Stolz jeder Hausfrau

ist der Besitz eleganter Korbmöbel. Gute dauerhafte

### *Korbmöbel*

kaufen Sie am vorteilhaftesten ab Fabrik. Unser Unternehmen ist das größte seiner Art, wir können infolgedessen am billigsten liefern. Einen Sessel wie auf obigem Bild erhalten Sie bereits für 8,— Rentenmark (vorherige Einsendung des Betrages auf unser Postscheckkonto Breslau 16278. Bei Nachnahme 50 Pf. mehr). — Verlangen Sie noch heute unseren Katalog. — Wenn Sie einmal bei uns gekauft haben, werden Sie dauernder Kunde bleiben und uns überall empfehlen.

**PAUL NAVE, AKTIENGESELLSCHAFT**

*Abteilung Fertigfabrikate*

**LERCHENBERG — GLOGAU 35/36**

*Fernruf: Amt Glogau 823*

*Über 3000 qm  
Fabrikationsräume*

*Eigene Weidenkulturen  
und Treibhäuser*



10. Dezember ...

Sie war eine Wahrsagerin. Sie hat den Leuten viel Geld abgenommen und lauter Unsinn erzählt.

Auch noch oben im Kriminalbüro bleibt sie bei ihrer Behauptung, daß sie richtig wahrsagen kann.

„Warum haben Sie sich dann nicht rechtzeitig das Erscheinen der Kriminalpolizei gewahrsagt und sind verschwunden, bevor wir kamen?“ fragt der Kommissar hohnlachend. Wir werden alle vernommen. Die Frau hat in den drei Wochen 6000 Mark verdient.

Jetzt weiß ich, was Ida wird, wenn wir heiraten.

11. November ...

Ida, die Kanaille, geht doch mit dem Geschäftsführer!

16. Dezember ...

Ich habe mir heute nacht heimlich Urlaub geben lassen und will Ida verfolgen.

17. Dezember ...

Ich habe wirklich nicht den Schuß auf ihn abgegeben.

Ida lügt, wenn sie das sagt.

Ich bin ihnen nur nachgelaufen und habe sie im Hausflur zur Rede gestellt.

Ida hat gleich geschrien:

„Emil, glaub' ihm nicht, er stiehlt. Alle Geschenke, die er mir gemacht hat, sind gestohlen.“

Da habe ich in meiner Wut ihr ins Gesicht geschlagen.

Da ist der Geschäftsführer auf mich losgegangen.

Und plötzlich sehe ich, wie er in die Hosentasche greift, mir wird ganz dunkel vor Augen, ich will ...

Beschlagnahmt: Kommissar Tanzler.

24. Dezember ...

Zu den Akten in Sachen: Mordprozeß Hotelportier Max Bestler, Berlin.

Urteil: 1 Jahr, 3 Monate Gefängnis wegen Totschlags.

## DAS DRUSENRÄTSEL

Fortsetzung.

den Boden wissenschaftlicher Betrachtung, aber doch klingt es nach dem Einleben in alle diese Anschauungen von der Bedeutung der „Inneren Sekretion“ recht einleuchtend, wie es u. a. einmal Professor Urbantschitsch zusammenfaßte: Er schreibt Bewegungen wie Begeisterung, Liebe, befruchtend produktive Stimmung und alles Aehnliche dem Einfluß der Hormone auf die Zelltätigkeit zu. Die gleichen Erscheinungen lösen zu gewissen Zeiten, in gewissen Stimmungen höchstes Glücksgefühl, unbeschreiblichen Genuß in uns aus. Zu anderen Zeiten, in einer anderen Periode unseres Lebensablaufes, kommen vor den gleichen Erscheinungen diese Stimmungen nicht wieder auf. Unempfänglich, gelangweilt, gleichgültig stehen wir davor. Und so liegt die Vermutung nahe, daß in unserem Zellorganismus, wie Ebbe und Flut, Empfangsbereitschaft und Ruhestadium abwechseln, daß einmal die Zellen unseres Gehirns durch Reize der innersekretorischen Hormone aufnahmefähig gemacht, das andere Mal, im Ruhezustande oder nach Abstumpfung unserer inneren Sekretion, aber unempfänglich sind. Die gewohnheitsmäßige Gleichgültigkeit gegen alltäglich uns umgebende Schönheit, das Nachlassen einst überschwenglicher Liebe, jede Aenderung des „Geschmacks“ und viele andere uns oft unerklärliche Erscheinungen fänden so ihre Deutung. Natürlich ist das Glücksgefühl, das mit jeder innersekretorisch bedingten Erhöhung unserer Zelltätigkeit verbunden ist, der Grund dafür, daß instinktmäßig der Mensch danach trachtet, diese erhöhte Zelltätigkeit auf natürlichem oder künstlichem Wege in sich wachzurufen. Und das bedeutet den unbewußten Versuch, die innersekretorischen Drüsen zur Arbeit aufzupeitschen, damit sie Hormone liefern, damit dadurch die Zellen unseres Organismus empfangsbereit und aufnahmefähig gestaltet werden. Musik und





NATURLICHE FORM · FEDERUNG DER HACKE · VENTILATION  
DER INNENSOHLE · UNTERSTÜTZUNG DES FUSSGEWÖLBES  
GERAUSCHLOSER GANG · VENTILATION IM SCHAFT

IN ALLEN TEILEN GESETZL. GESCHÜTZT  
VERKAUFSSTELLEN AN ALLEN PLÄTZEN  
DEUTSCHLANDS

BROSCHÜRE GRATIS

ALLEINIGE FABRIKANTEN CERF & BIELSCHOWSKYERFURT



# Die beste Schuhpflege

mit



in der Tube

*Eg-Gü ist das vollkommenste, höchst-  
prämierte Schuhpflegemittel und wirkt  
durch seine Veredelung in Qualität  
sowie Verpackung bahnbrechend auf  
dem Gebiete der neuen Schuhpflege.  
Eg-Gü ist die Original-Tubencreme  
und wurde bisher*

von keiner  
Nachahmung  
erreicht!

Farben, Gerüche und Tastempfindungen, Schönheiten der Natur und der Kunst, kurz alle anregenden, stimmunggebenden Sinnes-  
eindrücke sind derartige natürliche Anreize zur Hormonproduktion, so wie die Speise-  
Anregung zur äußeren Sekretion der Speichel-  
und Verdauungsdrüsen ist. Aber auch künst-  
lich treiben wir uns in diese erhöhte Hormon-  
lieferung unseres Organismus hinein: Durch  
Gifte und Medikamente, Alkohol, Kaffee,  
Kokain und Ähnliches. Und schließlich sind  
selbst die tief eingreifenden und dauernd  
wirksamen Operationen an unseren inneren  
Sekretionsorganen, die Ueberpflanzungen,  
Unterbindungen, Röntgenbestrahlungen und  
dgl. in gleichem Sinne aufzufassen.

Man könnte aus diesen letzten Ausführungen eine kraß materialistische Anschauung herauslesen, als ob nun alles Geistig-Seelische einzig bedingt sei durch meßbare und nach-  
weisbare Veränderungen und Einwirkungen der Organe, ihrer chemischen und physika-  
lischen Zusammensetzung. Solche Deutung muß zurückgewiesen werden. Das Psychische behält neben dem Physischen seinen Platz. Nur in der Bewertung der gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Seele und Körper, zwischen inneren und äußeren Lebensvorgängen müssen wir mehr umlernen, und ein wenig Kenntnis von den einfachsten Grund-  
begriffen der „Inneren Sekretion“ verschafft uns da manche Bereicherung.





## M U S T E L A

Fortsetzung.

bewegte sich der goldbraune Mustela mit geisterhafter Unsichtbarkeit und fiel daher wie ein Blitzstrahl über ein im Farnkraut halb entschlafenes Kaninchen, das mit vor Entsetzen aus den Höhlen getriebenen Lichtern in die Höhe schoß und sein Geschick mitten im Sprunge empfang. Mit ersticktem Aufschrei fiel es dumpf aufschlagend ins Farnkraut hintenüber, die Fänge Mustelas an der Kehle. Ein kurzes Ringen — und Mustela hob seinen blutbefleckten Kopf triumphierend von seiner um vieles größeren und stärkeren Beute. In wilder Lust blickte er um sich, ob etwa ein anderer Räuber es wagen würde, ihm seinen Fang streitig zu machen.

Nach Stillung seiner Blutgier zog er die Ueberreste des Kaninchens unter das Gebüsch, beschmutzte sie ausgiebig bis zur Un genießbarkeit und scharrte Laub und Erde darüber, denn er gönnte niemandem Anteil an seiner Beute.

Dann lenkte er seine Schritte heimwärts. Zufrieden, wohlgesättigt trottete er einher, doch seine Sinne fieberten noch immer nach Mord und Blut. Die geheimnisvollen Mächte der Wildnis schienen ihm eine Jagd ums eigene Leben bestimmt zu haben.

Wenn je ein Tier der grausamen Seele Mustelas Todesfurcht einflößen konnte, so war das sein großer Stammesverwandter, der Fischotter, zweimal so schwer und dreimal so stark wie er, und an List und flüchtiger Schnelle ihm vollkommen ebenbürtig. Und eben in diesem Moment lustvoller Lebensfreude kauerte dieses Tier wie der grinsende Tod mit dem häßlichen schwarzschnäuzigen Kopfe mitten vor Mustela auf dem Wege und blitzte ihm mit höhnischem Triumphe in die Lichter.

In Todesschrecken sprang Mustela das Herz bis zum Halse, wie eine Flamme im Winde schoß er seitwärts ins Gebüsch und

Staatsmedaille 1888

*Hildebrand,*  
Kakao

*Hildebrand,*  
Schokolade

*Hildebrand,*  
Pralinen

unübertrefflich

Staatsmedaille in Gold 1896



# Sprengel

## SCHOKOLADE KAKAO PRALINEN

*haben die Führung  
durch ihre Güte*



**B. SPRENGEL & CO. HANNOVER**

jagte um sein Leben, um sein wildes, rotes, eigenes Blut davon — der Otter hing ihm wie eine Schlange an den Fersen.

Mustela hatte einen Vorsprung von etwa zwanzig Schritt und hielt ihn eine ganze Weile. Er wagte keinen einzigen Trick, um nicht den Boden unter sich zu verlieren, und er wußte ja auch, daß sein Verfolger ihm an List gewachsen war. Mit der seinem Stamme eigenen Ausdauer jagte er, von seinem unbezähmbaren Geiste getragen, weiter und weiter in wilder Hast, die schiefe Bahn windgebrochener Stämme hinab oder hinauf, wie eine goldene Schlange durch dichtes Gestrüpp und wie ein flüchtiger Lichtstrahl über große luftige Abgründe zwischen Baum und Felsen und Felsen und Baum — eine geisterhafte, unhörbare Todesflucht. Und dicht hinter ihm — unabwendbar wie das Schicksal die grinsende Grimasse des Verfolgers, der in langen Sprüngen näher und näher kam und nur in dichtem Gestrüpp ein wenig zurückblieb.

Trotz Mustelas Ausdauer wäre ihm das Ende des tapferen Wettlaufs sicher gewesen — ein schneller, wulfauchender Kampf und dann — das Dunkel. Doch der immer wache Dämon der Wildnis erbarmte sich seiner, denn mitten im letzten verzweifelten Sprunge prallte Mustela gegen ein riesiges Hornissennest, das von einem Zweige herabhäng, die graue papierne Kugel riß von ihren Tragfäden und zerbrach. Pfeilgerade war Mustela vorübergeschossen, und nur wenige weißglühende Stiche der aufgeregten schwarzen Hornissen mit den cremefarbenen Streifen trafen ihn in die Hinterschenkel, als wollten sie ihn nur zu erneuter Eile anstacheln.

Siegesgewiß, in gleichem Sprunge setzte der Otter einher und mitten in den erregt aus dem Neste stürmenden Hornissenschwarm, der mit tödlicher Einmütigkeit sich über dem vermeintlichen Zerstörer seines Reiches zusammenschloß.



Fauchend warf sich der Otter zur Seite und suchte nach Deckung. Es war zu spät. Die großen Hornissen füllten seine Fänge, Gehöre und Lichter und fügten sich wie ein schwarzes Gewebe unter sein Pelzhaar ein. Mit Feuerzungen impften die langen Stachel ihr flammendes, beißendes Gift in seinen Körper. Vergebens schlug er wild mit den Pfoten nach den seinen ganzen Kopf bedeckenden Peinigern und zerdrückte sie in Massen, von ihrem Gift aber konnte er sich nicht mehr befreien. In hoffnungsloser Verzweiflung raste der Otter, ein loderndes Feuermeer in sich, durch das Unterholz, rannte blind gegen Stämme und Felsblöcke, denn neben den nach seinem entsetzenswildem Herzen züngelnden Giftflammen war jegliches andere Gefühl erloschen. Die Hornissen waren während dieser Todesjagd nach und nach von ihrem Opfer abgefallen, das endlich, in einem Spalt zwischen zwei Felsen, seinen Kopf und seine Qual in das kühle, bergende Moos zur letzten Ruhe legte.

Wenige Tage später beschnüffelte ein Luchs den über und über geschwellenen Leichnam, wandte sich jedoch mit enttäuschem Knurren wieder ab, denn auch für seinen sonst recht wenig wählerischen Gaumen war das vergiftete Fleisch nicht genießbar.

Mustela aber, der allen Grund hatte, seine Flucht keine Sekunde zu verzögern, war weiter und weiter gejagt und wußte nichts von dem Schicksal seines Verfolgers. Erst nach längerer Zeit wurde es ihm bewußt, daß er nicht mehr verfolgt wurde. Sein heftig klopfendes Herz schwoll im Triumph. Vorsichtshalber jedoch machte er einen Umweg nach seinem Bau zurück und fing sich auf dem Wege nur ein paar Wildmäuse. Dann lief er an seinem Stamme in die Höhe und verschwand in seinem Neste, wo er sich, wohlbefriedigt über den gutverlebten, spannenden Tag, bequem zu einem Schlafchen zusammenrollte.

# *Sprengel*

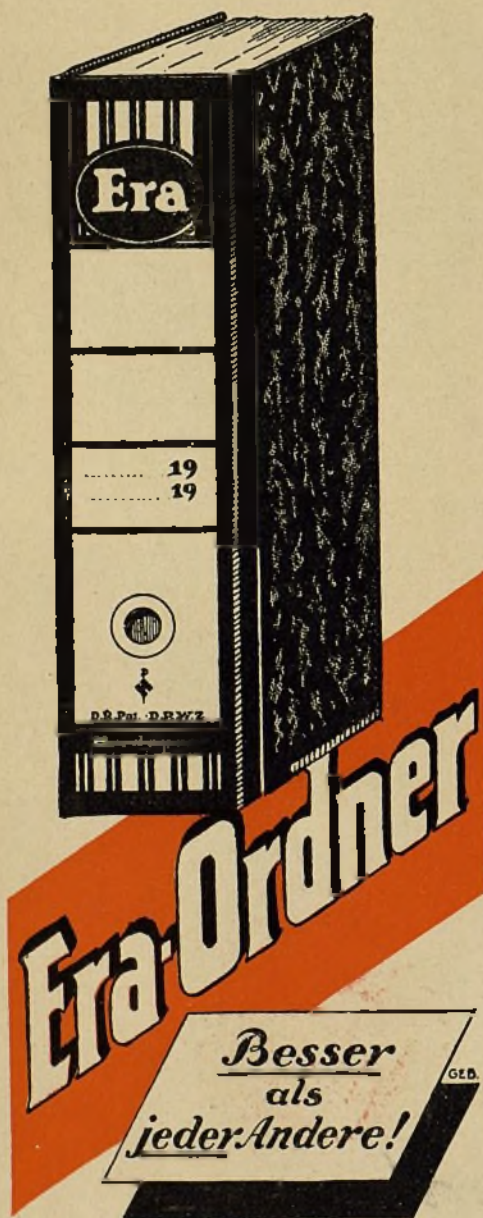
## **SCHOKOLADE KAKAO PRALINEN**

*haben die Führung  
durch ihre Güte*



**B. SPRENGEL & CO., HANNOVER**





Lieferung durch die Bürobedarfsgeschäfte  
Bezugsquellen auch durch Herrn Herdegen, Berlin SW.67

JEFF PETERS

## ALS PERSONLICHER MAGNET

Fortsetzung.

„Nun,“ sag' ich, „denken Sie nicht an die Krankheit. Sie sind nicht krank! Sie haben kein Herz oder Klavikeln oder Ellbogen oder ein Gehirn oder sonstwas! Sie haben gar keine Schmerzen! Sehen Sie Ihren Irrtum ein? Jetzt fühlen Sie, daß Sie der Schmerz, den Sie nicht gehabt haben, verläßt, nicht wahr?“

„Ich fühle mich wirklich ein wenig besser, Doktor,“ erwidert der Bürgermeister, „hol' mich der Teufel, wenn's nicht so ist. Nun lassen Sie ein paar Lügen vom Stapel, daß ich diese Geschwulst auf der linken Seite nicht habe, und mir scheint, dann könnt' ich mich aufsetzen und ein paar Würstchen mit Buchweizenkuchen zu mir nehmen.“

Ich gab ihm ein paar Streiche mit den Händen.

„Nun,“ sag' ich, „die Entzündung ist weg. Der rechte Lappen des Periheliums hat sich gesenkt. Sie werden schläfrig! Sie können Ihre Augen nicht länger offen halten! Für jetzt ist die Krankheit unterdrückt. Nun, Sie schlafen schon!“

Der Bürgermeister schloß langsam die Augen und begann zu schnarchen. „Sie sehen, Mr. Tiddle,“ sag' ich, „die Wunder der modernen Wissenschaft.“

„Biddle,“ sagt er. „Wann wollen Sie meinem Onkel den Rest der Behandlung erteilen, Dr. Pooh-Pooh?“

„Waugh-Hoo,“ sag' ich. „Ich komme morgen um 11 Uhr wieder. Wenn er aufwacht, geben Sie ihm acht Tropfen Terpentin und drei Pfund Beefsteak. Guten Morgen.“

Am nächsten Morgen begab ich mich beizeiten wieder hin.

„Nun, Mr. Biddle,“ sag' ich, als er die Schlafzimmertür öffnet, „wie geht es dem Onkel heute Morgen?“

„Es scheint ihm viel besser zu gehen,“ antwortete der junge Mann.



Des Bürgermeisters Gesichtsfarbe und Puls waren vorzüglich. Ich behandelte ihn noch einmal, und er sagte, die letzten Schmerzen hätten ihn verlassen.

„Nun,“ erkläre ich, „Sie bleiben am besten ein oder zwei Tage zu Bett, und dann sind Sie wieder auf dem Damm; 's ist ein Glück, daß ich zufällig in Fisher Hill war, Herr Bürgermeister. Denn das ganze Füllhorn der Heilmittel, das die regulären Medizinschulen benutzen, hätte Sie nicht retten können. Und nun, da der Irrtum entflohen ist, und der Schmerz sich als ein Meineidiger erwiesen hat, nun laßt uns von einem fröhlicheren Thema sprechen — nämlich von dem Honorar von 250 Dollar. Keinen Scheck, bitte; es ist mir fast ebenso zuwider, meinen Namen auf die Rückseite eines Schecks zu schreiben, wie ich es hasse, ihn unten auf die Vorderseite zu setzen.“

„Ich habe das Bargeld hier,“ sagt der Bürgermeister und zieht eine Brieftasche unter seinem Kissen hervor.

Er zählt 50 Fünfdollarscheine ab und hält sie in der Hand. „Bring die Quittung,“ sagt er zu Biddle.

Ich unterschrieb die Quittung, und der Bürgermeister händigte mir das Geld ein. Ich steckte es sorgsam in die Brusttasche.

„Nun tun Sie Ihre Pflicht, Schutzmann!“ sagt der Bürgermeister plötzlich grinsend, ganz und gar nicht wie ein kranker Mann. Mr. Biddle legt die Hand auf meinen Arm.

„Sie sind verhaftet, Dr. Waugh-Hoo, alias Peters,“ sagt er, „weil Sie die ärztliche Praxis ausübten, ohne von den Staatsgesetzen befugt zu sein.“

„Wer sind Sie?“ frage ich.

„Ich will Ihnen sagen, wer er ist,“ antwortet der Herr Bürgermeister und richtet sich im Bett auf. — „Er ist ein Detektiv, beauftragt von der staatlichen Aerztesgesellschaft. Er hat Sie durch fünf Bezirke verfolgt. Gestern kam er zu mir, und wir machten dieses Planchen, um Sie zu fangen. Meine, Sie werden in dieser Gegend nie mehr praktizieren, Mr. Schwindler! Was sagten Sie nur, daß ich hätte, Doktor?“ Der

# Die Bekenntnisse einer erfolgreichen Frau

von Marie van Vorst

400 Seiten. Preis Halbl. M. 3.50  
Leinen M. 4.—. Auflage 15000

## Der Lebensweg einer Amerikanerin

Es gab bisher nur Bücher über das Leben des amerikanischen Mannes, die in Deutschland in ungeheueren Auflagen verbreitet sind. Hier schildert zum ersten Male eine amerikanische Frau, die im Leben und Beruf gleich erfolgreich war, ihr Dasein. Ein hochinteressantes erzählendes und gleichzeitig wegweisendes Buch, das besonders in einer Zeit, in der sich so viele Frauen auf eigene Füße stellen müssen, von großer Bedeutung ist, gewissermaßen ein weibliches Gegenstück zu Ford.

Erich Reiß Verlag,  
Berlin W62

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Bürgermeister lacht. — „Gemischte —? Gut, 's war auf jeden Fall nicht Gehirnerweichung, mein' ich.“

„Ein Detektiv?“ sag' ich.

„Stimmt,“ sagt Biddle. „Ich muß Sie zum Gericht bringen.“

„Woll'n sehn, ob Sie's tun,“ sag' ich, und ich packe Biddle an der Kehle und werfe ihn halb zum Fenster hinaus; aber er zieht 'ne Pistole und hält sie mir unter die Nase, und ich stehe still. Dann legt er mir Handschellen an und nimmt das Geld aus meiner Tasche.

„Ich bezeuge,“ sagt er, „daß dies dieselben Noten sind, die Sie und ich markierten, Herr Banks. Ich werde sie dem Richter übergeben, wenn wir in sein Büro kommen, und er wird Ihnen eine Quittung schicken. Man wird sie in der Sache als Beweis brauchen.“

„Ganz in Ordnung, Mr. Biddle,“ sagt der Bürgermeister. „Und nun, Dr. Waugh-Hoo,“ fährt er fort, „warum „demonstrieren“ Sie nicht? Können Sie nicht mit den Zähnen den Stöpsel aus Ihrem Magnetismus ziehen und die Handschellen mit Hokuspokus wegzubern?“

„Kommen Sie, Schutzmann,“ erwidere ich mit Würde. „Ich habe meine Schuldigkeit getan, tun Sie die Ihre.“ — Und dann wende ich mich zu dem alten Banks und rasselte mit meinen Ketten.

„Herr Bürgermeister,“ sag' ich, „bald kommt die Zeit, da Sie glauben werden, daß persönlicher Magnetismus ein Erfolg ist. Und Sie werden überzeugt sein, daß er auch in diesem Fall ein Erfolg war!“

Und ich vermute, daß er es bald glaubte.

Denn als wir uns der Gartentür näherten, sagte ich: „Wir könnten nun jemand treffen, Andy; ich meine, es wäre besser, Du nimmst sie ab, und —“

— — — —

„He?“

— — — —

„Nun, natürlich war's Andy Tucker! 'S war sein Projekt; und so hatten wir uns das Kapital verschafft, um das Kompagnie-Geschäft zu eröffnen. —“

Autorisierte Uebersetzung von Paul Baudisch.

# Bilder aus dem Geschäftsleben

Von Peter Panter

„Republiken oder Kaiserreiche —  
's ist immer das gleiche, immer das gleiche!“

## Der Portier.

**D**er Portier hat einen Stehbauch und ist ein stattlicher Mann. Er war früher herrschaftlicher Diener oder Schutzmann. Er ist 1,80 Meter groß und hat, wenn er nicht glattrasiert ist, einen martialischen Schnurrbart. Der Portier kennt alle Leute des Hauses und grüßt sie morgens, wenn sie kommen. Er grüßt

genau abgestuft: den Chef militärisch, straff und untergeben, mit einer Miene, die besagt: „Wir zwei beide gehören doch zusammen!“ — die unterstellten nachgeordneten Direktoren sehr höflich und mit einer gewissen Anerkennung; die Prokuristen höflich; die gewöhnlichen Angestellten kurz, aber sachlich, die Lehrlinge gar nicht. Die Schreibmaschinendamen werden je nach der Hübschheit von ihm







# DER UNBEKANNTE SHAW

GESAMMELTE ROMANE IN  
VIER BÄNDEN

„Der Name Bernhard Shaw bedeutet ein Programm. Man weiß, was einen erwartet und wäre enttäuscht, nicht auf Paradoxa, bittere Glossen und derbe Wahrheiten zu stoßen. — Die leicht und launig geschriebenen Romane fesseln das Interesse jeden Lesers von Anfang bis zu Ende, sie sind ungemein vergnüglich zu lesen!“ Diese Pressestimmen sagen nicht zuviel über die nachfolgenden Romane, die gesammelt in netter Geschenkkassette neu herausgebracht wurden:

## **Die törichte Heirat**

528 Seiten

Der typische englische Gesellschaftsroman

## **Cashel Byrons Beruf**

374 Seiten

Der große Boxerroman

## **Der Amateursozialist**

354 Seiten

Das Buch vom Salonsozialismus

## **Künstlerliebe**

510 Seiten

Problem: Heiraten oder Nichtheiraten

Jeder Band wird auch einzeln abgegeben!

Handliche Taschenausgabe auf schneeweißem,  
holzfreiem Papier in schönen Einbänden

\*

Preis jedes einzelnen Bandes brosch. 3. — Gm., Halbleinen 5. — Gm., Halbleder 7,50 Gm. \* Gesamtausgabe in vier Bänden in Kassette Halbleinen 18. — Gm., Halbleder 28. — Gm.

**Gustav Kiepenheuer**  
Verlag Potsdam

gegrüßt, dabei verklärt ein gewinnendes und väterliches Lächeln seine erhabenen Züge. Der Portier kennt sämtliche Kneipen der Umgegend sowie alle Chauffeure. Der Portier frühstückt in seiner Loge riesige Wurststullen; zu Mittag ißt er große Scheiben Rindfleisch und trinkt dazu aus einem riesigen Glase Bier. Wenn sein Schnurrbart vor Schaum trieft, und gerade jemand kommt, so zieht er gemächlich schlürfend den Schaum ein und geht majestätisch, um zu sehen, was es da draußen gibt.

Der Portier weiß genau, wann wer zu spät kommt. Dann sieht er den Übeltäter befehlshaberisch von oben bis unten an, so daß dem noch übler zumute wird, als ihm sowieso schon war. Der Portier hat nicht gern, wenn gewöhnliche Leute den Fahrstuhl benutzen. Der Portier ist immer im Betrieb, der Fahrstuhl nur, wenn er es wünscht. Der Fahrstuhl ist nur für den Portier und die Chefs da. Portiers sind ein unumgänglicher Schmuck der Fassade. Der Portier nimmt Trinkgelder im Schatten seines riesigen Bauches, stumm, höchstens nur leise einen Dank brummelnd, wie wenn eine feierliche Handlung, die sich von selbst versteht, von statuten gegangen wäre.

Der Portier kommt sich unentbehrlich für den Fortgang des gesamten Betriebes vor.

**Der Angestellte, der etwas  
werden will.**

Der Angestellte, der etwas werden will, ist von beflissenem Eifer. Er steht kurz vor seiner Beförderung zum (...nach Belieben auszufüllen). Dieser Angestellte ist schon eine Viertelstunde vor Beginn des Dienstes da und geht niemals mit den

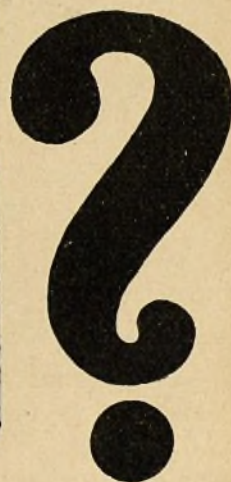


andern nach Hause, sondern bleibt, sehr wichtig mit einer Feder hinter dem Ohr, bis sieben Uhr des Abends. Der Angestellte, der etwas werden will, steckt auffallend viel mit den Prokuristen zusammen und schielt heimlich-sehnsüchtig auf die Sondertoilette, die jene benutzen dürfen. Der Angestellte, der etwas werden will, hat manchmal schon etwas Herablassendes im Ton, wenn er mit den jüngeren Kollegen spricht. Er kritisiert niemals Maßnahmen der Geschäftsleitung, sondern findet selbst für die blödsinnigsten Anordnungen der Chefs immer irgendeinen Entschuldigungsgrund. Wenn das ganze Bureau schreit: „Na, das versteh ich nicht!“ — so sagt er mit einer gewissen Überlegenheit: „Wahrscheinlich sind die Chefs der Meinung, daß...“ Der Angestellte, der etwas werden will, arbeitet musterhaft, mit zusammengepreßten Lippen, und achtet sehr darauf, daß kein anderer etwas werden kann.

Eines Tages wird seine Mühe gelohnt: er wird befördert. Es überrascht ihn wenig. Er sieht bereits darauf, die nächste Stufe zu erklimmen. Er ist mit Vorsicht zu genießen, weil er beim Klettern gern nach unten tritt.

#### Der Prokurist.

Der Prokurist ist meistens ein etwas ergrauter Mann, den eine leise Resignation umspielt. Geschäftsteilhaber kann er nicht werden, das weiß er ganz genau. Er hat so ziemlich alles erreicht, was man in diesem Hause erreichen kann: vom Portier zuvorkommend und vertraulich begrüßt zu werden, von niemand als vom Chef Weisungen entgegenzunehmen, ziemlich selbstständig walten zu können, eine ganz angenehme Tantieme zum Abschluß des Bilanzjahres zu beziehen. Er hat kaum noch



Wissen Sie schon  
daß der

**echte Steinäger**  
**„Tasche 1888“**

heißt als Grog getrunken ein ganz bekanntes

**Hausmittel** gegen **Grippe**

und überhaupt gegen Erkältungen  
ist? Kalt genossen hat sich

**„Tasche 1888“**

bestens bewährt bei

**Magen- und Harn-**

beschwerden. Ein Versuch wird Sie überzeugen!

Achten Sie beim Einkauf auf den Namen

**Tasche** und auf das Gründungsjahr **1888.**



Wünsche. Der Prokurist hat ein eigenes Zimmer mit einem gediegenen polierten Schreibtisch und ein paar Blumen darauf. Eine bronzene Aschenschale und eine glänzende Papierschere deuten auf ein stattgehabtes Jubiläum. Der Prokurist meldet sich am Telephon nur mit seinem Namen, einfach, stolz-bescheiden, so nach der Melodie: „Ich habe dem nichts hinzuzufügen!“ — Der Prokurist hat Klingeln auf dem Tisch, auf die er regierend drückt. Meist kommt niemand. Der Prokurist ist viel chefflicher als der Chef und handelt sämtliche Ausgaben bis zur Bewußtlosigkeit herunter. Die Chefs wissen, was sie an ihm haben, hüten sich aber, es ihn allzu sehr wissen zu lassen. Der Prokurist kennt sämtliche Akten und Korrespondenzen von Anbeginn der Welt an. Er hat alles, unter anderm eine sehr häßliche Frau, von der man sich nicht denken kann, daß sie jemals jung gewesen ist. Auch vom Prokuristen sich das vorzustellen, ist nicht ganz einfach. Die jüngeren Angestellten flüstern sich zu: „Der hat hier als gewöhnlicher Korrespondent angefangen!“ — Aber das ist nur so eine Façon de parler — eine rationalistische Erklärung des Götterglaubens. Es glaubt auch niemand so recht daran. Der Prokurist war, ist und wird sein. Er gehört zum Haus wie die alte Uhr auf dem Gang und die Eingangstür, deren Muster man im Schläfe sieht. Der Prokurist soll eine kleine Einlage im Geschäftskapital haben. Er hat ein laufendes Konto. Niemand weiß genau, was er eigentlich bezieht. Er kommt sich vollkommen unentbehrlich vor.

#### Die Schreibmaschinendame.

Das junge Mädchen, das an der Schreibmaschine tippt, ist manchmal hübsch. Sie kommt morgens, zwei Minuten nach neun,

ein bißchen atemlos ins Geschäft, weil sie die Straßenbahn versäumt hat. Sie lacht den Portier an und geht rasch an ihre Mitrailleuse. Das Schreibmaschinenmädchen klappt die Maschine auf, ordnet ihre Papiere und raschelt damit. Dann beginnt sie, ihren anwesenden Freundinnen eine lange Geschichte von gestern zu erzählen; sie ist bei ihrer Tante gewesen und hat so schrecklich viel Baumkuchen gegessen, daß ihr heute noch ganz... „Emmi, du hast ja eine neue Bluse an!“ — Start der neuen Bluse. Begeisterungsschreie. Innerliches Gefühl: „Steht ihr gar nicht!“ — Hierauf begibt sich die Schreibmaschinendame mit ihrer besten Freundin auf den Ort, wohin keine Sonn' mehr scheint, und teilt ihr etwas unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit. Es betrifft Franz, der wieder geschrieben hat. Wenn er nicht geschrieben hätte, wäre alles aus gewesen. So ist aber nicht alles aus. Beinahe wäre es aber. Sie kehren mit angeregten Augen auf den Kriegsschauplatz zurück. „Wo waren Sie denn so lange?“ Darauf lautet die Antwort: „Gott — —!“ was mit drei „t“ auszusprechen ist.

Das Schreibmaschinenmädchen nimmt Stenogramme auf und hat ihre erkorenen Lieblinge und Feinde unter den diktierenden Männern. Einer ist schick, einer unangenehm, weil er so schnell diktiert, einen kann sie überhaupt, ohne nähere Begründung, nicht leiden, und von dem, für den sie immer schreibt, möchte sie gern versetzt werden. Sie stenographiert flott, fragt nie und klappert nachher, daß die Funken stieben. Fremdwörter sind ihr ein Greuel; dem Prokuristen, wenn er sie nachher liest, auch. Der Schreibmaschinendame muß man Schokolade mitbringen, am besten von Zeit zu Zeit, weil sie sonst schlecht funktioniert. Mit Schokolade



**Ist das aber  
interessant!**

*Also daher die wunderbare  
Jugendfrische und der blendend  
weiße Teint meiner Gnädigen!  
Von jetzt an werde ich auch  
beim Waschen und Baden nur  
„DISAPOON“ benutzen!*

**DISAPOON**

Das ideale Mittel zur Hautpflege



  
CIBULKA

Probesendung M.3.- (Wertvolle Gutscheine  
auf Pelz- und Silbersachen) durch die  
DISAPOON-FABRIK \* ZITTAU (SA.)



funktioniert sie allerdings nicht besser. Das Schreibmaschinenmädchen hat einen Bräutigam, der gegen Mittag anzutelephonieren pflegt. Die Stimme des Mädchens am Telephon wird dann leise, umgibt sich gewissermaßen mit einem Schutzwall gegen die Zuhörer und hat doch einen zärtlichen Klang des tiefsten Einverständnisses. Nach vier Tagen kauft sich das Schreibmaschinenmädchen dieselbe Bluse wie ihre Freundin. Sie steht ihr. Das Schreibmaschinenmädchen heiratet früher oder später oder wird

#### Sekretärin.

Die Sekretärin ist eine ausgekochte Dame, der keiner etwas erzählen kann. Das Haus munkelt, sie habe mit dem Chef ein Verhältnis. Das stimmt aber nicht: dazu ist sie viel zu schlau. Die Sekretärin ist zuckersüß zur Gattin des Chefs, was diese mit besonderem Mißtrauen erfüllt. Die Sekretärin ist Herrin über die Zeit des Chefs. Sie sitzt im Vorzimmer und sagt: „Herr Hannemann hat jetzt keine Zeit!“, auch, wenn er gar nicht da ist. Die Sekretärin setzt alles durch, was sie haben will, weil sie im Schatten des Gewaltigen arbeitet. Die Sekretärin ist gerissen, sehr fleißig und lügt weitaus besser als die meisten Leute im Hause. Die Sekretärin weiß genau, was der Chef mag oder nicht mag — sie richtet sich auch in den meisten Fällen danach. Sie hat öfter eine Hornbrille, immer aber eine souveräne Verachtung für den breiten Heerbann der Angestellten. Die Sekretärin wünscht nicht, daß jemand in das Sekretariat kommt. Ihre erste Regierungshandlung ist gewöhnlich, dortselbst ein Schild anzubringen: „Unbefugten ist der Eintritt streng verboten.“ Die Sekretärin hat neben der Schreibmaschine eine reizende kleine

Kaffeetasse, einen Nagelpolierer und ein unpassendes Buch. Sie kommt sich total unentbehrlich vor.

#### Der Chef.

Der Chef ist ein verheirateter Mann von etwa fünfundvierzig Jahren und einem nie ganz neuen Hut. Der Chef kommt gegen halbzehn ins Bureau, fragt: „Was Neues?“, erwartet auf diese Frage keine Antwort und macht sich an die Post. Der Chef hat eine Laune (die andern haben auch eine Laune, bringen sie aber nicht ins Bureau mit, sondern geben sie in der Garderobe ab). Der Chef ist sehr gewitzt, mitunter klug; in gewissen Sachen dagegen von Gott geschlagen und mit einem Brett vor dem Kopf versehen. Der Chef hat ganz andere Sachen im Kopf, als das Personal denkt. Vor allem denkt er gar nicht so viel an das Personal, wie das Personal annimmt. Der Chef hat seine eigene Meinung über seine Leute, meistens die richtige. Eine falsche ist ihm mit gar keinen Mitteln aus dem Gehirn zu schlagen. Der Chef telephonierte immer. Der Chef hat nie Zeit. Der Chef hört nie zu, wenn man etwas mit ihm bespricht. Der Chef ist imstande, nach einer ganz wichtigen Erklärung eines Angestellten, die sich der den ganzen Nachmittag über ausgedacht hat, zu sagen: „Sagen Sie mal, haben Sie eigentlich mal das Unkostenkonto durchgesehen?“ — Der Angestellte verliert den Faden, ärgert sich grün, verhaspelt sich und berichtet mit erstickter Stimme über das Unkostenkonto. Der Chef vergißt das meiste, was man ihm sagt und macht die Sekretärin dafür verantwortlich. Der Chef ist schon als solcher zur Welt gekommen — denn die Karriere eines Chefs ist eine rätselhafte Sache. (Er sagt, er habe es durch eigene





# **Goldstück**

Deutscher Weinbrand  
Stück-Liköre





*Es lacht der Uhu sehr:  
Telschow-Kuchen  
schmeckt nach mehr*



Tüchtigkeit so weit gebracht. Manchmal ist das wahr.) Der Chef organisiert von Zeit zu Zeit den Betrieb völlig um. Das schadet aber nichts, weil ja doch alles beim Alten bleibt. Der Chef ist einen Tag im Jahr wirklich guter Laune — am Morgen des Tages nämlich, an dem er auf Urlaub geht. Gegen Mittag ärgert er sich dann fürchterlich über seine Sekretärin und verläßt abends voller Wut das Haus. Der Chef geht öfters zu Konferenzen, manchmal frühstücken, und mitunter hat er „Gänge“. Er kommt dann mit kleinen Paketen zurück, die er im Bureau liegen läßt. Der Chef sieht resignierend auf die sich öffnende Tür seines Zimmers: was Gutes erwartet er auf keinen Fall. Der Chef wird abwechselnd als Blutsauger, Wohltäter, verrückter Kerl, maßloser Arbeiter und Halbgott angesehen. Das ist alles falsch: er ist nur Chef. Der Chef beeinflusst, ohne es zu wissen, den gesamten Ton seines Hauses — wie der Herr so das Gescherr. Der Chef sagt, wenn er morgens zur Tür hereinkommt: „Das Schild da müßte mal erneuert werden!“ — Noch niemals ist es einem Chef gelungen, diesen Wunsch in die Wirklichkeit umzusetzen. Der Chef will sich immer zur Ruhe setzen und hat häufig den „ganzen Kram satt“. Das sind leere Versprechungen — er macht den Kram bis an sein Lebensende. Dann tritt ein neuer an seine Stelle. Der Alte gewinnt nunmehr die Lichtkonturen eines höheren Wesens und vereinigt in sich alle guten Eigenschaften der Welt. „Ja, wie der Alte noch da war — —!“ Der neue Chef (siehe oben).

#### Der Registrator.

Der Registrator ist in erster Linie Abteilungsvorsteher und als solcher auf feine

Sitten und Gebräuche bedacht. Er registriert die Akten um ihrer selbst willen. Er ist persönlich beleidigt, wenn jemand diese Akten nun auch einsehen will. Ihm genügt das Gefühl, daß alles in Ordnung ist. Er ist stolz und unzugänglich und sieht in sämtlichen andern Abteilungen des Hauses einen bösen Feind. Er behandelt jedermann, als ob er aus einer andern Firma sei. Der Registrator wahrt die Selbständigkeit seiner Abteilung und würde auch den Kaiser Napoleon, wenn der Wert darauf legte, ihn zu besuchen, unter N ablegen. (*Oder unter B — wegen Bonaparte? Erbitterter Streit mit dem zweiten Registrator.*) Der Registrator kennt sämtliche Vorgänge, ohne jemals genau zu verstehen, was sie eigentlich bedeuten. Da sich alles bei ihm ansammelt, was im Geschäft passiert, so ist er im Laufe der Jahre zu der Überzeugung gekommen, daß eigentlich er es ist, der alles hervorbringt. Er hat einen glänzenden Bureaurock und ist von einer welterschütternden Pedanterie. Es kommt vor, daß in einer Registratur gesuchte Sachen auch gefunden werden. Meistens aber will der Registrator nicht gestört werden. Er registriert. Er kommt sich durchaus unentbehrlich vor.



#### Beschluß.

Lieber Leser, alles stimmt nicht und kann nicht stimmen. Schüttle nicht gleich mit dem Kopf, wenn es bei dir ein bißchen anders ist — das ist ein Zufall. Wenn du aber sagst: „Das muß ich ausschneiden und Herrn Neumann schicken, dem alten Kamell!“ — dann ist der Autor, wenn man von dem nicht übermäßig berechneten Honorar absieht, reichlich belohnt.



# Aus den Tagen der Anarchisten

## Auf der Suche nach Ravachol!

Von Alphonse Pütz

Es ist ein amüsanter und lehrreicher Buch, das der Polizeisekretär und Dichter Ernest Raynaud unter dem Titel „Erinnerungen“ geschrieben hat. In der Hauptsache reichen sie in eine Zeit zurück, wo der anarchistische Bandit Ravachol, heute ein legendärer Name, ganz Paris in berechtigten Schrecken versetzte. Um einen mathematischen Ausdruck zu gebrauchen: Alles, was in diesen Jahren — 1889 bis 1891 — die Pariser Polizei dachte und tat, geschah in Funktion zu Ravachol. In den verschiedenartigsten Haltungen und Kleidungen war sein Bild verbreitet, es klebte an jeder Straßenecke, wie heute das der „Dolly sisters“: nur daß die Dolly sisters nach ein paar Wochen durch Nachfolgerinnen ersetzt werden, während Ravachol von Dauer war. Natürlich zeigte sich bald schon die psychologische Infektion in heftigster Weise: In jedem Einbrecher, jedem Taschendieb, jedem Spitzbuben überhaupt sah man den berühmten Banditen. Das Personal der Polizeikommissariate mußte vermehrt werden, um die zahllosen Denunziationen zu lesen, denen man schließlich nicht mehr die geringste Beachtung schenken durfte. Nur hier und da wurde eine kleine „Stichprobe“ gemacht, wobei sich dann die sonderbarsten Dinge ereigneten: Die Welt lachte nur aus dem Grunde nicht darüber, weil die Polizei sich wohl hütete, ihre Herculafälle an die große

Glocke zu hängen. Raynaud als einer der Hauptbeteiligten veröffentlicht heute seine Notizen; es sei daraus nur eine einzige Episode mitgeteilt, weil sie auf die damaligen polizeilichen Gepflogenheiten und den gesamten hochromantischen Charakter jener Zeit ein helles Licht wirft.

Ravachol war unauffindbarer denn je. Fast täglich krachten seine Bomben, Paris erlebte eine Zeit, ähnlich den furchtbaren Monaten zu Beginn des Jahres 1871. Dutzende von unnützen und lächerlichen Schritten und Untersuchungen hatten die Kommissare zur Verzweiflung gebracht. Von oben her kamen wütende Briefe, mit allerlei Drohungen angefüllt für den Fall, daß der Fang nicht bald gemeldet werde. Es war schon nicht mehr Ehrgeiz, es war der nackte Selbsterhaltungstrieb, der die Sicherheitspolizei zum Äußersten trieb. Die Beamten arbeiteten weit über die Dienststunden hinaus, schlaflos, ruinierten dabei ihre Gesundheit und ihre Nerven. Eines Abends kam ins Kommissariat der Chapelle, wo Raynaud Sekretär war, ein bekannter Polizeispitzel mit genauen Angaben über den derzeitigen Aufenthaltsort der Bande Ravachol: ein zerfallenes Haus, ganz unbewohnt und isoliert, jenseits der Befestigungsanlagen, in der gefährlichsten Stelle der „zone“. Es müsse sofort zugegriffen werden, da er nicht sicher sei, ob er nicht selber von den Banditen aus-



RUD/  
MÜLLER



**Rotbart**

**SONDERKLASSE  
DIE DEUTSCHE QUALITÄTSKLINGE**

161



1864 — 1924



## Vom Webstuhl zum Wäschschrank

liefert vorzügliche  
Leinen- und Baum-  
wollstoffe, Herren-  
und Damenwäsche,  
Tisch- u. Bettwäsche,  
Brautausstattungen

Leinentweberei und Wäschefabrik

**W. THIEL  
& SOHN**

Wüstewaltersdorf  
i. Culengebirge, Schlesien

Begründet 1864

Preislisten m. Abbildungen u. Mustern postfrei

gespitzt würde. Raynaud wollte den Versuch wagen. Telephone waren nicht zu seiner Verfügung, die Polizisten alle im Dienst. Er schickte einen Kutscher zu den nächsten Wachen mit der Bitte, einige Mann zu seiner Verfügung zu stellen. Niemand kam. Schließlich traf er auf der Straße einige Freunde, die sich ihm anschließen wollten. Sie fanden das Haus, drangen ein — nirgends eine Menschenseele. Es schien schon seit Jahren verlassen zu sein. In einer Ecke entdeckten sie einen schlafenden Menschen, der sich unter einer großen Decke etwas bewegte. Sie zogen vorsichtig den Mantel weg — und ein ganzes Heer von Ratten und Mäusen stob in alle Richtungen auseinander. Sie sahen eine menschliche Form, das Gesicht vollkommen zerfressen, die Finger angeknagt, ein wahres Monstrum. Vor Schrecken prallten sie zurück, dabei entfiel die Laterne und verlöschte. Niemand hatte Zündhölzer. Sie wagten nicht, einen Schritt zu tun, weil die Ratten wieder neuen Mut geschöpft hatten und zu Dutzenden über den Fußboden trotteten. Nach einigen Minuten gräßlichsten Schweigens wurden plötzlich von außen her Flüsterstimmen vernehmbar. Gott sei Dank, es sind die Polizisten! Man wartete, unbeweglich — da sah einer durch das Fenster Apachenmützen — es war die Bande Ravachols, die auf irgendeine Weise Wind von der Expedition bekommen hatte und nun ihre Feinde wie in einer Falle fing. Aller Schrecken im Innern, Ratten wie Leichnam, wurde vergessen, angesichts dieser unmittelbar drohenden Lebensgefahr. Denn daß die Anarchisten mit Wonne die verhaßten „flics“ niedermetzeln würden, stand ganz außer Zweifel. Man konnte ihnen vielleicht noch entrinnen, indem man so schnell wie möglich das Freie zu gewinnen suchte. Ueber



schreiende Ratten und quiekende Mäuse ging's die vermoderte Treppe hinunter. Die Tür wurde aufgerissen — aber da streckte sich ein Dutzend kräftiger Fäuste den Polizisten entgegen, umklammerten sie wie in einem Schraubstock, trugen sie wie leichte Heubündel zu einem Karren, luden sie auf. Eine lange, holperige Fahrt, bei der den Gefangenen die Sinne vergingen. Sie kamen wieder zum Bewußtsein — in einem Polizeikommissariate. Die Banditen waren verkleidete Polizisten von einem anderen Distrikt, wo der Spitzel dieselben Angaben gemacht hatte. —

Ravachol wurde einige Monate später in einem Restaurant nach wütender Gegenwehr überwältigt. Tags darauf ereignete sich am Boulevard Magenta eine furchtbare Explosion, bei der jenes Restaurant in die Luft flog und der Besitzer, der Angeberdienste geleistet hatte, nebst zwanzig Gästen den Tod fand.

Das war jene Zeit: Mitten im Triumphe der Industrie und der Naturwissenschaften ein Romantizismus der Sitten, der Literatur, des Verbrechens sogar, wie er nie mehr erreicht wurde. Der gottbegnadete Künstler wandelte mitten unter Dirnen und Meuchelmördern, und Raynaud weiß von mehr als einem Mädchen zu erzählen, das, von der Sittenpolizei eingeliefert, die größten Dichter der Zeit, einen Coppée, einen Baudelaire, einen Richpin, einen Charles Maurras, einen Maurice Barrès zu ihren Versen begeistert hatte. Wer erinnert sich nicht an die Strophe von Verlaine: „Ihr lieber, seltener, harmonischer Körper, zart und weiß wie eine Rose, rein und rosig wie eine Lilie unter purpurnem Himmel.“? Das Wesen, dem diese Zeilen gewidmet waren, stand nach wenigen Monaten bereits vor dem Polizeisekretär, auf der Straße aufgelesen, krank, verworfen...




### Wie angenehm empfinden

fehltsichtige Augen den Wechsel, wenn sie von der Fessel gewöhnlicher Augengläser befreit durch Zeiss' Punktalgläser blicken. Ein großes Sehfeld mit gleichmäßig scharfen Netzhautbildern in jeder Blickrichtung — die wiedererlangte volle Bewegungsfreiheit der Augen beim Umherblicken — man ist sich kaum mehr bewußt, daß man noch Augengläser trägt.

## Zeiss

### Punktal-Gläser

für Brillen und Klemmer

Jedes Glas trägt das Schutzzeichen  Lassen Sie es sich auf den Gläsern nachweisen! Niederlagen überall bei den durch dieses Zeichen kenntlich gemachten Optikern. Druckschrift „Punktal 219“ und Jede Auskunft kostenfrei von







Die Eisspeise  
für jede Gesellschaft

\*

*Hillbrich*  
Konditorei

Berlin W 8, Leipziger Str. 24

Merkur 4871-73

# G E M Ü T

Scene in zwei Dialogen  
und zwei Seufzern

von

CURT PEISER

PERSONEN:

Egon, der geschiedene Gatte.  
Rita, die geschiedene Frau.  
Bernhard, der künftige Gatte.

1. Dialog in der Wohnung Egons.
2. Dialog in der Wohnung Bernhards.

Zeit: Gegenwart.

1. Szene.

*(Elegantes Herrenzimmer. Egon am Schreibtisch, arbeitend, winterliches Halbdunkel. Es klopft.)*

Egon (unwillig): Herein! (Wendet sich um.)

*(Rita erscheint und bleibt an der Schwelle stehen. Schüchterne Handbewegung nach vorn. Pause.)*

Egon (will aufspringen, beherrscht sich und bleibt sitzen): Wie, Rita, du hier? Nach allem, was vorgefallen ist?

*(Pause.)*

Rita: Ja, ich, Egon! *(Tritt stockend näher.)* Du kannst dir denken, daß mir der Entschluß nicht leicht gefallen ist.



Egon: Hm, jedenfalls nicht ganz so leicht wie seinerzeit der Entschluß zur Scheidung.

Rita: Über eine Viertelstunde habe ich unten vor der Tür gestanden, ehe ich mich zum Heraufkommen entschloß.

Egon: Natürlich, die Vorfreude ist die reinste Freude!

Rita: Ich bitte dich, laß heute einmal alle Ironie beiseite und sprich zu mir als Mensch zum Menschen. Ich habe mir vorgenommen, mit dir einmal ganz ruhig zu sprechen und mich durch deine Schärpen nicht verletzen zu lassen. Ich bitte dich, mir die Durchführung meines Vorsatzes nicht schwer zu machen.

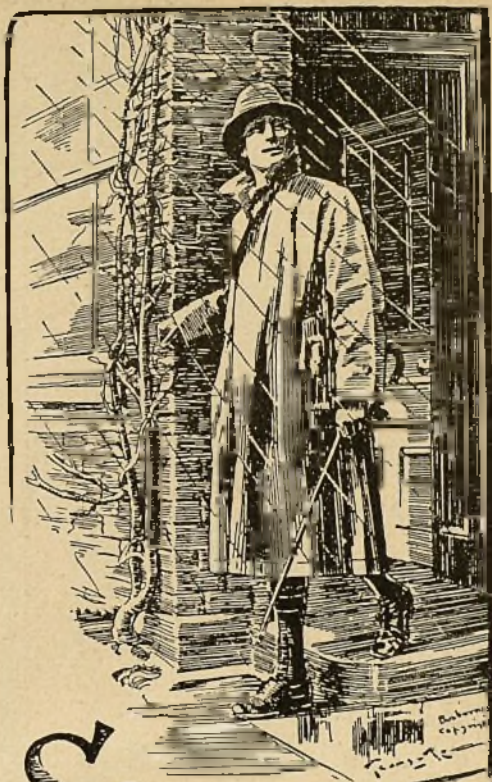
Egon: Dann wäre für dich ja kein Verdienst bei der Sache. Dein Vorsatz hat doch nur Zweck, wenn die Voraussetzungen dafür gegeben sind. Es wäre unzart von mir gehandelt, wollte ich durch lämmerhaftes Benehmen deine Absichten durchkreuzen und dir keine Gelegenheit zur Selbstüberwindung geben.

Rita: Also — wie du willst

(Pause.)

Egon: Darf ich fragen, was dich über die gastliche Schwelle meines Hauses führt? Du erlaubst doch, daß ich dich weiter duze? Ich bin nicht ganz im Bilde, ob man seine geschiedenen Frauen mit „Sie“ oder „Du“ anzureden pflegt.

Rita (preßt die Lippen aufeinander): Wie du willst — oder — wie Sie wollen! (Nach kurzer Pause): Wenn du erlaubst, werde ich für meinen Teil das „Du“ beibehalten.



Sie gehen  
aus?

Warum nicht!  
Ich frage meinen

**BENEDICT**

**REGENMANTEL**

wasserdicht, bequem  
und warm

G. BENEDICT

BERLIN

BUDAPESTERSTR. 10



# CARL MALCHOW & OTTO

Reise-Effekten-Fabrik  
Berlin W8, Mohrenstr. 60  
Nähe Kaiserhof



Wir fertigen seit 35 Jahren nur

## REISE-GEPÄCK

allererster Güte

FEINSTE LEDERWAREN

Wir sind Spezialisten für

## AUTO-KOFFER

Nur Koffer mit unserer Schutz-  
marke haben unsern patentierten,  
absolut sicheren Dichtungsver-  
schluß gegen Staub u. Nässe

Reifenhüllen / Kühlerdecken  
Lederschutz-Gamaschen  
garantiert tadellos  
in Sitz und  
Qualität

\*

Egon: Jawohl, das klingt viel trauter und inniger. Also: was verschafft mir den lang entbehrten Vorzug?

Rita: Ich hatte mir unser Wiedersehen nach der halbjährigen Trennung allerdings etwas anders gedacht.

Egon: Du erlaubst, daß ich mir eine Zigarette anstecke. Gefühlvolle Familienszenen werden immer von Zigarettenduft umschwebt. Du kannst das in jedem Kino beobachten. Wir müssen sowieso schon ohne sanfte Musik auskommen.

Rita (*erregt*): Nein, bleibe ruhig, wie du bist! Erfülle meine Bitte um Freundslichkeit gegen mich nicht. So ist es besser. So habe ich besser vor Augen, weshalb es zur Scheidung kam und — kommen mußte!

Egon: Rrrr — eine andere Kulisse! Nächste Szene: Der Barbar und die zarte Jungfrau. — Darf ich erneut fragen, welche innere Stimme dich in meine geöffneten Arme treibt? Eine Wiedervereinigung in der holden Harmonie einer zweiten Ehe dürfte dich kaum hierher gelockt haben.

Rita: Nein, wahrhaftig nicht. Lieber —

Egon: Ich weiß: Lieber scheintot im Massengrabe mit 'nem Loch in der Kniescheibe. Du brauchst mir das nicht zu versichern, das ist ja gerichtsnotorisch und liegt bei den Akten. Brauchst du Geld?

Rita: Nein, in diesem Punkte hast du ja so großzügig an mir gehandelt, daß —

Egon: Na, Gott sei Dank, ich habe auch im Augenblick nichts übrig.

Rita (*lächelnd*): Viel Gemüt hast du dir inzwischen noch nicht zugelegt.



Egon: Nein, wirklich nicht, wenigstens ist Gemüt für mich noch immer keine Scheidemünze, die man täglich in ein paar Dutzend abgegriffener Pfennige verausgabt. Gemüt darf nur als Goldbarren im Panzerturm aufbewahrt werden. Aber darüber habe ich dir schon früher manche vergebliche Vorlesung gehalten. Bist du gekommen, um dir eine solche anzuhören?

Rita: Nein, ich bin gekommen, um eine rein persönliche Angelegenheit mit dir zu besprechen, in welcher ich dich um deinen Rat bitten möchte.

Egon: Es gibt nur persönliche Angelegenheiten. Der Einkauf von Eiern ist ebenso persönlich wie meinetwegen die Astronomie. Höchstens macht die Ehe eine unrühmliche Ausnahme.

Rita (*verblüfft*): Wieso?

Egon: Weil sie allein die Persönlichkeit unterdrückt und erstickt. Alles, was wir tun, ist Ausfluß eigenster Persönlichkeit, sei es Geschäft, Vergnügen, Kunst oder Sport. Nur in der Ehe wirken tausend Strömungen, die uns hemmen und beeinflussen.

Rita: Oder auch unterstützen und fördern. Kannst du dir nicht denken, daß eine Ehe —

Egon: Sag mal, glaubst du, daß es die Aufgabe eines geschiedenen Ehepaares ist, philosophischen Austausch über Ehefreuden zu pflegen? Mir kommt das — offen gestanden — etwas komisch vor.

Rita: Gut, lassen wir das! (*Pause.*)

Egon: Du wolltest in einer persönlichen Angelegenheit meinen Rat. Ich muß mir die Entscheidung, ob ich ihn geben

# Radio

## Das Ohr der Welt

**Jedermann**  
selbst im entgegensten Winkel  
**ist Teilnehmer!**



Den Weg hierzu weisen  
unsere ausführl. gemeinver-  
ständliche Aufklärungsschrift  
Nr. U. Bereitwillig kostenlos.

# Osthandel

G. m. b. H.

## Breslau

Osthandelshaus





# Unheilbare Katarre

Schnupfen-, Hals- und Nasenverfleischungen usw. haben ihre Ursache in der Tätigkeit der Kleinlebewesen. Diese verbreiten durch ihre Fortpflanzung gewisse Absonderungsprodukte, die giftig wirken und dadurch weite Teile der Schleimhäute reizen und für die Ausbreitung empfänglich machen. Auf diese Weise entstehen leicht durch einen vernachlässigten Schnupfen oder Husten: Nasen-, Hals-, Kehlkopf-, Luftröhren-, Bronchialkatarre, Asthma, Infuenza usw.

In der Natur sind aber für alle Gifte Gegengifte vorhanden; es gilt, nur die richtigen herauszufinden und recht anzuwenden. Daher ruhen auch Einflüsse mit Salzen oder äusserer Behandlung mit warmen oder kalten Umschlägen oft sehr wenig; die tieferliegende Bakterienflora wird dadurch nicht affiziert, und nach einiger Zeit ist das alte Leiden wieder da. Deshalb erscheinen diese Zustände den meisten als unheilbare Katarre.

Von der Firma Carl A. Caneré, Wiesbaden CC., ist ein kleiner, junger Apparat konstruiert, der nach besonderem Verfahren auserwählte, wissenschaftlich begutachtete Stoffe zum Einatmen bis in die tiefsten Luwege bringt, ohne Reizstoffe zu verursachen oder sonstwie die Schleimhäute anzugreifen, und zwar auf kaltem Wege, um auch einer neuen Erkältung sicher vorzubeugen. Hiermit sind ganz ausgezeichnete Erfolge erzielt worden, worüber sich mehr als 25000 Patienten, darunter auch zahlreiche Ärzte, in beglaubigten Briefen aussprechen. So schreiben:

Herr C. F. Gabler in Siegmars bei Chemnitz: „Ich leide seit über 50 Jahren an einem chronischen, fast unheilbaren Katarre, verbunden mit asthmatischen Anfällen. Seit dem Gebrauch Ihres Inhalators bin ich geheilt, so daß ich trotz meines Alters von nunmehr 77 Jahren drei Jahre davon verspaßt geblieben bin. Ich habe daher allen Anlaß, Ihren Inhalator warmstens zu empfehlen.“

Herr Stadt-Obstingenieur Rüden, Berlin, schreibt: „Ich hatte Ihren Apparat bald 14 Jahre im Gebrauch und kann daher bestätigen, daß er, sachlich und richtig angewendet, unbedingt Besserung und Heilung bei allen Erkrankungen der Luwege gewährleistet, wie ich das an mir selbst und Bekannten stets beobachten konnte. Auch die Kostenfrage beschränkt sich auf die einmalige Anschaffung des Apparates, und da eine Flasche Inhalationsflüssigkeit meist ein Jahr und länger ausreicht, sind die Betriebskosten gleich Null. Gern werde ich wie bisher allen Katarreleidenden den Apparat empfehlen, wenn das bei der Geringfügigkeit des Anschaffungspreises überhaupt notwendig ist.“

Herr Zahnarzt Maue, Stendal: „Es drängt mich, Ihnen über Ihren Inhalator meine warmste Anerkennung auszusprechen. Ihr Apparat ist der einzig brauchbare. Ich habe ihn selbst benutzt und verordere ihn bei jeder Gelegenheit meinen Patienten. Die Beeinflussung der Mundhöhlen und deren Nebenhöhlen läßt in ihrer Grundhaftigkeit nichts zu wünschen übrig. Die Erfolge sind großartig.“

**Warnung!** Achten Sie genau auf den Namen Carl A. Caneré, Wiesbaden und die patentamtliche Schutzmarke „Die Kur im Hause“, damit Sie auch wirklich den echten und altbewährten Wiesbadener „Wiesbadener Original Caneré-Inhalator“ erhalten, da minderwertige Nachahmungen im Handel sind. Kein zweiter Apparat kann sich wie dieser auf 25000 Zeugnisse von Ärzten und Patienten berufen. Verlangen Sie nähere Auskunft und belehrende Broschüre „Die Kur im Hause“ kostenlos und ohne Kaufzwang von Carl A. Caneré, Wiesbaden CC.

will, vorbehalten, bis du mich in die Schwingungen deiner Psyche eingeweicht hast. Handelt es sich um geschäftliche Angelegenheiten, so schlage ich vor, das Licht anzuknippen, während für Seelenbekenntnisse wohl die mangelhafte Beleuchtung geeigneter wäre.

**Rita:** Wenn du es mir doch nicht so schwer machen würdest! Ich bin in einem Zwiespalt der Empfindungen und weiß keinen andern, der mich besser beraten könnte als du. Du bist nüchtern und ehrlich —

**Egon:** Bitte, keine Bestechungsversuche! Aus deiner Einleitung schließe ich, daß du entweder dich verliebt hast oder genau das Gegenteil: daß du heiraten willst.

**Rita** (nicht mit dem Kopfe).

**Egon:** Wie denn, was denn? Handelt es sich um eine Liebe oder um eine Ehe?

**Rita:** Um beides!

**Egon:** Um beides? Ja, hast du nicht genug an mir gehabt? Willst du dich gewaltsam ins Unglück stürzen?

**Rita:** Es wird diesmal ein Glück werden!

**Egon:** Und was soll ich dabei? Soll ich den — Bräutigam warnen oder nur Trauzeuge sein? Oder soll ich dir Verhaltensmaßregeln für die Flitterwochen geben? Ich verstehe wirklich nicht, welche Rolle du mir in diesem Schauerdrama zugedacht hast.

**Rita:** Du wirst es bald verstehen. Mein — — Freund ist das Muster edler Männlichkeit, das mir schon in meinen Mädchenträumen vorgeschwebt hat, und er liebt mich mit der ganzen Innigkeit, deren seine Seele fähig ist.



Egon: Ogottogottogott! Das muß ich doch schon irgendwo mal gelesen haben. Aber bitte, fahre nur fort. Bei besonders eindrucksvollen Stellen darf ich wohl ein bißchen seufzen?

Rita: Entschuldige, daß ich schon überschwenglich wurde. Aber ich kann nichts dafür. Er liebt mich, und ich bin glücklich in diesem Bewußtsein, da ich seine Gefühle erwidere.

Egon: Mögen süße kleine Engelein euer Bettchen umschweben und eure Träume umgaukeln! Darf ich dir einen Schnaps anbieten?

Rita: Bitte, laß hier den Spott, er verletzt mich!

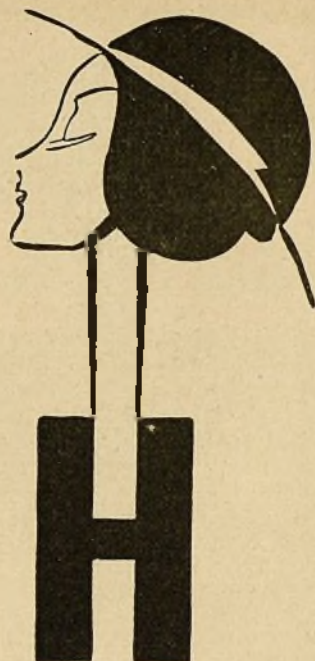
Egon: Aber, meine liebe geschiedene Rita, wozu erzählst du mir dann den ganzen rosenroten Roman? Man soll nicht gewaltsam bei anderen die schlechte Eigenschaft der Schadenfreude hervorgerufen, auch nicht, wenn es sich um einen ehemaligen Ehemann handelt. Soll ich deinen Bräutigam in mein Abendgebet einschließen? Ich wüßte auch beim besten Willen nicht, was du für einen Rat von mir fordern willst. Ich kann dir nur raten, sämtliche Finger ein Vierteljahr in den Eisbeutel zu stecken, damit du sie dir nicht von neuem verbrennst.

Rita: Es handelt sich auch eigentlich nicht um einen Rat, sondern —

Egon: Aha, du willst nur meinen Segen?

Rita: Nein, auch das nicht. Aber Bernhard —

Egon: Also Bernhard heißt er? Ein schöner, kraftvoller Name. Gutentwickelte Muskeln, dunkle, ein bißchen schwermütige Augen, gesunder Appetit.



HERMANN

HAMMERSCHLAG

Führendes deutsches Spezialhaus für

DAMENHÜTE

HAMBURG, NEUERWALL 52, 54, 56, 58, 60

Bitte beachten Sie:



Eingetragene Schutzmarke

BADEN-BADEN, LANGESTRASSE 52  
BAD PYRMONT, AM HYLLIGEN BORN 1





Conrad Ferdinand

## Meyer Sämtliche Werke

6 Ganzleinenbände, bestes Papier, Rücken-  
pressung und Monogramm echtes Gold

Inhalt der Bände:

1. Borgia • Hutten • Engelberg
2. Der Heilige • Pescara. 3. Jürg  
Jenatsch. 4. Novellen. 5. Novellen.
6. Gedichte.

Den Hauptwerken des Dichters ist in  
unserer ganzen Literatur nichts an  
die Seite zu setzen. Die Novellen —  
aus dem Geiste der Renaissance  
geschrieben — sind literarische  
Leckerbissen

Wir erleichtern  
die Anschaffung! **monatl. nur 10 Mk.**

Verlangen Sie kostenlose Zusendung  
unseres soeben erschienenen illustrierten  
reichhaltigen Kataloges „Gute Bücher“!

### Buchhandlung Paul Franke

Inhaber: Paul Franke und Rudolph Henkel G. m. b. H.

Berlin W 9 • Köthener Straße 16

Postcheckkonto: Berlin 16013

#### Bestellzettel:

Bestelle bei der Buchhandlung Paul Franke, G. m. b. H.,  
Berlin W 9, lt. Anzeige im Adu, C. F. Meyer Sämt-  
liche Werke, 6 Ganzleinenbände 52. — Gm. Betrag  
folgt — Ist nachzunehmen — gegen Ratenzahlung von  
10 Mk. monatlich, ab Lieferung mit 10% Zuschlag.  
Eigentumsrecht vorbehalten. Erfüllungsort: Berlin.

Ort und Datum: .....

Name und Stand: .....

Rita: Willst du mich nun einmal an-  
hören?

Egon: Wenn du weitere Informationen  
für nötig hältst, bitte!

Rita: Bernhard entstammt einer alten  
Patrizierfamilie mit engen, bisweilen  
törichten Ansichten. Für ihn wie für  
seine Umgebung bedeutet der Begriff  
einer geschiedenen Frau ein Drama mit  
tragischen Konflikten.

Egon: Ein Drama hat immer tragische  
Konflikte. Du findest Näheres darüber  
in Lessings Dramaturgie.

Rita: Das hat doch nicht das geringste  
mit der Sache selbst zu tun.

Egon: Es sollte auch nur zur Richtig-  
stellung dienen.

Rita: Kurz und gut, Bernhard steht vor  
meiner Ehe mit dir und deren Lösung  
durch das Gericht wie vor einem Rätsel.

Egon: Es war wohl eher ein Rössel-  
sprung.

Rita: Und nun möchte ich dich bitten,  
Bernhard einmal zu dir kommen zu  
lassen und mit ihm als Mann zum  
Manne zu reden.

Egon: Ich verstehe wohl nicht ganz  
richtig? Ich soll deinen Bräutigam —

Rita: Er ist noch nicht mein Bräutigam.

Egon: Also deinen — Liebhaber kommen  
lassen und ihm sozusagen einen Emp-  
fehlungsbrief für dich ausstellen? Viel-  
leicht kann er dann gleich unsere frü-  
here Anna übernehmen, so daß ich das  
Zeugnis gleich für euch beide gemein-  
schaftlich schreiben kann? Das würde  
doch die Begründung des neuen Ehe-  
bundes erheblich vereinfachen, nicht?

Rita: Verstehe mich doch nicht mit Willen  
falsch! Ist es etwas so Unnatürliches,



daß Bernhard wissen will, wer du bist und wie du über mich urteilst? Ich verlange wahrhaftig keine Empfehlung von dir und kann mir im Gegenteil wohl denken, daß du hart und ohne „Gemüt“ über mich urteilen wirst. Aber ich habe dein Zeugnis nicht zu fürchten. Wir sind jeder unsere eigenen Wege gegangen, wir haben gesehen, daß wir nicht zueinander passen, und ich vermochte deine harte und lieblose Art auf die Dauer nicht zu ertragen. Aber wir wissen, daß kein Makel an uns ist, und daß unsere Abneigung diejenige aufrechter Menschen gewesen ist. Urteile immer über mich, wie es deine Empfindung vorschreibt.

Egon: Verehrteste aller geschiedenen Frauen, dein Humor ist köstlich! Schade, daß Shakespeare nicht auf den Gedanken gekommen ist: er hätte ein vorzügliches Lustspiel daraus machen können. Der neue Ehemann soll sich also bei dem abgelegten belehren, gleichzeitig überzeugt er sich davon, was der alte für ein Ekel ist, und schließlich fällt noch eine für das Standesamt erforderliche Ehrenrettung der jungen Frau ab, welche als „deus ex machina“ die Fäden hält und sich zum Schluß dankbar nach allen Seiten verbeugt.

Rita: Pfui, wie du alles verdrehst und mit Gift überschüttest! Aber ich hätte deine Ablehnung voraussehen können.

Egon: Aber nicht doch, mein Liebling, im Gegenteil. Ich verspreche mir ja davon einen Heidenspaß! Schicke ihn nur her, deinen Galan: Wir werden uns erst mißtrauisch beobachten und zum Schluß versöhnt als beste Freunde in den Ar-





men liegen. Mir hat selten ein Vorschlag so viel Freude gemacht wie der deinige. Vielleicht fällt gar noch eine Stelle als Hausfreund für mich ab: darf ich ihn darum bitten?

Rita (*erhebt sich, mit Stolz*): So in den Schmutz ziehen lasse ich meine Gefühle nicht. Ich werde Bernhard sagen, wie du zu mir gesprochen hast, und er wird darauf verzichten, dich kennenzulernen! (*Geht mit raschen Schritten hinaus.*)

Egon (*ihr nachrufend*): Aber Rita! (*Die Tür schließt sich hinter Rita.*)

(*Egon stützt den Kopf in die Hände und seufzt.*)

## 2. Szene.

(*Gut eingerichtetes Arzt-Sprechzimmer bei Bernhard. Auf einem Sessel neben dem Schreibtisch Egon. Bernhard tritt ein.*)

Bernhard (*durch die Tür dem Mädchen zurückrufend*): Recht so, Bertha. Sagen Sie Frau Rita, daß sie ein Viertelstündchen drin auf mich warten möge. Und bringen Sie ihr etwas Obst hinein! (*Wendet sich zu Egon, ihm beide Hände haltend*): Es freut mich aufrichtig, daß Sie meiner Bitte um einen Besuch nun doch gefolgt sind. Sie machen mir eine große Freude damit!

Egon: Für Besuche sollte man eigentlich erst danken, wenn sie sich verabschieden. Erst dann weiß man genau, ob man wirklich Freude an ihnen gehabt hat.

Bernhard: Ich habe keine Furcht, daß mein Urteil so rasch in das Gegenteil umschlagen wird. Sie beweisen mir ja

schon durch die Erfüllung meiner Bitte, daß Sie mir ein gewisses Wohlwollen entgegenbringen.

Egon: Es gibt logische Schlußfolgerungen, die an sich nicht falsch sind, aber dennoch die Wahrheit nicht treffen. Die Ihrige scheint mir eine solche zu sein.

Bernhard (*lächelnd*): Sie wollen damit sagen, daß ich noch nicht berechtigt bin, von Ihnen ein Wohlwollen zu erwarten. Ich habe mich da wohl auch ein wenig ungeschickt ausgedrückt.

Egon: Ich will im Gegenteil damit sagen, daß das Wohlwollen, welches ich für Sie fühle, durch meinen Besuch eher widerlegt als bewiesen zu sein scheint.

Bernhard: Wie darf ich das verstehen?

Egon: Die Beantwortung dieser Frage muß ich der Unterredung überlassen, zu der Sie mich hierher gebeten haben. Im übrigen freue ich mich der methodischen und sachlichen Art, mit der Sie jeder Frage auf den Grund zu kommen suchen.

Bernhard: Das liegt wohl an meinem Beruf. Wir Ärzte lernen das so durch die Praxis. Und wenn ich im vorliegenden Fall auf Ihre Äußerungen so ausführlich eingehe, so liegt das daran, daß ich Ihnen gern (*nach Worten suchend*) menschlich nahe kommen möchte.

Egon: Ihre Absicht ehrt mich. Dürfte ich wissen, weshalb Ihnen so viel daran gelegen ist, mir — um Ihren Ausdruck zu wählen — menschlich nahe zu kommen?

Bernhard: Rita — (*sich verbessernd*) Frau Rita hat mir vieles von Ihnen er-



# Der neueste Radio Bericht



★

*Wie Radio den ganzen Erdball umspannt,  
In jedem Hause schnell Eingang fand,  
So hat sich auch überall Geltung verschafft  
Das kölnische Wasser „Deutsche Kraft“*

★





## Lodenmäntel nach Maaß!



Wettermantel  
»Nimrod«

Allerbeste  
reinwollene  
Qualitäten

—  
Sehr vorteilhafte  
Preise durch  
Ausschaltung  
des Zwischen-  
handels

\*

## Schlesisches Lodenmäntel-Versandhaus **Karl Roegner** **Liegnitz**

Nur eigene, seit 18 Jahren bewährte  
Fabrikate. Anfertigung und Lieferung  
in Zwangsfällen innerhalb 24 Stunden  
Muster u. Preisblatt A auf Wunsch.

\*

Der Fahr-  
mantel der  
vornehmen

Welt ist  
der



**Schlesische Magnaten-Mantel**  
(Mantelfarbe strohgelb)

zählt, was diesen Wunsch in mir rege machte.

Egon: Nun ja, wir beide sind uns allerdings menschlich ziemlich nahe gekommen.

Bernhard (lächelnd): Nun, das war doch wohl eine andere Art des Nahekommens.

Egon: Wie Sie wollen! Ich denke, es gibt nur eine Art des menschlichen Nahekommens, wenn man das Wort auf seinen wahren Inhalt hin betrachtet. Höchstens, daß man es auf Körperliches oder Geistiges verschieden anwenden will, aber die Grenzen sind recht verschwommen.

Bernhard: Mir scheint, Sie legen sich da etwas zu sehr auf Worte fest.

Egon: Solange dem Menschen zum Ausdruck seiner Empfindungen nur Worte zur Verfügung stehen, muß er sich wohl darauf festlegen, wenn er richtig verstanden sein will.

(Kurze Pause.)

Bernhard: Sie rauchen?

Egon: Es ist die einzige Tätigkeit, die ich leidenschaftlich betreibe und für die mir dieser Ausdruck nicht zu bombastisch klingt.

Bernhard: Darf ich bitten?! (Bietet ihm Zigarren an, beide rauchen.)

Bernhard: Würden Sie es mir verübeln, wenn ich Sie bitte, mir eine Frage aufrichtig zu beantworten, von deren Klärung außerordentlich viel für mich und mein Lebensglück abhängt?

Egon: Die Antwort auf Ihre Frage lautet: Das Gericht hat nach reiflicher Prüfung mich als den schuldigen Teil



erkannt und mir die Kosten des Verfahrens auferlegt. Für einen standesgemäßen Aufwand Ihrer zukünftigen Frau Gemahlin habe ich zu jedem Quartalersten eine bestimmte Summe an sie abzuführen.

**Bernhard** (*ist rot geworden und hat die Zigarre fortgelegt*): Ich muß zugeben, daß Sie einen Teil meiner Frage erraten und bereits beantwortet haben. Aber schließlich kann man doch den Lebensbund zweier Menschen nicht durch ein Gerichtsurteil kennzeichnen. Hier handelt es sich doch auch um Ideale!

**Egon**: Entschuldigen Sie, ich wußte nicht, daß Sie auch an mein „Gemüt“ appellieren wollten. Ich hätte die Antwort sonst anders gefaßt.

**Bernhard**: Ja, Gemüt. Sehen Sie, das ist das richtige Wort! Rita (*sich verbessernd*) — Frau Rita hat mir erzählt, daß Sie bisweilen recht schroff und — und — also recht schroff zu ihr gewesen seien, aber dafür müssen doch Gründe vorhanden gewesen sein. Ich nehme an, daß Sie bisweilen von ihr verletzt worden sind, daß Ihr Gemüt sich dagegen auflehnte, wenn —

**Egon**: Sie tun Rita mit Ihren Vermutungen unrecht. Ich habe kein Gemüt!

**Bernhard**: Sie haben kein Gemüt?

**Egon**: Nein, ich wüßte auch beim besten Willen nicht, was ich damit anfangen sollte.

**Bernhard**: Gut, dann nennen Sie es meinetwegen anders. Aber es sind doch auch in Ihnen Schwingungen vorhanden, die auf Schönes oder Edles reagieren, Sie haben doch sicher Mitleid, wenn Sie sehen, wie der Arme sich durchs Leben quält —





Egon: Ich bin Mitglied des Vereins gegen Verarmung und Bettelei!

Bernhard: Nein, scherzen Sie nicht! Es gibt Dinge, die so heilig sind, daß Witze nicht an sie heranreichen. Und das Gemüt des Menschen scheint mir ein solches Ding zu sein, denn erst durch seinen Besitz wird der Mensch zum Menschen.

Egon: So bin ich noch auf der Vorstufe zum Menschen stehengeblieben. Aber darüber brauchen wir uns wohl nicht zu erregen, denn wir sind von unserem Thema abgewichen, das ja wohl den Hauptzweck meines heutigen Besuches bei Ihnen darstellt.

Bernhard (*sich mühsam beruhigend*): Sie haben recht. Im übrigen glaube ich auch, daß Sie sich schwärzer malen, als Sie in Wirklichkeit sind. Lassen wir also einmal das Gemüt gänzlich beiseite. Wie kam es, daß es zu dem Bruch zwischen Ihnen und Rita kam?

Egon: Mir ist von einem Bruch nichts bekannt.

Bernhard: Aber doch von einer Scheidung? Wenn Sie sich so streng an das Wort halten wollen. Würden Sie so freundlich sein, mir darüber Auskunft geben zu wollen?

Egon: Das ist leicht erzählt. Es kam zur Scheidung, weil Rita mich zu lieben begann.

Bernhard: Weil — Rita — Sie — zu lieben — begann?

Egon: Weil Rita mich zu lieben begann. Was erscheint Ihnen an der Antwort seltsam?

Bernhard: Alles. Mehr als alles. Ich weiß nicht, ob ich die Antwort geist-

reich finden soll, oder was Sie sonst damit bezwecken.

Egon: Darf ich Sie auf einen grundlegenden Fehler aufmerksam machen? Sie sagten mir, daß ich den Worten zu viel Bedeutung beimesse, aber ich fürchte, daß Sie dies in zu geringem Maße tun. Meine Worte haben nur den Zweck, Tatsachen auszudrücken, nicht aber, Stimmungsbilder hervorzurufen. Wenn ich versichere, daß ich kein Gemüt habe, so will ich mich weder schwärzer noch heller schildern, als ich bin, und wenn ich meiner Überzeugung Ausdruck gebe, daß Rita auf Scheidung drang, weil sie begann, mich lieben zu müssen, ich sage: zu müssen, so ist nichts dabei geistreich als das Schicksal, das solche Extravaganzen sich häufig zu leisten pflegt.

Bernhard: Aber, verehrter Herr, man zeigt doch seine Liebe nicht dadurch, daß man sich scheiden läßt und die Ehe mit einem anderen anstrebt, dessen — dessen —

Egon: Dessen sittliche Qualitäten ein reineres Eheglück zu verbürgen scheinen. Vollenden Sie unbesorgt.

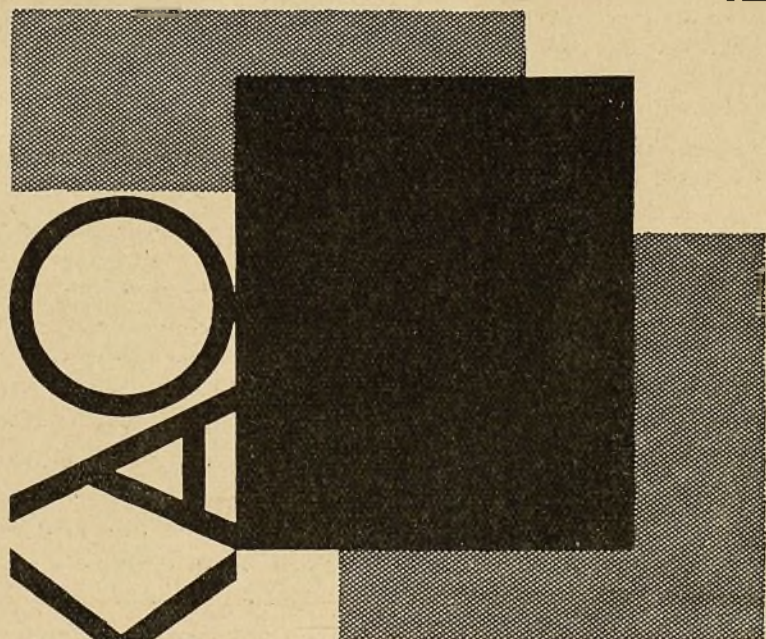
Bernhard: Sie sind im Erraten ein Meister. Gut also, wählen wir diese Worte für meine Fragestellung.

Egon: Ja, womit sollte Rita mir denn sonst ihre Liebe zeigen? Sie vergessen, daß ich kein Gemüt habe, daß es also sehr schwer für sie war, mich auf dem üblichen Weg des Gefühls zu überzeugen.

Bernhard: Sie meinen also, daß sie mich gewissermaßen nur aus verschmähter Liebe zum Manne nehmen will?



# Goldina



KAKAO

SCHOKOLADE  
PRALINEN

GOLDINA-AG BREMEN



Egon: Es tut mir leid, daß ich mich so undeutlich ausdrücke. Von einer so romanhaften Handlungsweise kann bei Rita natürlich keine Rede sein. Rita ist entzückt von Ihnen, Rita träumt von Ihnen und sehnt sich nach Ihrer Gegenwart, Rita ist glücklich, Ihnen an den Traualtar folgen zu dürfen, und das alles, weil sie mich, ihren früheren Ehemann, liebt. Bin ich nun deutlich?

Bernhard: Mein Verstand fängt an, sich zu verwirren. Ich muß gestehen, daß ich eine so eigenartige Beweisführung noch niemals gehört habe. Ja, aber, Mann Gottes, warum ist sie denn von mir entzückt, wenn Sie von ihr geliebt werden, warum will sie mich heiraten, wenn sie ihren früheren Ehemann liebt, warum sehnt sie sich nach mir, wenn Sie eigentlich ihr Geliebter sind?

Egon: Verzeihen Sie eine Zwischenfrage? Behandeln Sie in Ihrer ärztlichen Tätigkeit auch Frauen?

Bernhard: Gewiß, sogar recht viele. Aber ich muß gestehen, daß ich einen solchen Fall von Hysterie, wenn er in meiner Praxis vorkäme, sofort der Nervenheilanstalt überweisen würde, denn Sie wollen offenbar den vorliegenden Fall auf Frauennerven zurückführen.

Egon: Lieber Herr Doktor! Dann warten Sie wenigstens mit der Überweisung, bis für uns alle ausreichendes Gelaß in den Nervenheilanstalten vorhanden sein wird. Im übrigen aber will ich weder Ihnen noch den Frauen wehetun, denn diese besitzen nun einmal nicht die Ausdrucksmittel des Mannes und müssen sich nach anderen umtun, wenn sie sich

Gefühlen gegenüber sehen, die so stark sind, daß sie gebieterisch eine Entladung verlangen.

Bernhard: Ich verstehe aber noch nicht, weshalb Rita ihre Liebe zu Ihnen damit ausdrücken will, daß sie mich zum Ehemann nimmt.

Egon: Auch die Lösung dieser Frage ist sehr einfach. Setzen wir also voraus, daß Rita mich zu lieben beginnt. Wollen Sie diese Voraussetzung akzeptieren?

Bernhard: Ich soll voraussetzen —? Aber bitte, ganz nach Ihrem Belieben!

Egon: Gut, also Rita liebt mich. Aber da ist ein großes Hindernis. Ich habe kein Gemüt. Sie versucht, mir ein solches beizubringen, der Versuch mißlingt. Ihre Liebe findet tausend Mittel und Wege, auf denen sie ihrem Ziel nahezukommen sucht. Alles vergebens. Sie ist enttäuscht, aber nicht über mich, der sich selbst nur treu bleibt, weil er nicht anders kann, sondern über sich, und sucht ihre Vorwürfe, die sie alle gegen sich richten muß, künstlich auf mich, das pädagogisch unzugängliche Objekt, abzuleiten. Aber sie kann damit nicht vor ihrem Gewissen bestehen, und so kommt es zur Scheidung.

Bernhard: Eine etwas komplizierte Deutung.

Egon: Ich sagte soeben, daß die Frau andere Ausdrucksmöglichkeiten besäße wie der Mann. Was uns kompliziert erscheint, dünkt ihr einfach, und umgekehrt.

Bernhard: Und welche Rolle spiele ich bei dieser Affäre nach Ihrer Ansicht?





Jede elegante Frau trägt Marke BB „REDUCER“ Das Ideal-Korsett für starke Damen

Diese Marke bürgt für tadellosen Sitz und erstklassiges Material. Erhältlich in allen maßgebenden Geschäften. Event. werden Bezugsquellen nachgewiesen. Alleinig. Fabrikant: Korsett-Fabrik Bruno Boas, Berlin SW 19, Beuthstrasse 7



# Dralle's

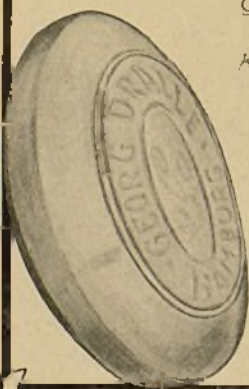


## Lavendel-Wasser

Der  
wundervolle  
belebende Duft  
M 3.50

## Lavendel-Seife

Das  
herzhaft duftende  
grosse Stück  
M - 75  
Karton 3 Stück  
M 2.10



**Lavendel-  
Rasierseife**  
In Metallhülse  
M - .80  
Ersatzstück  
M - .50

Egon: Rita ist nach der Scheidung mit sich allein und macht sich Vorwürfe, daß sie ihren Kämpferposten so rasch und ohne Erfolg aufgegeben hat. Mehr unbewußt als in klarer Erkenntnis der Sachlage. Da kreuzt ein Mann ihren Weg, der gerade das in reichem Maße besitzt, was mir fehlt. Gefühl, Gemüt, alles in Hülle und Fülle vorhanden, alles sorgfältig gepflegt und in feinsten Ausstattung dargeboten.

Bernhard: Zu gütig, mein Herr!

Egon: Und so verliert Rita — wenn ich mich so ausdrücken darf — die Distanz zu sich selbst, glaubt alle ihre Hoffnungen erfüllt und kniet nieder vor dem Idol, das in ihren Augen die Ergänzung zum Eheglück bedeutet, vergißt aber, daß es sich dabei um ein Eheglück mit mir handelt.

Bernhard: Es tut mir leid, mein Herr, daß ich Ihre Zeit so lange in Anspruch genommen habe. Da Sie nun aber einmal hier sind, haben Sie wohl nichts dagegen, wenn ich Rita — (*sich verbessernd*) Frau Rita, die sich zufällig hier befindet, herein bitte, damit Sie ihr einmal den Vortrag halten, den Sie soeben mir gehalten haben. Es wird ihr ja immerhin interessant sein zu hören, was sie eigentlich bei ihrer Liebe zu mir empfindet, und sie wird wohl die richtige Instanz sein, um Auskunft darüber geben zu können, ob Ihre — das muß ich gestehen — recht interessanten Theorien richtig sind.

Egon: Es dürfte dabei nicht nötig sein, daß ich meine Ausführungen noch einmal wiederhole.



Bernhard: Wieso?

Egon: Es war etwas unvorsichtig von Ihnen, wenn Sie Rita während unseres Gesprächs hier in der Nähe warten ließen. Es heißt das doch die Versuchung ein wenig zu weit treiben. Ich möchte die Frau sehen, die nicht die Gelegenheit benutzt, um...

Bernhard: Wollen Sie damit etwa sagen...

Egon: Ganz recht, daß Rita unser Gespräch hinter der Tür mit angehört hat.

Bernhard (*will aufspringen*) Herr...

(*Man hört hinter der Tür etwas fallen, einen unterdrückten Schrei und fort-eilende Schritte.*)

Bernhard (*leiser*): Herr...

Egon: Lassen Sie es nur gut sein! Ihre Ehe kann trotzdem recht glücklich werden.

Bernhard: Sie sind zynisch!

Egon: Ich habe eben kein Gemüt. Entschuldigen Sie, wenn ich mich empfehle. Wenn ich Gemüt hätte, würde ich hinzusetzen: Sie wollen jetzt sicher mit Ihrer Braut allein sein.

(*Geht zur Türe.*)

Empfehlen Sie mich, bitte, Rita (*sich verbessernd*) — Frau Rita!

Bernhard (*stürzt den Kopf in die Hände und seufzt*).

Ende.

Dr.  
*Dralle's*



## Birken- Wasser

*Das seit 40 Jahren  
bewährte ärztlich empfohlene  
Haarpflegemittel.*

Preis  
M. 2 - u. 3, 50, 1/2 Liter 5, 50  
1/4 Liter 10 -



# Erlebnisse eines Studenten in Nanking

## *Eine Erzählung aus dem Chinesischen*

**I**n Nanking war die Zeit der großen Prüfungen. Von allen Provinzen des Reiches kamen Studenten jeden Alters zugereist, um daran teilzunehmen; darunter auch der brave Ling aus Che Kiang. Niemals hatte die Welt einen ehrlicheren und fleißigeren jungen Mann als ihn gesehen. Auch seine Klugheit und Güte wurde von seinen Freunden gerühmt.

Nanking war von Gästen überfüllt; Ling wanderte daher gegen Abend vor die Stadt hinaus, um in der Umgebung ein geeignetes Quartier für sich zu finden. Schon neigte die Sonne sich dem Erdenrand entgegen, um bald dahinter zu verschwinden, da gewahrte er in einiger Entfernung einen alten Tempel. Rasch schritt er darauf zu, fand ihn aber zu seinem Erstaunen leer. Totenstille herrschte ringsherum, und nirgends bot ein Priester ihm einen Willkommensgruß. An der nördlichen Seite lag ein Teich, der jetzt, von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, in Gold erglänzte. An allen Seiten blühten die herrlichsten Lotosblumen.

Ganz versunken in den wundervollen Anblick, gewahrte Ling nicht, wie ein Fremder auf ihn zugesprochen kam, bis dieser ihn ansprach: „Woher kommst du, und was suchst du hier?“ Ling sagte seinen Namen und seinen Wunsch, und der

Fremde verneigte sich. „Ich heiße Yen“, erwiderte er, „und wohne seit vielen Jahren allein in diesem Tempel, den die Priester verlassen haben. Willst du eine Zeit bei mir wohnen, so soll es mich freuen. Das Zimmer neben dem meinen ist leer.“ Ling entschloß sich zu bleiben, und beide Männer setzten sich nun auf eine steinerne Bank an das Ufer des Lotosteiches, um zu plaudern.

Bald merkte Ling, daß er es mit einem guten und edlen Menschen zu tun hatte, aber Yens Geist war getrübt und bewegte sich fernab von demjenigen anderer Menschen. Er war ein alter Waffenschmied, und viele der besten Schwerter im Land stammten von ihm. Jetzt lebte er einsam in dem alten Tempel und kümmerte sich nicht mehr um das Treiben dieser Welt.

Indessen war es dunkel geworden, und beide Männer zogen sich in ihre Kammern zurück. Ling konnte in der neuen Umgebung kein Auge zumachen, und vollends wurde sein Schlaf gestört, als er gegen Mitternacht vor seinem Fenster ganz deutlich Frauenstimmen hörte.

Erstaunt und vorsichtig blickte er hinaus und sah wirklich beim Mondschein zwei häßliche alte Weiber zusammen plaudern, als ob es Mittagzeit wäre. Deutlich





Jede Frage wird ausführlich und erschöpfend nach neuesten wissenschaftlichen Gesichtspunkten beantwortet.

Wir liefern den demnächst erscheinenden 1. Band von Meyers Konversationslexikon mit bedingungslosem Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen, um Gelegenheit zu geben, Ausstattung und Inhalt eingehend zu prüfen,

## 5 Tage zur Ansicht

und gestatten auf Wunsch unter Anrechnung eines Teilzahlungszuschlages von 10% die Begleichung dieses Bandes sowie der weiteren Bände durch Monatszahlungen von . . . . . Gm.

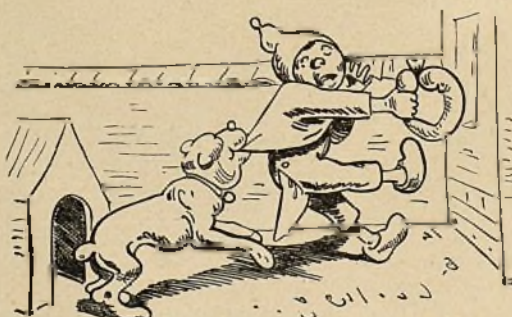
**5.-**

Ausführlicher Prospekt kostenlos. Bestellschein am Fuß dieser Seite.

**Buchhandlung Bial & Freund / Berlin S 42**

Postscheckkonto Nr. 29652 Alexandrinenstraße 97 Postscheckkonto Nr. 29652

Zu gleich günstigen Bedingungen liefern wir



Er' Louis denkt, daß er ihn packe, S. 247  
Hat Graps ihn hinien bei der Jacke. Der Wurstdieb

## Neues Wilhelm-Busch-Album

Sammlung lustiger Bildergeschichten  
512 Seiten mit 1500 schwarzen und farbigen Textbildern und 8 ganzseitigen Farbendruckbildern von Wilhelm Busch und einem Busch-Porträt von Franz von Lenbach. Enthält nur solche Werke von Wilhelm Busch, die nicht im „Humoristischen Hausschatz“ enthalten sind.

Vornehm in Ganzleinen 32 Goldmark

Inhalt: Der heilige Antonius von Padua / Hans Hucklebein, der Unglücksrabe / Das Pusterrohr / Das Bad am Samstagabend / Die kühne Müllerstochter / Der Schreihaas / Die Prise / Schnurdröhr oder die Bienen / Schnaken oder Schnurren / Busch-Bilderbogen / Kunterbunt (Aus letzteren 3 Werken die in sich abgeschloss. Bildergeschichten) / Der Wurstdieb / Schein und Sein / Hernach / Heiteres und Ernstes aus Wilhelm Buschs Lebenswerkstatt.

## BESTELLSCHEIN:

Ich bestelle hiermit bei der Buchhandlung Bial & Freund, Berlin S 42, laut Inserat im „Uhu“, Meyers Konversations-Lexikon. 7. Neubearbeitete Auflage. Band I in Halbleder gebunden zum Preise von Gm. 30.— und die Bände 2 bis 12 nach Erscheinen zu den noch festzusetzenden Preisen. Neues Wilhelm-Busch-Album in Ganzleinen gebunden Gm. 32.— Die Begleichung erfolgt gegen 6 Monatszahlungen unter Anrechnung eines Teilzahlungszuschlages von 10%. Ich bin berechtigt, die Werke bei Nichtgefallen innerhalb 5 Tagen an die Firma zurückzusenden. Eigentumsrecht der Buchhandlung vorbehalten. Erfüllungsort: Berlin-Mitte.

Ort und Datum: . . . . . Adresse: . . . . .

Name: . . . . . Stand: . . . . .



Letzte Neuheit!

# Leuchtende Rosen

aus Glas mit elektrischer Beleuchtung

vollkommen naturgetreu,  
für Lampen, Vasen, Ranken und  
alle Dekorationszwecke geeignet,  
mit wunderbarem Lichteffect und  
künstlerischer Ausführung



Forbern Sie Prospekt

## W. LEWERENZ

AKTIEN-GESELLSCHAFT

Fabrik kunstgewerblicher  
Beleuchtungsgegenstände aus Glas

## BERLIN-TEMPELHOF

Ringbahnstr. 7. / Fernsprecher Südring 2030-2033

konnte er die Worte unterscheiden: „Warum kommt Choa Tsai nicht?“, worauf das andere Weib mit höhnischer Stimme erwiderte: „Sie wird schon kommen, sie versäumt niemanden.“ Und bald darauf sah Ling die zierliche Gestalt eines jungen Mädchens vom Teich herüberkommen. Es schien ihm fast, als ob sie schwebe, und er hatte die Empfindung, sie müsse von großer Schönheit sein.

Bald entfernten sich die drei Frauen, und Ling wollte nun endlich Ruhe und Schlaf finden. Doch zu seinem Schrecken ging gleich darauf die Tür auf, und dasselbe junge Mädchen, welches er eben gesehen hatte, trat bei ihm ein. „Was willst du hier?“ rief Ling dem Mädchen zürnend entgegen. „Bei dir bleiben“, gab diese mit feiner, aber hohler Stimme zurück. Ling war ein ernster junger Mann. Empört über solche Zudringlichkeit ließ er das Mädchen keinen Schritt näher kommen, sondern wies ihm die Tür. Da warf es ihm ein glänzendes Goldstück ins Bett. Doch Ling packte auch dieses, schleuderte es dem Mädchen vor die Füße und schrie: „Ich brauche dein schmutziges Geld nicht, du Hexe, mach', daß du fortkommst!“ Nun floh das junge Mädchen zum Tempel hinaus.

Aber um Lings Ruhe war's geschehen. Er konnte keinen Schlaf mehr finden und war froh, als endlich die Morgensonne ihre ersten Strahlen ins Zimmer sandte. Schnell lief er in die Stadt hinein und konnte erst am Abend seinen Nachbarn nach der Ursache der nächtlichen Ruhestörung fragen. Der arme Irre hatte jedoch nichts gesehen und nichts gehört und gab ihm keine Auskunft.



Am nächsten Tag kam ein fremder Kaufmann, der sich auf Reisen befand, mit seinem Diener des Wegs daher und übernachtete in dem Tempel. Am Morgen vernahm Ling zu seinem Schrecken, der Kaufmann sei in der Nacht gestorben; und als man nach der Ursache seines Todes forschte, fand man in seiner Fußsohle ein tiefes Loch, durch welches alles Blut aus dem Körper verschwunden war. Der treue Diener hielt bei seinem Herrn die nächtliche Totenwache — und am nächsten Morgen fand man auch ihn als Leiche neben demselben liegen. Die Todesursache war die gleiche.

Da empfand Ling ein tiefes Grauen vor dem Aufenthalt in diesem unheimlichen Tempel, und er beschloß, ein anderes Quartier zu suchen. Doch eine Nacht mußte er noch aushalten und begab sich gegen Abend in sein Zimmer. Wie erstaunte er, beim Eintritt das junge Mädchen, welches er in jener Nacht hinausgewiesen hatte, vorzufinden. Ehe er jedoch ein Wort sprechen konnte, wendete dieses sich flehend zu ihm: „Jage mich nicht hinaus! Ich will dich retten; doch vorher muß ich dir meine Geschichte erzählen.“ Ling setzte sich zögernd auf einen Stuhl, und das Mädchen begann:

„Ich heiße Choa Tsai und bin schon lange tot. Als ich mit 18 Jahren starb, wurde ich hier begraben, und meine Verwandten zogen fort. Doch diese Gegend ist verzaubert und unheilvoll, und die bösen Geister haben hier alle Macht über mich. Sie lassen mir in meinem Grabe keine Ruhe, und jede Nacht muß ich wieder auf die Erde steigen. Jeden, der in diesen Tempel einkehrt, muß ich töten.“

**ZIMMERLI**



**UNTERKLEIDER**

erhalten Sie in den einschlägigen  
Geschäften, evtl. Adressennachweis  
durch

**SÜDDEUTSCHE  
TEXTILWERKE**

⟨Zimmerli & Co.⟩ G. m. b. H.  
**HERBOLZHEIM I. BR.**

Wolle / Halbwolle / Flor  
Mako / Seide / Halbseide

*Prima Qualität · Erstklassige  
Ausführung · Weitgehendste  
Elastizität · Tadelloser Sitz*





# **Drei wertvolle Neuerscheinungen**

Jeder Band reich illustriert!

**MAX SCHMIDT**

PROFESSOR AN DER  
BERLINER UNIVERSITÄT

## **Völkerrunde**

Mit 80 Tafeln, 6 Völkertarten und  
schematischen Abbildungen im Text

Broschiert Gm. 11.-, in Halbleinen Gm. 15.-

\*

**H. VON BRONSART**

## **Die heimische Pflanzenwelt**

Mit vielen Textbildern und  
zweiunddreißig Kunstdrucktafeln

Broschiert Gm. 9.-, in Halbleinen Gm. 11.-

\*

**TH. ZELL**

## **Tiere der Heimat**

Mit vielen Textbildern und  
zweiunddreißig Kunstdrucktafeln

Broschiert Gm. 7.-, in Halbleinen Gm. 10.-

Zu jeder Buchhandlung erhältlich!

**Verlag Allstein  
Berlin**

„Aber wie machst du das?“ rief Ling entsetzt dazwischen.

„Ich habe einen kleinen spitzen Dolch. Mit diesem steche ich meinem Opfer tief in die Sohle. Dann kommen die Teufel und trinken sein Blut, bis es tot ist. Das ist ihre größte Freude.“

Angstvoll starrte Ling auf das Mädchen.

„Auch zu dir mußte ich kommen, um dich zu töten“, fuhr es fort. „Wenn du mich bei dir gelassen hättest, wärest du nicht mehr am Leben. Selbst das giftige Gold wäre dein Tod gewesen, hättest du es nicht weggeworfen. Doch sieh, nun ist niemand anders mehr da, und du mußt heute nacht sterben. Die bösen Geister lassen dich nicht mehr fort. Aber mich jammert um dich. Du bist so gut und klug und sollst leben.“

Zitternd vor Erregung hatte sich Ling erhoben und stand nun vor dem jungen Mädchen. „Aber was soll ich denn tun, um deinem grausamen Tod zu entgehen?“ sprach er dumpf.

„Du sollst in keinem andern Zimmer schlafen als bei Yen. Zu diesem dürfen wir nicht hinein, denn er ist ein Irrer und besitzt höhere Kräfte als andere Menschen. Er war sein Leben lang fleißig und treu, und seine Schwerter helfen ihm.“

Einen Augenblick hielt Choa Tsai inne, und Ling wollte ihr seinen Dank sagen, doch da begann sie wieder mit flüsternder Stimme: „Sprich zu niemandem ein Wort von dem, was ich dir sage. Wenn ich dein Leben rette, so hilf du mir, meine ewige Ruhe zu erlangen.“

„Ja, wie soll ich denn das anfangen?“ rief Ling ratlos.



„So höre weiter. Im Norden hinter dem Lotosteich, unter der alten Trauerweide, liegt mein Grabhügel. Geh zu Mittag, wenn die Sonne hoch am Himmel steht, dorthin. Grabe meine Knochen aus, nimm sie mit dir und versprich mir, sie weit fort von hier in besserer Erde zu bestatten.“ Bei den letzten Worten war das Mädchen Lings Blicken entschwunden, und er hörte ihre Stimme nur mehr aus der Ferne.

Ergriffen war er der Erzählung gefolgt, und des Mädchens Schönheit sowie tiefes Erbarmen mit seinem grausamen Schicksal hatten tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Sollte Choa Tsai wirklich kein lebendes Wesen sein, und sollte er sie niemals wiedersehen? „Ach, kehre wieder, du holde Erscheinung!“ rief er schmerzlich aus. Doch vergeblich, sie kam nicht, und es war keine Zeit mehr zu verlieren.

Er eilte zu Yen und bat diesen, die Nacht bei ihm zubringen zu dürfen. Doch der Irre wollte es nicht zugeben, da er noch niemals mit jemandem sonst geschlafen hatte. Aber Ling, nicht faul, lief in sein Zimmer, holte dort sein Schlaflager und stellte es in Yens Zimmer an die hinterste Wand. Dieser mußte nun wohl oder übel Platz machen und schob notgedrungen seinen kleinen, schweinsledernen Koffer zum Fenster hin.

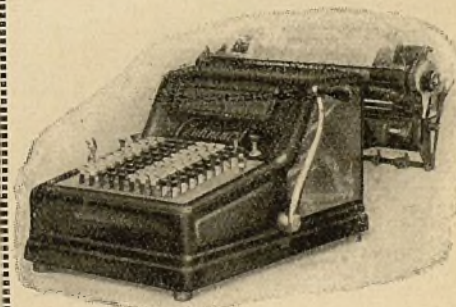
Daß Ling diese Nacht vor Aufregung kein Auge schließen konnte, ist leicht zu begreifen. Der Irre war sofort fest eingeschlafen, und Stunde um Stunde verrann, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Doch gegen Mitternacht wurde Ling immer unruhiger. Schwarze Schatten

## Continental



**Die bevorzugte  
Schreibmaschine**

## Continental



**Addier- und  
Subtrahier-Maschine**  
mit Volltaster

**Bewährtes  
deutsches Fabrikat**

**Wanderer Werke A.-G.**  
CHEMNITZ-SCHONAU



huschten ab und zu beim Fenster vorbei, und in der Luft rauschte es unheimlich, obwohl sich kein Blatt an den Bäumen regte. Ling war es unmöglich, die Augen zu schließen, und atemlos starrte er zur Fensteröffnung hinaus. Da kam ein riesenhafter Schatten geradezu aufs Zimmer geflogen. Rotglühende Augen blickten grauenhaft auf Ling, und aus einem weitgeöffneten Rachen strömte rasselndes Feuer. Und plötzlich — mit einem betäubenden Krach — öffnete sich der kleine Koffer. Ein glitzernder Gegenstand flog mit Blitzesschnelle heraus, auf den Schatten los, und wieder zurück. — Im nächsten Augenblick war Finsternis und Totenstille ringsherum. Nur ein durchdringender Schwefelgeruch erfüllte den Raum.

In Schweiß gebadet und wie gelähmt vor Angst lag Ling auf seinem Lager. Er sah, wie Yen, von dem Lärm erwacht, aus seinem Bett sprang und zum Fenster eilte. In höchster Spannung wartete Ling, was nun geschehen würde. Doch ruhig öffnete der Irre den kleinen Koffer, nahm den glitzernden Gegenstand daraus hervor, streichelte ihn zärtlich und legte ihn wieder hinein. Ling hatte den Gegenstand erkannt; es war ein schönes, blankes Schwert. In sein Bett zurückgekehrt murmelte Yen vor sich hin: „Es ist nicht zu glauben, wie dumm ein Teufel ist. Der traut sich, meinem Schwert so nah zu kommen! Aber du hast ihn doch ordentlich verwundet, mein Liebling?“ Mit diesen Worten legte er sich wieder zur Ruhe.

Endlich kam der erschte Morgen heran. Ling trat vor die Türe, um nach den

Schrecken der vergangenen Nacht die stärkende Morgenluft einzuatmen. Da erblickte er vor dem Fenster große Flecken dunkelroten Blutes.

— Eilig schnürte er nun sein Bündel, nahm Abschied von dem sanft lächelnden Yen und eilte von dem grauenhaften Orte weg, in die Stadt hinein. Aber mehr noch als die angstvoll verbrachten Stunden erfüllte ihn die Erinnerung an das Bild der lieblichen Choa Tsai. Sie hatte ihm das Leben gerettet, und er konnte ihr niemals mehr danken! Eine Sehnsucht nach ihr erfaßte ihn, und kaum hatte er seine Prüfungen bestanden, entschloß er sich, zum letztenmal an die unheilvolle, öde Stätte zurückzukehren. Wie sie es gesagt hatte, fand er ihren Grabhügel an der nördlichen Seite des Lotosteiches unter der Trauerweide. Traurig grub er ihre Knochen aus, band sie in ein Tuch und trat damit die Heimreise an. In Che Kiang angekommen, errichtete er dem lieblichen Mädchen einen Grabhügel in der Nähe seines Hauses und konnte es sein Leben lang nicht mehr vergessen.

Ling erreichte ein glückliches hohes Alter, und jedesmal, ehe eine große Freude sein Dasein verschönte, stand Choa Tsai um Mitternacht in seinem Zimmer! Gesprochen aber hat sie nie mehr. — Der alte Tempel ist seither von allen Menschen gemieden, und die Wanderer machen einen weiten Bogen, wenn ihr Weg sie daran vorbeiführt. Wie lange der Irre mit seinem treuen Schwert dort gelebt hat, weiß niemand zu sagen.

*(Aus dem von F. Förster-Streffleur übertragenen Bande „Was Li Pao Ting erzählt“. Kunst-Verlag Anton Schroll & Co. in Wien.)*



# Balsamana Kopfwasser



erzielt schönes Haar



→ C.H. OEHMIG-WEIDLICH, ZEITZ ←



# Die Hexenschwemme

Eine mittelalterliche Geschichte aus dem 19. Jahrhundert

*Mitgeteilt von Eberhard Buchner*

In Ceinowa, einem kleinen Fischerdorfe auf der Halbinsel Hela, erkrankte ein Mann. Nachdem man alle üblichen, von den alten Mütterchen des Orts an die Hand gegebenen abergläubischen Mittel vergebens versucht hatte, nahmen die Angehörigen des Kranken ihre Zuflucht zu dem in der Umgegend bei Alt und Jung als Wunderdoktor bekannten Kaminski. Aus den polizeilichen Akten ergibt sich, daß Kaminski wegen seiner lebensgefährlichen Kuren schon früher mehrmals bestraft worden war. So pflegte er z. B. Schwererkrankten, zu denen er gerufen wurde, den „Weichselzopf“ mit geweihten Haarbüscheln, welche er von einem mit dieser Krankheit behafteten Individuum abschnitt, einzupfropfen, um durch dieses durch Ansteckung erzeugte Uebel die ursprüngliche Krankheit, die in den meisten Fällen viel unerheblicher war, zu beheben. Eine Frau, die an einem kranken Fuß litt, veranlaßte er, den Fuß, während er Beschwörungsformeln murmelte, über glühende Kohlen zu halten und durch die Glut zum Teil verbrennen zu lassen. Sie starb schließlich an den Folgen dieser Pferdekur.

Als Kaminski zu dem erkrankten Fischer gerufen wurde, versuchte auch er es zunächst mit einigen gelinderen Mitteln; dann aber erklärte er bald, daß ein Fall von Behexung vorläge, und daß die Heilung nur durch die gleiche Hexe erfolgen

könne, die die Erkrankung verursacht habe. Es wurden also auf Anordnung Kaminskis alle alten Weiber aus dem Dorfe in das Haus des Kranken zusammengerufen, damit er auf diese Weise die Schuldige herausfinden könne. Die Weiber fanden sich auch alle gehorsam ein, und Kaminski bezeichnete alsbald eine bereits ziemlich bejahrte Witwe, Mutter von sechs Kindern (ein anderer Bericht gibt ihr deren nur zwei), als die Hexe. Darauf konnten die andern Weiber nach Hause gehen. Sie aber ward zurückgehalten, und es erging an sie die kategorische Aufforderung, den Kranken sofort gesund zu machen. Sie beteuerte ihre Unschuld und die Unmöglichkeit, diesem Befehl zu entsprechen, aber sie hatte wenig Erfolg damit. Ohne langes Zögern fielen einige betörte Gesellen über sie her und zerprügelten sie aufs grausamste. Auch dem Kranken ward ein Stock gereicht, und er beteiligte sich nach Kräften an der Prozedur.

Nachdem einige Stöcke auf dem armen Weibe zerschlagen waren, und sie bereits blutete — dies ist stets Vorbedingung, wenn man eine Hexe zum Bekenntnis treiben will — erklärte Kaminski, daß er auf diese Weise nicht weiter kommen könne; das Weib müsse „geschwemmt“ werden, damit man völlige Gewißheit darüber bekomme, ob sie wirklich eine Hexe sei. Sogleich ward die Unglückliche ergriffen und unter dem fanatischen Jubelgeschrei



# HENRY FORD

jetzt in vorderster Front als Streit-  
objekt wirtschaftspraktischer Aus-  
einandersetzungen. — Jeder, ob  
Unternehmer, Angestellter oder  
Arbeiter, ist sich selbst eine  
Kenntnis des Buches  
schuldig

★

Preis in Halbleinen 8,— Gm., in Ganz-  
leinen 9,50 Gm., in Halbleder 12,50 Gm.  
Paul List Verlag — Leipzig

## Mein Leben und Werk



sämtlicher Einwohner an das Seeufer geschleppt. Ein Boot wurde herbeigeholt, und trotz aller Beteuerungen, Tränen und Bitten mußte sie hineinsteigen und wurde unter Anführung Kaminskis auf die hohe See hinausgefahren. Dort warf man sie zur Ablegung der Hexenprobe kurzerhand ins Wasser. Sie hielt sich tatsächlich einige Augenblicke schwimmend an der Oberfläche und gab damit nach der abergläubischen Ansicht des Mittelalters den untrüglichen Beweis für ihre Hexennatur. Wer aber dennoch daran gezweifelt hätte, wurde eines anderen belehrt, als sie sich, offenbar von Todesangst getrieben, plötzlich im Widerspruch zu ihren früheren Aussagen für schuldig erklärte und sich erbot, wenn man sie wieder ans Ufer bringen wolle, den Kranken bis zum nächsten Tage Mittag 12 Uhr zu entzaubern. Sofort wurde sie aus dem Wasser herausgeholt. Man flößte ihr, offenbar um sie für ihr Entzauberungswerk zu stärken, geweihten Wein ein, und im Triumphzug ging es nach Hause.

Hier verursachte die Nachricht von dem, was inzwischen auf der See vorgefallen war, allgemeine Freude. Indessen wurde die Hexe nach wie vor streng bewacht. Man hielt sie in dem Hause des Kranken eingeschlossen, und nicht einmal ihre Kinder durften zu ihr gelassen werden. Unter herzerreißendem Geschrei liefen sie um das Haus herum, in dem sie ihre Mutter so grausam behandelt wußten, bis sie von der fanatisierten Menge durch Schläge vertrieben wurden.

Die festgesetzte Stunde nahte heran, aber der Kranke legte noch immer keine Zeichen der Besserung an den Tag. Da warf sich das arme gequälte Weib, um ihr Le-

ben zitternd, vor den sie bedrohenden Unmenschen jammernd auf den Boden und erklärte, daß sie sich nur in der Todesangst als Hexe bekannt hätte und weder zaubern noch heilen könne. Nun brach eine furchtbare Wut gegen sie aus. Sie wurde wieder vor den Kranken geschleift, wie Tags zuvor geprügelt, und als sich auch darauf kein Ergebnis einstellen wollte, auf das Boot zurückgeschleppt und von neuem auf hoher See ins Wasser geworfen. Niemand hörte auf ihr entsetzliches Jammergeheul. Acht in der Ortschaft ansässige Fischer schlugen mit ihren schweren Rudern der Bejammernswerten, als sie nicht gleich untergehen wollte, auf den Kopf, und als das nicht rasch genug zum Ziele führte, erhielt sie mit dem Taschenmesser Kaminskis noch mehrere tiefe Kopfwunden.

Endlich war das Gott wohlgefällige Werk geschehen. Die Leiche wurde ans Land geschleppt. Die Kinder des armen Opfers, die vom Ufer aus Zeugen der furchtbaren Tat gewesen waren, schlichen sich unbemerkt nach dem nächsten Dorfe zu einem Onkel, dem sie unter Tränen Mitteilung von dem Geschehenen machten. Dieser fuhr samt den Kindern mit dem Boot (da er sich zu Lande nicht durch den Schreckensort wagte) in die Stadt Putzig und zeigte den Mord bei den Behörden an. Kaminski und die acht Fischer wurden noch am Tage der Tat verhaftet und bald darauf nach Marienwerder ins Gefängnis abtransportiert. „Am 9. August,“ berichtet das „Danziger Dampfboot“, „erreichten die Verbrecher auf ihrem Transport Danzig. Kaminski — mit Ketten belastet, doch frechen Blicks — und ein Bursche wurden wegen Fußverletzung gefahren.“



# *Ganz Deutschland* wird über diese Qualität erstaunt sein!



Jedermann, der „Schwan im Blauband“ versucht, wird zu der Überzeugung kommen, niemals etwas Ähnliches gekostet zu haben.

„Schwan im Blauband“ verdankt ihr gutes Gelingen nicht etwa einem Zufall, sondern jahrelangen systematischen Versuchen. Sie können sich selbst hiervon überzeugen, indem Sie ein Paket der Feinkostmargarine „Schwan im Blauband“ kaufen. Schon beim Öffnen werden Sie von dem herrlichen Aroma entzückt sein.

Preis 50 Pf. das Halbpfund  
in der bekannten Packung.

## Schwan im Blauband

frisch  
gekirnt



# Die Stunde vor dem Tode

## Ein Erlebnis

Von Prof. Ernst Ad. Krause

Oui, oui, c'est ça, c'est l'agonie; en vingt, vingt-cinq minutes ça sera fini...“ Durch einen dichten Nebel, der vor meinen Augen lag — aber mein Bewußtsein noch nicht ganz umfangen hatte — drang die Stimme von Monsieur Vergoz, „major médecin“ am Hospital von Diego Suarez, zu mir. Die Augen sanken mir zu, und deutlich vernahm ich die Antwort des Assistenzarztes: „Ja, er stirbt: nichts mehr zu machen. C'est la vie.“

Ich hatte nicht mehr die Kraft, mich zu bewegen oder ein Zeichen zu geben. Mein Körper, von furchtbaren Tropenkrankheiten geschwächt und widerstandlos geworden, gehorchte mir nicht mehr. Und doch wollte ich mich dem Tode widersetzen; mein inneres Ich sträubte sich gegen das Ende. Eine unbestimmte Gewißheit ergriff mich, daß mein Leben noch nicht ausgelöscht werden könne. Und — die Apathie, die mich bisher gefangen hielt, wurde zum Traum. Ein großes Wünschen und Sehnen durchdrang mich; es war wie eine fließende Bewegung, ein neues Belebtwerden. — Und plötzlich ergriff mich völlig ein unbändiges Verlangen, — fühlte ich mich schon hinausgetragen und fortgerissen von unwiderstehlichen Gewalten, weit, weit fort —.

Als ich an ein Ziel gekommen zu sein schien, war der Charakter meiner Umgebung ganz verändert. Angenehme Kühle und rauhere Luft umgaben mich. Das Brausen der schnellen Bewegung erstarb; und vor meinen Augen, die zu sehen be-

gannen, lag, wie in hellem Mondschein, ein weißes Landhaus in Garten- und Parkanlagen. Ich erkannte eine Ähnlichkeit mit dem Ruhesitz meiner Eltern.

Da geschah etwas Sonderbares. Der Hofhund, ein zottiger, dunkelbrauner, bisiger Geselle, den ich nie zuvor gesehen hatte, mußte mich gewittert haben. Er schielte zu mir hinauf und heulte in langen, klagenden Tönen. Nun war ich im Schlafzimmer meiner Eltern und sah vor mir an der rechten Wand das Bett meines Vaters, an der linken das meiner Mutter. Geradeaus war das Zimmer durch eine Portiere von einem größeren Raume geschieden. Neben mir erblickte ich eine Palme, so daß ich einen Moment daran irre wurde, ob ich mit meinem inneren Wesen wirklich das Tropenland verlassen hatte und in meine Heimat an der Danziger Ostseeküste versetzt worden war. Doch sofort erkannte ich, daß es eine Zimmerpalme in einem Kübel war, und daß der Raum und die Dinge scheinbar auch die Gestaltung und Anordnung behielten, die ich zuerst wahrgenommen.

Ich entdeckte — wie im Schlaf — nun auch noch weitere Einzelheiten und rief dann laut, während der Hund vor dem Fenster immer grauenvoller heulte, voll Sehnsucht die Arme ausbreitend: „Mutter!“ Ich sah die Angerufene sich langsam aus dem Bette erheben. Sie blickte nach mir hin, erschrak und streckte dann die Füße hervor, breitete ebenfalls ihre Arme aus und wollte auf mich zugehen.

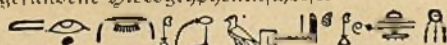


# DIE GEFAHREN DER SEIFE

## Runzelnbildung, Ansteckungsgefahr

Sie sind gewiß darüber erstaunt, daß wir den Begriff „Gefahr“ mit Seife in Zusammenhang bringen. Hier liegt aber tatsächlich eine nur wenigen bekannte Schädigung der gesamten Kulturmenschenheit und eine Gefährdung der Gesundheit vor, auf die bisher nur wenige Wissenschaftler hingewiesen haben: Das ständige Auslaugen durch die Seifenwaschungen — auch die beste Toilette-Seife laugt aus — bringt die Haut um ihren besten Schutzstoff, nämlich das von den Talgdrüsen ständig erzeugte Hautfett. Der große Hygieniker Bettendorfer bewies einst an sich selbst, daß ein gesunder Magen sogar Cholera-Bakterien vertragen kann. Der Nachweis, daß die gesunde Haut jeder Infektion standhält und frei von Ausschlag, trockenen und nassen Flechten (Barriereflechten), Miteßern und Pöckeln bleibt, kann jederzeit erbracht werden. Wirklich einwandfreie Haut aber besteht unter der Einwirkung der üblichen Seifenwaschungen kein Mensch. Nicht genug kann vor dem nachträglichen Herausbringen von Cremes auf die Haut gewarnt werden, die infolge ihrer ungeeigneten Zusammensetzung durch Porenverschmierung, Talgdrüsen und Hautatmung in ihrer Funktion schädigen, ev. auch sonst die Haut reizen.

Wie oft haben unsere Zeitgenossen sich schon darüber den Kopf zerbrochen, welches Geheimnis eine Kleopatra (geboren 68 v. Chr.) wohl anwandte, um noch in einem verhältnismäßig hohen Alter zwei so stolze Herrennaturen, wie Cäsar und Antonius, durch ihren Liebreiz zu bestücken. Von ihrem geheimnisvollen Mittel besaß eine aufgefundenen Hieroglypheninschrift:



„es mache die Haut dem Golde und Elfenbein ähnlich und wie vom himmlischen Sonnenglanz strahlend“. Wenn es gelänge, dieses Mittel zu finden, so könnten wir das Runzelnwerden der Haut und die äußerlichen Spuren des Alters verwischen und in unserem Aussehen, solange die Sonne unserem Erdenwallen scheint, jung und frisch erscheinen.

Dieses Geheimnis ist entdeckt, und nicht nur das allein, es ist gleich ins Moderne überetzt und so entwickelt worden, daß nicht mehr die überaus zeitraubenden umständlichen Prozeduren altägyptischer Schönheitspflege notwendig sind, sondern man kann sich gewissermaßen im Handumdrehen die richtige Hautpflege angedeihen lassen:

Wir bleiben bei dem Kulturfaktor „Seife“, aber nicht mehr bei der uns unseren Hautschutz — das Hautfett — raubenden Seife, sondern der Hortiflor-Creme-Seife. Ein



Ring feinstes fettreicher Toilette-Seife erhält bei unserer Hortiflor-Creme-Seife

eine Achse aus konzentrierter Creme mit einer genau berechneten Menge an einem eigenartigen zusammengefügten Hautfunktionsfett (eben das geheimnisvolle Mittel der Kleopatra), welches das an den Porenausgängen durch Schmutz verdickte und leicht entfernbare Fett unserer Hautdrüsen ersetzt. Dieses Hautfunktionsfett schützt nicht nur unsere Haut bis zu einem hohen Grade vor Ansteckung, sondern es schützt auch vor Erschlaffung: Die Runzelnbildung wird verhindert, aber das nicht allein — selbst vorhandene Falten, Krähenfüße, Runzeln, unbewußt verursacht durch alte Sünden in der Hautpflege, bringt die Hortiflor-Creme-Seife zum Schwinden. —

Ihr Reinlichkeitsbedürfnis darf nun nicht mehr zur Mißhandlung der Haut führen. Ist Selbstschädigung aus bedauerlichem Irrtum noch entschuldbar, bewußte Selbstschädigung wäre eine Sünde wider die Haut und das um so mehr, als wir Sie mit dieser bedeutenden Errungenschaft der Wissenschaft, ohne daß Ihnen die geringsten Kosten entstehen, vertraut machen wollen.

Schreiben Sie noch heute eine Postkarte folgenden Inhalts: An den Hortiflor-Vertrieb G. m. b. H., Berlin 66, Alexandrinenstraße 26. Senden Sie mir ganz kostenlos und portofrei ein Probestück Hortiflor-Creme-Seife, das Büchlein „Die Gefahren der Seife“ und den Fragebogen, betreffend Preisbewerbung. Ihre Unterschrift und genaue Adresse. — Es werden Preise verteilt.

Wir haben die Absicht, ein Büchlein über den Geruchs- und Schönheitsinn herauszugeben. An Versuchsobjekten, die wir Ihnen nebst Fragebogen mitteilen, können Sie die Schärfe Ihres Geruchssinnes prüfen. Für die Einsendung unserer leicht ausfüllbaren Fragebogen werden Preise verteilt. Es kann nur für die beibehaltenen einen Preis gewählt werden und eine Verlosung findet nicht statt. Diesem geleglich zulässigen Preisauschreiben liegt lediglich kulturelles Bestreben zugrunde.





**„Eta-Formenprickler“**  
kräftigt und festigt die Brust-  
gewebezellen. Schöne, volle  
Körperformen entwickeln sich.  
M. 6.—



Doppelkian, starker Leib und  
Hüften, unschöne Fesseln, dicke  
Waden beseitigt **„Eta-Zehrwachs“**.  
M. 4.—



Magere Personen  
erlangen durch **„Eta-Tragol“**  
runde Körperformen und so-  
fortige Gewichtszunahme.  
M. 2.50



**„Eta-Haarfärbelotion“**  
färbt jedes Haar allmählich  
braun, dunkelbraun, dunkelblond  
oder schwarz. M. 2.50



**„Eta-Haarkräuselgeist“**  
macht natürliche Locken und  
hält das Haar in lockerer Fülle.  
M. 2.—



**„Eta-Augenbrauenbalsam“**  
färbt gleichzeitig dunkler. Mit  
Verteiler. M. 2.—  
**„Eta-Augenbad“** gibt strahlende  
Frische. Mit Wanne. M. 2.50



**„Eta-Handhüllen“**  
machen die Hände zart und  
auffallend weiß. M. 4.—  
**„Fingerspitzenformer“**.  
Je 5 Stück M. 3.—



Das 21. Modell (Patent 321737  
Nasenformer **„Zello-Punkt“**.  
formt jede Nase. M. 6.— u. 8.—  
Pneumatischer **„Gitarrenzel-  
glätter“** (D. R. P. 352864). M. 4.—



**Geradehalter „Sascha“**  
der primitivste, doch bequemste  
Geradehalter. Angeb., ob Figur  
klein, mittel oder stark. M. 3.—



**„Eta-Nasenbad“** läßt die Nasen-  
röte vollständig verschwinden.  
**„Eta-Nasenbad“** wirkt auf die  
Blutzellen. M. 5.—



**„Eta-Muscle“** löst alle gelben An-  
sätze und Zahnstein augenblick-  
lich auf. M. 2.—  
**„Eta-Sauerstoff-Zahnpulver“**.  
M. —.50



**„Eta-Tropfen“** beseitigen Tätö-  
wierungen, Muttermale, Leber-  
flecke und Warzen. M. 3.50

„Eta“-Artikel sind durch zahlr. Patente i. In- u. Auslande  
gesch., ferner gesch. gemäß Gesetz v. 12. Mai 1894. Von  
zahlr. Arzt. u. Chemikern ausprobt. u. glänzd. begut-  
achtet. Tägl. eingehende Dankschreiben selbst a. d.  
entferntest. Ländern der Erde. Versand unauffällig  
per Nachn. od. geg. Voreinsendung auf Postscheckk.  
Berlin 43634. Porto extra. — Bei Bestellung von  
drei verschied. Artikeln od. mehr porto- u. spesenfrei.

**„Eta-Kosmetik“, chem. Fabrik, Berlin W307** Potsdamer  
Straße 32

Da sah ich auch meinen Vater erwachen und die Szene erstaunt beobachten. Er mußte offenbar krank sein, denn mir fiel auf, daß er — im Bette — dicke, wollene Unterkleidung, sogar wollene Strümpfe und eine wollene Zipfelmütze und einen großen Schal um den Hals und die Brust trug. Jetzt riefen mich beide beglückt und bebend mit meinem Vornamen und kamen auf mich zu. Da war es mir instinktiv, als dürfe ich mich nicht von den Eltern berühren lassen, als ginge das unter keinen Umständen; ich wich vor ihnen zurück und sah nur noch, während ich triebhaft die Hände zum Segnen ausstreckte, wie in einem immer dichter werdenden Nebel sich beide weinend in die Arme sanken und dann niederfielen oder niederknieten.

Alles in mir wurde wieder ausdruckslos, ich war völlig benommen, fühlte nur wieder ein inneres Rauschen und Wirbeln, ein erstickendes Untergehen in einer rasenden Kraftströmung. Dann schlief ich wohl. —

Man sagte mir später, daß ich nach einem dreißigstündigen starkkrampf-ähnlichen Schläfe etwas gekräftigt erwacht sei. Von da ab behielt ich das Bewußtsein und kehrte langsam wieder ins Leben zurück. Sobald ich stark genug war, daß ich schreiben konnte, notierte ich mir diese „Traumerlebnisse“. Ich sprach mit dem Chefarzt flüchtig darüber, der sie als Fieberphantasie aufnahm. —

Etwa ein halbes Jahr später kam ich in meine Heimat und wurde von meiner Mutter in Danzig auf dem Hauptbahnhof empfangen. Während wir mit der Vorortbahn nach Oliva fuhren, erzählte sie mir, daß sie zu Hause bereits mit Bestimmtheit angenommen hätten, ich sei gestorben. Darauf meinte ich, daß sie das natürlich hätten annehmen müssen, weil ja Doktor Franz Hartmann die unrichtige telegraphi-



sche Nachricht aus Tananarivo (der Hauptstadt der Insel Madagaskar) von dem Apotheker Dandrieux erhalten und verbreitet habe, daß ich bereits gestorben sei.

„Nein,“ antwortete sie, „an diese Botschaft haben wir nicht geglaubt; sie wurde dann auch bald widerrufen. Aber — wie soll ich's sagen, du bist uns sozusagen sichtbar erschienen und hast dich bei uns abgemeldet; sogar der Hund hat die Erscheinung wahrgenommen und heulte so, daß er einen ganzen Tag lang nicht zu beruhigen war.“

Ich dachte an meine Vision und fragte: „Wann ist das gewesen?“

„Das kann ich dir zu Hause genau sagen,“ erwiderte sie, „denn ich habe den Vorfall am nächsten Tage mit allen Einzelheiten aufgeschrieben.“

Darauf beschrieb ich ihr, wie ich den Hund, von dessen Dasein ich gar nichts wußte, gesehen hatte, und fragte auch nach der Zimmerpalme und der Anordnung der Möbel im Schlafzimmer. Jede Einzelheit des Traumgesichts bestätigte sich aufs genaueste, besonders als ich dann meine Notizen mit denen meiner Mutter und mit der Wirklichkeit im Elternhause verglich.

Bevor ich aber in das Haus trat, bekam ich noch eine anderweitige Bestätigung. Auf dem Bahnhofe des Vorortes Oliva wartete das Hausmädchen mit einem Wagen für das Gepäck und hatte einen braunen, zottigen Hund bei sich. Dieser begrüßte die Hausfrau, indem er mit freudigem Bellen an ihr empor sprang. Als er mich aber erblickte, durchlief ihn ein Zittern, sein Fell sträubte sich, er kniff den Schwanz ein und begann unter allen Zeichen der Angst markerschütternd zu heulen, indem er davon lief und auch lange Zeit nicht zu beruhigen war.

## Sie können morgen Ihr Glück machen!

Was Sie heute sind oder gestern  
waren, spielt keine Rolle!

Wenn Sie täglich nur eine Stunde an Ihrer Ausbildung arbeiten, täglich eine Stunde Ihrer freien Zeit aufwenden, können Sie sich in ganz kurzer Zeit Fähigkeiten aneignen, die in Ihnen Lust und Freude an der Arbeit wecken, die Ihnen ein glänzendes Vorwärtskommen ermöglichen.

Sie müssen natürlich unter richtiger Anleitung arbeiten. Diese bietet Ihnen unser Werk

### Gedächtnis-Ausbildung von HANS GLOY

Das Buch ist keine Spielerei, die Ihnen nur das Geld aus der Tasche locken will, sondern ein aus gesunder Lebensanschauung heraus geschriebener Lehrgang für die Erweckung und Vervollkommen der geistigen Fähigkeiten und eine Anleitung zur Stärkung des Willens u. zur Schärfung der Sinne.

Er umfaßt 7 Briefe mit vier wertvollen Beilagen, kostet in Karton und Decke nur 10 M., und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

„Meine Fähigkeiten haben sich schon nach dem ersten Briefe bedeutend gebessert! — Gloy übertrifft alles! — Jede Arbeit macht Vergnügen, und alle Unternehmungen führen jetzt zum Ziel! — Hat mir vorzügliche Dienste geleistet in bezug auf mein Vorwärtskommen! — Bedeutet für mich einen Wendepunkt in meinem Leben!“

So urteilen die nach Tausenden zählenden Benutzer des Buches.

Wenn Sie sich zunächst mit dem Inhalt des Lehrganges genauer vertraut machen wollen, so verlangen Sie auf nebenstehendem Abschnitt (als Drucksache einsenden) unseren Prospekt. Die Zusendung erfolgt vollständig kostenlos, portofrei und unverbindlich für Sie.

Ich  
ersuche  
um kosten-  
lose Zusendung  
Ihres Prospektes  
über „Gedächtnis-  
Ausbildung“ wie im  
„UHU“ angegeben.

Langenscheidtsche  
Verlagsbuchhandlung  
(Prof. G. Langen-  
scheidt) Berlin-  
Schöneberg,  
Bahnstraße

29-30

Gegründet  
1856

Beruf: .....

Ort u. Straße: .....

Name: .....



# Die Reise des Herrn von Gersberg

*Eine Erzählung von E. von Medem*

Verschiedenen Bekannten der Frau von Gersberg fiel in letzter Zeit ihr schlechtes Aussehen auf; d. h. schlecht war bei ihr ausgeschlossen, aber sie sah entschieden angegriffen aus.

Dasselbe hätte derjenige gefunden, der sie eben gesehen hätte, als sie den Brief folgenden Inhalts empfing:

„Liebe Sophie, Freitag abend bei Baby de Pree gaben Sie mir die Adresse des Magazins in Baden-Baden, wo Sie Ihren Haarkamm kauften. Ich vergaß leider wieder den Namen. Bitte seien Sie so gut, mir denselben nochmals zu schreiben. Ich wäre selbst zu Ihnen hinüber gekommen, muß aber, auf eine unerwartete Nachricht hin, heute abend noch mit Papa nach Baden-Baden, und die Koffer sind erst halb gepackt.

Es grüßt Sie sehr herzlich Ihre  
Dorothea Eberbühlemann.

P. S. Falls Sie keine Zeit zum Schreiben haben geben Sie bitte die Adresse dem Diener mündlich.“

Ja, Frau von Gersberg war angegriffen, denn es machte ihr Mühe, dem jungen Mädchen zu antworten, so wie es einem appetitlosen Menschen Mühe macht, zu essen. Sie trug den Brief, der kurz war, selbst in die Halle, und der Eberbühlemannsche Diener hätte seinerseits feststellen können, daß sie dabei angegriffen

aussah. In der Tat, sie war sehr angegriffen, als sie nun hinauf in ihr Zimmer ging, um sich zum Essen anzuziehen, das heute, wegen der Reise des Herrn von Gersberg, früher eingenommen werden sollte.

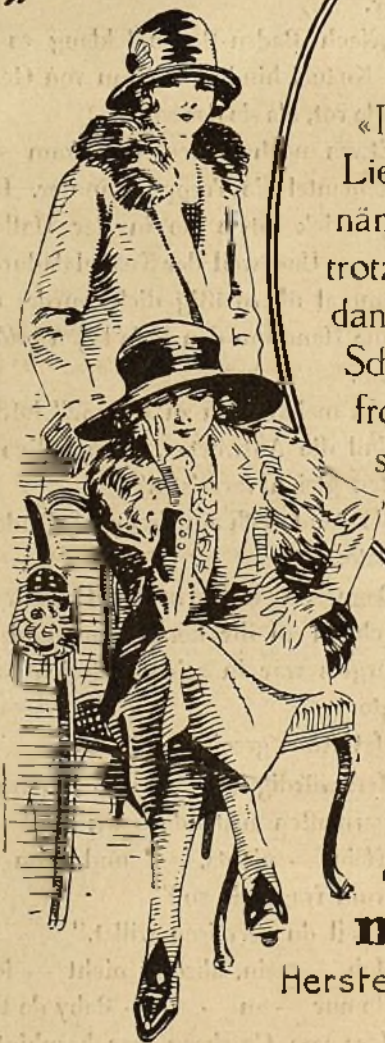
Im Vorbeigehen sah sie in der Halle zwei Handkoffer ihres Mannes stehen. Auf den Hüllen leuchteten bunte Zettel. Ein gelber fiel ihr in die Augen: Baden-Baden las sie darauf. — Etwas fuhr ihr in die Knie, gleich darauf aber dachte sie: Wie lächerlich, die alten Zettel vom vorigen Jahr, als wir zusammen reisten. Aber — man müßte sie entfernen. — Heute in jedem Fall wird Dresden draufgeklebt! Baden-Baden, Dresden, wie beruhigend — zwei entgegengesetzte Richtungen! —

Frau von Gersbach nahm den kleinen Kamm aus ihrem Haar und brach langsam und mit Genuß die Zinken heraus, wie man ein Maßliebchen zerpfückt. — Baden-Baden, Dresden, Baden-Baden, Dresden, und so fort, bis nur der Reif übrig war, den warf sie auf den Tisch. Dresden blieb zuletzt. Und so, befreit, aß sie dann mit Herrn von Gersberg.

Der war fürchterlich eilig, hatte die Uhr vor sich auf den Tisch gelegt, warf ein Glas um, fluchte, rannte mit der Serviette davon, warf sie ihr zu, lachte, kam noch einmal, küßte sie schnell, — und die Früchte aß sie schon allein, nur seine Stimme war noch da: „Leb wohl, — morgen Abend, Siebenuhrzug!“



# „Schon wieder neue Schuhe?“



«Ich finde Deinen Luxus geradezu unerhört!»

«Du täuschst Dich, meine Liebe. Ich trage diese Schuhe nämlich schon lange. Wenn sie trotzdem stets wie neu aussehen, dann ist es das Verdienst der Schuhpastra Erdal Marke Rotfrosch, die das Leder konserviert und den Schuh dauernd elegant erhält.»



## Erdal

mit dem Rotfrosch

Hersteller: Werner & Mertz A.-G. Mainz



Sie saß ganz still in dem großen Stuhl vor dem vielerlei Gerät ihres Tisches und war sehr beruhigt. Denn es waren wirklich zwei verschiedene Richtungen: Baden-Baden, Dresden, Baden-Baden, Dresden, und in der Mitte sie selbst.

Und, o, wie seelenruhig schlief sie diese Nacht! —

Am anderen Morgen war noch immer die Ruhe da. Sie ging durch viele Zimmer. Die waren gemütlich, und wenn sie hinaus-sah, waren auch die Straßen und Häuser angenehm. Und — drüben die Villa Eberbühlemann — leer — Baden-Baden, Dresden, Baden-Baden, Dresden, zwei verschiedene Richtungen! —

Als im Laufe des Nachmittags Baby de Pree sie besuchte, waren beide lustig. Baby de Pree hatte wieder viele Nachrichten und Erlebnisse. Und dann erzählte sie auch, daß sie sich gefreut habe, gestern auf dem Bahnhof Herrn von Gersberg zu treffen, der kleine Trip nach Baden-Baden würde ihn gewiß erfrischen, besonders, da Eberbühlemanns auch dabei seien. Dorothea sei doch wunder-wunderschön, und so verwandelt in letzter Zeit, wahrscheinlich eine Liebe usw. usw. Dann, nach einer Stunde, war Baby de Pree gegangen. Und nun? — — — O, Frau von Gersberg! — Wie sahen jetzt die Zimmer aus und die Straßen und die Häuser und die Villa Eberbühlemann! — — Baden-Baden, Baden-Baden! — Wer sie jetzt gesehen hätte, gewiß würde der wiederum gefunden haben, daß Frau von Gersberg angegriffen aussah. O, diese Gedanken! Alles wiederholten sie, alle Qual der letzten Wochen wickelten sie zu einem Knäuel zusammen,

und den steckten sie Frau von Gersberg in den Hals. —

Mit diesem Knäuel aber ging sie nun umher, ging schließlich in das Kofferzimmer, klingelte, ließ einen Koffer hinauftragen und fing an einzupacken. Die Jungfer war neugierig und entschloß sich zu der Frage: wohin? — denn sie wußte, daß sie mitfuhr.

„Nach Baden-Baden,“ klang es durch den Knäuel hindurch. Frau von Gersberg wurde rot, als sie das sagte.

Etwas nach sieben Uhr kam sie im Reisemantel die Treppe hinunter. In dem Augenblick hörte sie in der Halle eine Stimme. Und weil der Knäuel dadurch mit einemal übermäßig dick wurde, mußte sie die Hand um den Hals legen und blieb stehen.

„Ist meine Frau zu Hause?“ hörte sie.

Und die Antwort: „Die gnädige Frau wollen gleich verreisen.“

Sie stand noch am Treppengeländer und wartete. —

Dann sah sie Herrn von Gersberg, wie er schnell zu ihr heraufkam, und etwas Besorgtes war in seinem Gesicht, als er fragte:

„Ist etwas geschehen?“

Merkwürdig war es, daß die Antwort einigermaßen zustande kam:

„Nein — nichts, —“ und dann noch: „warum fragst du so?“

„Weil du verreisen willst.“

„Ich — nein, absolut nicht — ich — wollte nur — zu — — — Baby de Pree.“

Herr von Gersberg war beruhigt und brummte: „Dummer Kerl, — immer dies Geschwätz. Komm jetzt, wir wollen hinaufgehen, ich erzähl’ dir von Dresden.“





Gesetzlich geschützt!

# Conditorei Paul Köhler

Berlin NW 6, Albrechtstraße 19

*empfiehlt für Gesellschaften,  
Nachmittags-Tees usw.*

*Baumkuchen, Ringe, Spitzen  
Feinste Torten*

*in geschmackvollster Garnierung*

*Dessertgebäcke jeglicher Art  
Bunte Schüsseln  
mit garantiert feinsten  
Naturbutter gebacken*



Bestellungsannahme: Amt Nord 8021 / Lieferung frei Haus



„Von Dresden?“ — —

„Ja, komm!“

Und Frau von Gersberg ging mit ihrem Mann hinauf, um sich von Dresden erzählen zu lassen. Aber die Hand hielt sie noch immer um den Hals. —

Und so mußte sie denn die Erlebnisse anhören, die erfunden waren, und wartete auf den Augenblick, wo sie sagen würde, daß sie dieses wüßte.

Da machte Herr von Gersberg eine Pause. Sie nahm die Hand fester um den Hals und fing an: „Was du mir da...“ In dem Moment riß jemand die Tür auf, und Baby de Pree flatterte ins Zimmer, um sie her das Feuer einer Sensation.

Sie hatte wieder einmal eine Neuigkeit! Herr von Gersberg ging ihr entgegen:

„Nun, Gräfin, was gibt es heute? — Wollen Sie eine Tasse Tee? Das beruhigt, und dann erzählen Sie!“

Aber Baby de Pree wollte keinen Tee. Sie spielte sofort ihren größten Trumpf aus:

„Dorothea Eberbühlemann hat sich verlobt!“ — —

Worauf Herr von Gersberg ganz ruhig: „Ich dachte, Gräfin, Sie hätten etwas Neues zu berichten.“

Baby de Pree aber schrie wütend: „Ja, genügt Ihnen das nicht?“

„Durchaus nicht, da ich es schon wußte.“

„Ach, ich hatte es ganz vergessen, Sie kommen ja aus Baden-Baden!“

„Nein, wenn Sie erlauben, aus Dresden.“

„Aus Dresden? — Ja richtig, ich erinnere mich, Sie sagten auf der Bahn, daß Sie nach Dresden wollten, ich mache auch immer Konfusionen! — Aber wie wissen Sie dann?“

„Die Fahrt nach Dresden hinderte mich durchaus nicht daran zu wissen, daß Erik Warenström seit zwei Monaten heimlich und seit gestern offiziell mit Dorothea Eberbühlemann verlobt ist, da seit zwei Monaten ich dabei die unerquickliche Rolle des guten Freundes spielen mußte mit Mitwisserschaft und allem, was zu solchen Situationen gehört, daß nun endlich alles arrangiert ist, daß Dorothea Eberbühlemann sich eben den schwiegermütterlichen Segen in Baden-Baden holt und, was für mich das Erfreulichste ist, daß ich mich jetzt von diesem romantischen Schauplatz zurückziehen darf.“

Baby de Pree war sehr enttäuscht! Sie küßte Frau von Gersberg schnell und war fort. Julie wußte es gewiß noch nicht. Herr von Gersberg begleitete sie hinaus.

Als er zurückkam, gähnte er etwas, und als er sah, daß es gleich 8 Uhr war, ging er fort, um sich zum Essen anzuziehen.

Auch Frau von Gersberg ging fort, um sich zum Essen anzuziehen. Aus ihren Zimmern kam ihr die Jungfer entgegen und fragte mit dem Gesichtsausdruck, den eine Jungfer in solchen Fällen hat: ob nun die Koffer gepackt bleiben sollten?

Der „Uhu“, das neue Ullstein-Magazin, erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Herausgeber: Peter Pfeffer. — Verantwortlicher Redakteur: Walter Zadek, Berlin. — Für die Anzeigen: Günther Leue, Berlin-Wilmersdorf. — In Oesterreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein, Berlin SW, Kochstraße 22-26.